Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Fr. 1896. 2000.

Aus der

Mappe eines Veteranen

von

Friedr. Freiherr von Dincklage-Campe

8. Tausend

Berlin
Schall & Grund
Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler
Verein der Bücherfreunde

Inhalt

Een Domine

Eine friesische Erzählung

Den schmalen Klinckersteig entlang schritt eine Dame durch die Süderstraße des Inseldorfes Borkum. Sie ging rasch, obwohl die September-Nachmittagssonne ihre schwindende Kraft noch einmal schien zur Geltung bringen zu wollen. Die Straße — wenn man den sandigen Fahrweg mit den verstreut daranliegenden, reinlich und einladend dareinschauenden Fischerhäusern eine Straße nennen will, — war menschenleer. Sonntagsruhe überall! Nur selten ergingen sich Badegäste und Spaziergänger in diesem vom Strande entlegenen Teile des Dorfes.

Freundlich grüßte die Dame hier und da hinüber, wo etwa die Fischersleute unter den grüngestrichenen Bretterlauben friedlich vereint saßen, und freundlich und vertraulich lautete der Gegengruß:

„Guuden Dag, Mefru!“ „Guuden Dag, Fru Pastorin!“

Dann folgten wohl die Blicke der schlanken, hohen Gestalt im einfachen grauen Kleide, und in ein kurzes Wort wurde ein Urteil zusammengefaßt, das aus dem Munde der wortkargen Friesen einer langen Rede südlicher geborener Germanen gleichwertig war.

„Dat heef Domine guud geraaked!“ — „Das hat der Pastor gut getroffen“, hieß es dann wohl, und „Best — heel best“ — „gut, sehr gut“ lautete die Antwort. — —

Die Dame war an der Straßenbiegung angekommen, in welche der Wiesenweg einmündet. Jetzt hob sie den grauen Rock etwas höher, trat entschlossen mit den zierlichen gelben Strandschuhen in den tiefen Sand und ging quer über den Weg einem etwa fünfzig Schritt zurückliegenden Hause zu. Eine Art Garten umgab das nicht hohe, wie alle diese Häuser, aus dem „Küchenende“ und der „Scheune“ zusammengesetzte Gebäude. Ein grüngestrichenes Stacket faßte den Vorgarten des Hauses ein. Grün leuchteten auch Thüren und Fensterrahmen, während es Fleiß und Sorgfalt nicht gelungen war, diese Farbe in dem Dünensande des Gärtchens emporzubringen. Jeder „Nordwest“ setzt neue Massen des überaus feinen trocknen Sandes in Bewegung und bedeckt die kaum zur Entwicklung gelangten Gräser und Blüten. Freilich, weitab von den Dünen — an der Binnenweide, dem ausgedehnten Wiesenlande der inneren Insel und auf dem Ostland-Borkum, — da findet man auch fruchtbringende Gemüsegärten — ja sogar Bäume — Pappeln, Weiden. In und an den Dünen lassen Dürre und Winterstürme keinen Baumwuchs zu, und es war ein besonderer Vorzug, wenn das Besitztum, dessen Gartenpforte die Frau Pastorin eben öffnete, einen recht ansehnlichen, knorrigen alten Birnbaum besaß. Freilich in seinen Wipfeln mochten die Stürme arg gehaust haben, denn an Höhe überragte er kaum das Häuschen, aus dessen Thür jetzt ein alter Mann der Dame entgegentrat. Er mochte den Siebzig nicht mehr fern sein, aber seine Haltung zeigte Kraft, und aus seinen klaren hellblauen Augen sprachen Energie und Wohlwollen zu gleichen Teilen.

„Guuden Dag, Mefru!“ lautete auch hier der einfache Willkommengruß, und der freundliche Ausdruck in

seinen starken Zügen ließ erkennen, wie aufrichtig die Worte gemeint waren.

Er setzte den dunkelblauen Hut, den er einen Moment gelüftet hatte, wieder auf das volle graue Haar und öffnete die Hausthür, nachdem er die dargebotene schmale Hand derb geschüttelt.

„Ich komme, einmal nach Eurer Frau zu sehen, Claas Rottum! Geht's besser?"

„Gott's gedankt, et heeft gäin Gefahr mehr," antwortete der Mann in seiner friesischen Landessprache und dann zum Hochdeutschen übergehend: „Eben war Dr. Kock hier; Geerdje ist fieberfrei und kann bald wieder hergestellt sein."

„Ich bitte Euch, Claas Rottum, sprecht friesisch mit mir, ich verstehe das schon ganz gut, wenn ich's auch noch nicht sprechen kann — Ihr wißt, ich bin —"

„Ich weiß, da von den ‚Österrikern' hat Euch Domine ten Doorn geholt," fiel er im friesischen Idiom ein, während er die Thür des luftigen hellen Schlafzimmers öffnete.

„Mefru ten Doorn kommt, dich besuchen," sagte er fast sanft und neigte sich einer alten Frau zu, die im Lehnstuhle am Fenster saß und das schmale Gesicht, das neben dem Ausdrucke des Leidens doch die Spuren einstiger Schönheit zeigte, jetzt mit dankbar freundlichem Blicke der Dame zuwandte.

„Das nenne ich einen Unterschied gegen vorgestern, Frau Geerdje," sagte diese, „heute seht Ihr ja ganz proper wieder aus den Augen und — wie sagt Ihr doch, Vater Claas, wenn Ihr etwas schön findet? — richtig — mooje! Was müßt Ihr einmal für eine mooje Frau gewesen sein?" Sie hatte freundlich der Alten Hand ergriffen, und „noit gläik you" („nimmer gleich euch"), antwortete diese fast zärtlich.

„Ik sall ü versekern," fiel der alte Claas ein, „sie war die Schönste von allen Mädchen auf dem Eiland! Weißt du noch, Geerdje, damals — vor 48 Jahren,

als ich van de Westindie quam mit dem hollandsen Barkschiffe? — Seitdem ist sie mein Sonnenschein", fügte er mit fast zärtlichem Blicke hinzu. „Was sagte ich da?"

„Ja, ja," erwiderte die Alte lächelnd, „da meinte er, Kapitän auf meiner Tjalk sei besser, als Steuermann auf einem Vollschiffe, seitdem er mich gesehen, und — ja, ja, das waren schöne Jahre, damals an Bord unserer ‚Geerdje van Borkum' und —"

„Ist's anders geworden, seit wir von den Planken auf den Sand zogen?" fiel der Schiffer ein.

„Ich wünsche Mefru ein gleiches Glück, wie ich es gefunden!" lautete die überzeugungsvolle Antwort. „Ich traf's mit einem guten Manne, und wir erzogen uns gute tüchtige Söhne."

Die junge Frau errötete.

„Ja, ja — wenn Gott gnädig ist, dann giebt er auch Euch Gelegenheit, zu erziehen!" fuhr die Greisin fort. — „Der Domine ist viel umaus, allein würde es Euch auch manchmal einsam werden in Eurem neuen Hause!"

„O, es ist so schön hier auf Borkum," erwiederte die Pastorin ausweichend.

„Ja, ja, im Sommer freilich, da ist's lustig! Aber wenn die Gäste fort sind, wenn die Stürme aus Nordwesten die See bis an die Schutzmauern treiben, wenn die Ems in Eis geht und mitunter durch viele Tage kein Fährschiff von Emden kommt, kein Steamer die Post bringt, dann —"

„Wir haben ein altes Gespräch (Sprichwort)," unterbrach der Schiffer die Rede seiner Frau:

„Well Fräden findt an d' eegne Heerd,
De noit[1]) na buten[2]) mehr begehrt,
In't Waertshus näit sin Geld verteert!

[1]) noit = niemals.
[2]) buten = auswärts.

Den Frieden kann Euch auch der Nordwest nicht aus dem Hause treiben, wenn Ihr ihn nur ordentlich festhaltet."

„Wir werden ihn gewiß festhalten, Vater Claas," antwortete die Dame und nickte freundlich dem Manne zu. „Vor der Wintereinsamkeit fürchte ich mich nicht, seit ich weiß, wie ehrenhaft, wie treu und wahr das Volk ist, dem auch mein Mann entstammt."

„Ihr habt das Rechte getroffen, Mefru, um uns sprechen zu machen, wie wir denken. Ihr seid nicht stolz und dünkt Euch nicht zu gut, auch einmal eine schwielige Hand zu drücken — und seid doch eine Edelmannstochter, wie das Gespräch geht!"

„Ich will nichts sein, als das, was ich bin," antwortete sie lachend in gebrochenem Friesisch, „die Fru van de Domine von Borkum!"

Die beiden Alten lachten mit ihr gemeinsam über den Sprechversuch. „Best!" sagte der Fischer freundlich nickend und dann: „Stolz — hm! — Dat is to dumm!" Er gab der Überzeugung von dem Zutreffen seines Ausspruches durch kräftiges Kopfschütteln und mitleidiges Lächeln Ausdruck, nahm dann aus der Seitentasche seines kurzen blauen Schifferrockes eine Thonpfeife und stopfte sie aus einem Tabaksbeutel von Seehundsfell — ganz bedächtig und noch immer lächelnd — über den „dummen Stolz" wohl.

Eben schlug er mit Stein und Taschenmesser die Funken in eine messingene „Zunderbüchse"; seit 40 Jahren führte er sie, wie er der Pastorin erzählte.

Jetzt that sich die Thür auf, und ein Mann trat herein, den man freilich nach seinem Äußeren nicht für den evangelischen Prediger gehalten hätte, — dessen Erscheinen aber den Ausdruck freudiger Überraschung auf die Gesichter der Anwesenden rief.

„Dachte mir, daß du so rasch nicht fortfinden würdest von der Mutter Geerdje," wandte er sich neckend an die Dame und dann im reinsten Friesisch an die

Genesende: „Ich brauche nicht zu fragen, wie Ihr heute ‚to passe'[1]) seid, sehe es ja selbst, und so lebhaft war's hier, daß ihr mein Anklopfen gar nicht einmal hörtet! Nun ist's aber genug — sonst reden wir der Mutter Rottum am Ende noch einen Rückfall an! Komm, Antje — ich habe heute Zeit, mit dir einen Weg um die Dünen zu machen." Das sagte er wieder hochdeutsch.

Sie schieden beide mit herzlichen Wünschen von den Schifferleuten. Der Alte geleitete sie bis an den Gartenzaun und nachschauend sagte er dann für sich: „An de Beide is nix Quades[2]) — de paßt na Borkum!" und nach einer Pause: „So kunn mien Geerdje ens[3]) ook door de Sand stappen![4]) Mar[5]) — de Tiiden sünt verleeden."[6])

Durch den Sandgang „stappte" die junge Frau froh dahin, auf den Arm des großen starken Mannes mit den ernsten Augen, gelehnt, dem Menschenfurcht unbekannt, die Lüge verhaßt und seine Überzeugung heilig war, des Mannes, dem sie gefolgt war aus dem Schlosse ihres Vaters — hier auf die ferne Insel — sie, die Tochter des wohlhabenden Edelmannes, — dem einstigen Hauslehrer ihres jüngeren Bruders.

Der Domine von Borkum trug in seinem Äußeren kaum Anzeichen seiner Stellung zur Schau. Wie alles Ostentative dem friesischen Charakter widerspricht, so vermeidet auch der Friese peinlich alles, was nach außen hin an den ihm verhaßten — ja ihm unverständlichen Kastengeist erinnern könnte. Das ganze Volk ist durchdrungen von dem Sinne seines Wahlspruches: Eala freya fresena!

---

1) good oder leep to passe = gut oder schlecht befinden.
2) Quad = böse.
3) ens = einst.
4) stappen = rasch gehen.
5) Mar = indessen.
6) verleeden = vorüber.

„Wie lieb von dir, Wibo, daß du mich abholst. Du hast wohl deinen Besuch im Ostland aufgegeben?“ sagte jetzt die junge Predigersfrau.

„Er wurde überflüssig. In Upholm begegneten wir der Witwe, der mein Weg galt — du weißt, die in voriger Woche ihren Mann verlor — er war Wärter der Mövenkolonie!“

„Ach, die arme Frau mit den fünf Kindern! Was wird aus ihr?“

„Sie nimmt ihren Bruder vorläufig zu sich und behält die Geschäfte ihres Mannes.“

„Die arme Frau! Es muß doch schrecklich sein da oben in dem einsamen Häuschen — im Winter!“

Er sah die Frau mit einem kurzen fragenden Blicke an. „Ja, einsam ist's im Winter auf unserer Insel.“

„Wibo — du sagst das so — so, als ob du glaubtest, ich könne jemals mich hier vereinsamt fühlen. Ich habe ja dich — dich, du Lieber, und — —“

Sie sah glücklich zu ihm hinauf und hing sich fester an seinen Arm.

„Trotzdem werden die Tage kommen, in denen dir die Größe des Opfers klar werden wird, das du deiner Liebe — und mir brachtest, als —“

„Wibo, wie kannst du nur so sprechen! Ich will's nicht zu Ende hören. O, du wirst sehen, ich werde eine ganze Insulanerin, eine ganze Friesin werden, werde Freude finden an den Stürmen, am —“

„Halt, mein Kind — heute wollen wir uns noch des herrlichen Sonnenscheins freuen,“ unterbrach Pastor ten Doorn.

Sie waren inzwischen die steilen Dünen hinangestiegen, auf welchen das Sturmwarnungssignal des Südstrandes aufgerichtet ist.

Im weichen Dünensande ließen sie sich nieder. Eine herrliche Rundschau bot sich dem Auge. Fern über der weiten Seebucht — im Westen — die

holländische Küste. Die Luft war hoch — deutlich erkannte man die Türme und Mühlen, emporragend über den hohen Seedeich. Dann — etwas nördlicher — wie ein Fels hervorragend aus dem Meere — die Möveninsel Rottum. Im Osten das ausgebreitete Inselland mit seinen, von Kühen und Pferden belebten frischen grünen Weiden, von Wasserläufen durchschnitten und umrahmt vom dreifachen Dünenrande, steil abfallend gegen das weite gelbe Muschelfeld des Nordstrandes. Unten, zwischen Dünen und Weideland eingenistet, das Inseldorf — eine kleine Stadt fast, mit all den verzweigten Sandstraßen, überragt von den beiden Leuchttürmen. Und angelehnt an das Dorf die Badestadt. Die hohen stattlichen Hotels, stolz thronend auf der Höhe der Dünen, überwallt von mächtigen Flaggen an hohen Masten. Davor aber, am Strande, ein buntes Bild des Badelebens — ein Wogen all' der Menschen, die der warme Tag noch einmal vollzählig hinausgelockt hatte zwischen die Buhnen, denn bald war's ja vorbei mit der Sommerfreude. Darüber hinaus dann — das endlose Meer, die schäumende Dünung, das Branden der Seen auf den Borkum-Riffen.

Die junge Frau da oben auf der Düne schien den Eindruck des Inselbildes noch einmal so recht in sich aufnehmen zu wollen.

„Wie herrlich," sagte sie, „wie schön ist das! Gleichen nicht die Dünenketten dort hinten den ferneren Gebirgen bei mir daheim? — Sieh nur, die zackigen Profile! — Und wie ein Urwald schaut der dornige Ginster aus, der die Abhänge bedeckt!"

„Und unser Edelweiß ist die Pyrola," schaltete der Pastor lächelnd ein.

„O, die ist viel lieblicher wie unser Edelweiß, denn sie hat Duft! Aber sieh — dort — die Schiffe all, die mit der Flut und dem Winde auf die Ems zu biegen! — Dort die Bark und der Dreimastschooner! — Du siehst, ich war eine gelehrige Schülerin,

Wibo, — und drüben die beiden Tjalk — mit einem Maste nur! Solch ein Schiff war die ‚Geerdje von Borkum‘ des alten Claas Rottum!“

„Antje, — das macht mir eine innige Freude, wenn ich deine Interessen so den meinigen sich anschließen sehe! Ich darf's dir ja jetzt sagen, daß ich mit Bangen dich auf die Insel verbannte!“

„Wo du bist — verbannt? Sprich nicht so, Wibo! Freilich — so allein und weltfremd hier zu hausen, wie der da unten — nein, das möchte ich nicht.“ Sie zeigte auf ein Dünengelände, unterhalb ihres Standpunktes gelegen, welches, von einer hohen Backsteinmauer umgeben und mit einem größeren Wohnhause bebaut, fast einer kleinen Festung glich.

„Wer weiß, welche inneren Kämpfe den alten Holländer in die selbstgewählte Verbannung trieben. Er ist übrigens ein liebenswürdiger, vornehmer Mann!“

„Was er nur beginnen mag?“ fragte die Frau, hinabsehend in die öde, weite Abgeschlossenheit.

„Er sucht nach den Mitteln, die Dünen einst zu Wäldern umzugestalten. Siehst du nicht die einzelnen winzigen Anlagen, grün aufscheinend, da unten? Das sind Baumpflanzungen — Erlen, Birken, Eichen und auch Tannen. Ein kummervolles Leben fristen sie trotz aller Pflege und Sorgfalt!“

„Tannen? Ich dächte, du sagtest mir, es gäbe keine Tannen auf den Inseln — wir würden unsere Weihnachten ohne den Christbaum feiern müssen!?“

„Nun ja,“ antwortete der Pastor lachend, „an des Mynheer van Dwingeland Taschenausgabe hatte ich allerdings nicht gedacht. Übrigens erinnere ich mich, dir gesagt zu haben, daß wir Friesen überhaupt die ‚Christbäume‘ nicht kennen!“

„Aber, Wibo, wie kann man Weihnachtsfreude ohne Tannenduft und Lichterglanz empfinden?“

„Der übertriebene Wert, den man mehr und mehr

der weltlichen Feier beilegt, schwächt nach meinen Gefühlen den Ernst und die Würde dieses höchsten christlichen Festtages ab!“

„Wibo,“ unterbrach die junge Frau mit einem vorwurfsvollen Blicke, „Wibo, „vergissest du, daß es Weihnachten war, — daß die Lichter des Weihnachtsbaumes noch brannten, als wir uns fanden? als ich dir sagte, — nein — sagen that ich ja eigentlich nichts, aber du verstandest mich dennoch!“

„Herzenskind,“ sprach er zärtlich, ihr die Hand drückend, „den Glanz der Lichter wirst du dir hier versagen müssen. Ich — als Pfarrer, möchte auch nicht von den Landessitten abweichen!“

„Um der Menschen willen!“ antwortete sie mit einem ganz kleinen Anfluge von Gereiztheit. „Aber komm,“ fuhr sie, sich erhebend, fort, „es fängt an, kühl zu werden, und ich möchte auch noch zu Frau ten Abel. Sie war so freundlich mit mir — schade, daß auch sie nun morgen abreist. Wenn die dumme Cholera nur nicht wäre, die uns so viele liebe Badegäste vor der Zeit forttreibt, obwohl es hier doch ganz sicher ist.“

„Mein Kind, erstens ist die Begründung deiner Mißstimmung über die furchtbare Krankheit nicht ganz selbstlos, und dann — es liegt in Gottes Hand, ob wir hier sicher sind — oder nicht.“

Das klang wie ein Tadel!

„Ich muß mich erst daran gewöhnen, niemals zu vergessen, daß ich die Frau des Domine bin,“ antwortete sie lächelnd und hängte sich an seinen Arm.

„Begleitest du mich?“ fragte sie dann.

„Bis zum Hotel nur — ich habe noch an der Traurede für den Fischer Bokker zu arbeiten.“

* * *

Der Winter war eingezogen auf Borkum — fort waren alle die Sommergäste, die Hotels geschlossen und ein guter Teil der Privathäuser dazu.

Frau Anna — Antje wurde sie von ihrem Manne genannt — war es dann doch etwas wunderbar und bang um das Herz geworden, als die ersten Stürme die See aufwühlten, als der Schnee in einer einzigen Nacht fußhoch fiel, als immer mehr und mehr Tage zwischen den Besuchen der Frau Doktorin und der Frau des Verwaltungsbeamten vergingen. Dazu war Domine ten Doorn viel mehr außerhalb des Hauses thätig, als die junge Frau sich das vorgestellt hatte. Mit hohen Wasserstiefeln angethan, wanderte er durch den Schnee und besuchte die Mitglieder seiner Gemeinde — auch die, die fern im Ostlande lebten. Bei allen Unternehmungen für das öffentliche Wohl war er beteiligt. Seine Vorträge an Sonntag-Nachmittagen waren stets besucht, und durch die Gewohnheit, immer dort selbst einzugreifen, wo Schwierigkeiten zu überwinden, wirkte er als Beispiel.

Dieses Beispiel aber übte seinen Einfluß auch mehr und mehr aus auf seine junge Frau. Soweit ihn seine Berufspflichten freiließen, stand sie ihrem Manne stets hülfreich zur Seite, und wenn ihr die Mitwirkung nach außen unmöglich wurde, dann suchte sie seine Stunden daheim zur Erholung zu gestalten. Sie sang mit gewandter und sympathischer Stimme zum Klavier, sie las ihm vor aus den ernsten wissenschaftlichen und belehrenden Werken, die er ihr vorlegte. Freilich — nur solche Werke wurden ihr gereicht, und gerade die Einseitigkeit dieser Lektüre ließ das Interesse, die Spannung ihres Geistes nach und nach erlahmen. Es fehlte die frische Würze der leichteren modernen Litteratur als Zugabe — gleichsam, um das Schwere verdaulich zu machen. Solange die Schiffe noch regelmäßig kamen, trafen aus der Heimat eine Reihe von unterhaltenden Journalen ein — aber mehr und mehr wurde der Verkehr unterbrochen. Es kam — von ihr selbst fast ungemerkt — eine Müdig-

keit über die junge Frau, welche auch dem Domine mitunter nicht unbemerkt bleiben konnte.

Der Zufall fügte es, daß Frau Antje in einer neuen Thätigkeit für Geist und Körper zugleich auch eine neue Lebensfreude erblicken sollte.

Als eines Sonntags — es war im Anfang des Dezember — der Chorgesang von der Orgel, wie schon oft, der Frau Pastorin Ohr derb berührt hatte, wandte sie sich an den alten Küster und Kantor und machte ihn auf die Fehler in der Einübung aufmerksam.

Mefru ten Doorn, ick sün old und kann dat näit mehr! Mar wenn Mefru dat de Kinner sülven leeren wullen, dann künn das best gebören!" [1])

Mit Freuden griff Frau Antje den Vorschlag auf. Schon am nächsten Sonnabend „stappte" sie in hohen Boots durch den Schnee zum Schulhause, und der Unterricht begann.

Bald aber stellte sich der Mangel eines Harmoniums im Schullokale heraus. Die Frau Domine ordnete daher an, daß zur nächsten Übung die Kinder zu ihr in das Haus kommen sollten — nicht in die teppichbelegten Wohnräume, sondern in ein wenig benutztes Konferenzzimmer, zu welchem Pastor ten Doorn den Schlüssel in Händen hatte.

Zu Antje's Erstaunen verweigerte dieser die Herausgabe des Schlüssels, ohne weitere Angabe von Gründen. In ihren Plänen, wie sie glaubte, zwecklos gestört, kam eine Verstimmung über die junge Frau, wie sie bislang noch nicht an sie herangetreten war.

„Soll ich denn jeder Freude entbehren, Wibo? Auch der harmlosesten und unschuldigsten?" rief sie aus.

Aber selbst die Thränen, die dabei aus den schönen Augen flossen, vermochten keine Änderung des Beschlusses herbeizuführen.

Selbst als auch am folgenden Tage die Verstim-

---

[1]) gebören = sich ereignen.

mung vorhielt und sich dann von Tage zu Tage verschärfte, blieb die Thür verschlossen — der Frau wenigstens. Dagegen entging es dieser nicht, daß in dem Raume mehrfach leise gesprochen wurde — ja, sie glaubte sogar einmal die Stimme der Frau Doktorin, einer lebhaften, noch jugendlichen Blondine, darin vernommen zu haben.

Am Abend kam es dann zu einer erneuten Anfrage, aber ruhig erwiderte der sonst so gütige und gerechte Mann: „Wenn ich meine Gründe habe, so mußt du meine Anordnungen in gutem Glauben hinnehmen.“

„Gut denn,“ erwiderte die Frau kurz, „so erkläre ich, daß ich nur in jenem Raume meinen Unterricht fortsetzen werde!“

Seit jenem Tage brachte der Domine fast jeden Abend außer dem Hause zu, — er sagte nicht, wohin er ging, tief in den Mantel gehüllt.

Stundenlang saß die sonst so muntere Frau in stillem Brüten. Nicht einmal ihrer Mutter konnte sie ihr Herz ausschütten — die Postverbindung war unterbrochen.

Schmerzvoll sah Antje den Tagen entgegen, die ihr von frühester Kindheit an nur Freude gebracht hatten. Und zum erstenmale sollte sie, die junge Frau, Weihnacht ohne Weihnachtslichter feiern. Und dazu — mit Mißtrauen im Herzen.

„War denn Pastor ten Doorn nicht immer gleichmäßig in seiner ernsten Freundlichkeit geblieben, nicht ebenso aufmerksam, wie am ersten Tage nach der Hochzeit?“ Das fragte sie sich wohl, aber wenn sie „ja“ antworten wollte, dann protestierte die böse Stimme da drinnen: „Wo ist er denn Abend für Abend? — er, der Geistliche, der das Vorbild eines Ehemannes sein sollte!“

So kam der 24. Dezember heran. Aber mit ihm traten alle Anzeichen eines aufziehenden Unwetters

ein. Der Barometer fiel mit erschreckender Schnelligkeit, dunkle Wolkenmassen zogen sich zusammen, und in rasender Eile flogen die oberen Schichten am Himmel entlang nach Nordost.

Die Insulaner, den Einwirkungen der Elemente besonders preisgegeben, sind gewohnt, die Naturerscheinungen mit gleichem Interesse zu beobachten, wie die Schiffer auf hoher See.

Auch auf Borkum rüstete man sich, um den Unbilden des Wetters, das da aufzog, entgegenzutreten, denn alles, was der Sturm dort zu ergreifen und loszureißen imstande ist, das wird mitgenommen, unwiderstehlich.

Schon um Mittag hatte das Wetter einen orkanartigen Charakter angenommen. Die dünne Schneedecke, die damals lag, wurde hinweggewischt, und mit furchtbarer Gewalt schüttete die Düne ihre dichten Wolken feinen Sandes über die Insel. Wer es vermeiden konnte, ging nicht hinaus, und wen der Beruf hinaustrieb, der kämpfte mit Verzweiflung gegen die vereinten bösen Gewalten, Wind, Sand und eisige Kälte.

Es mochte gegen ein Uhr mittags sein, als Domine ten Doorn neben seiner Frau vor dem Fenster seines Studierzimmers stand und ernst hinaussah nach dem menschenleeren weiten Platze vor ihm, in dessen Mitte der Leuchtturm sich majestätisch erhob. Leise trat Frau Antje an seine Seite. „Wie furchtbar!" sagte sie, „wie schrecklich für die Armen, die heute draußen sind oder auf dem Meere!"

„Sie sind in Gottes Hand," hatte der Geistliche eben geantwortet, als er plötzlich mit erhöhter Aufmerksamkeit hinaussah in das Unwetter.

„Das sind Leute von der Bemannung des Rettungsbootes, die da über den Platz laufen!" rief er dann. „Mein Gott, sollte ein Schiff —?"

Rasch eilte er seinem Ankleidezimmer zu und kam

schon nach wenigen Minuten im Ölrock und Südwester zurück.

„Mein Gott, Wibo, du wirst mir doch nicht — auch das noch anthun? Bedenke doch — was mir bevorsteht! — O, mach mich nicht noch unglücklicher, wie —"

„Mein Kind, ich thue meine Pflicht als Insulaner. Nicht im verwegenen Übermut werde ich handeln, wenn's aber Not thut, dann — — Gott gab mir eine starke Hand, und Gott wird mich schützen, — mich und — dich."

Er küßte der jungen Frau Lippen und eilte hinaus. Frau Antje saß wieder in dem Sessel, vergrub das Gesicht in die Hände und schluchzte: „Auch das noch!"

* * *

„Gott sei Dank, daß Ihr kommt, Domine, es ist die höchste Zeit, und es fehlt der Mann am Steuerbord-Schlagriemen!" So klang es ten Doorn entgegen durch den eisigen Sturm, als er die Norddüne hinabstieg zum Strande.

Schon hatte man das Boot aus dem Bootshause vorgeschoben, bis dicht hinan an die Brandung, denn furchtbar war die Gefahr, in welcher die Menschenleben schwebten, denen jetzt das Rettungswerk gelten sollte.

Gerade westlich des Wracks Felix, etwa eine halbe Seemeile vom Strande, war ein Schooner auf den Grund geraten. Bei dem schweren Seegange drohte er in jeder Sekunde zu zerspringen. Deutlich ließ sich erkennen, wie man an Bord vergebens sich bemühte, die Boote zu Wasser zu bringen, erkennen, wie eines derselben kenterte, man sah, wie der Fockmast über Bord ging, nachdem die Wandten gekappt. Aber noch lebte die Mannschaft, noch konnte geholfen werden.

„Ihr, Claas Rottum?" antwortete der Domine dem Manne, der ihm entgegengerufen, „laßt doch Jüngeren die schwere Arbeit!"

„Noch langen meine Kräfte, und denen da an Bord des Schooner kann's eins sein, ob sie von Jung oder Alt gerettet werden."

Bis an die Hüften standen die Männer im eisigen Wasser, um christliche Barmherzigkeit auszuüben, und mitten unter ihnen jetzt der Domine. Er hatte, wie jene, die Korkjacke übergeworfen. Seine kräftige Hand blieb nicht unwirksam, denn bald wurde das Boot flott. Mit furchtbarer Gewalt schleuderten aber schon die nächsten schaumgekrönten Wellen es zurück auf den Sand. Immer von neuem arbeiteten die Männer — über ihre Köpfe hinweg spritzten die Wellen, immer wieder hörte man die Stimme des alten Claas: „Noch einmal — alle Hand — Oihojo! Nicht nachlassen — Oihojo! — Hol — hol!"

Und dann trat eine jener unheimlichen Pausen ein, in denen sich das wütende Element zu neuem Angriff zu erholen scheint, — jene Pause nach drei großen Seen, — und das Boot glitt durch die Brandung. In der Kürze eines Gedankens schwangen sich die Männer über das korkumfaßte Schanzdeck, die Riemen tauchten in die schäumende Flut, und das winzige Fahrzeug strebte dem gestrandeten Schiffe zu.

Mit sicherer Hand führte der alte Claas Ruder und Kommando. Verzweifelt arbeiteten die Männer, — allen zum Beispiel der Domine — aber nur langsam ging es vorwärts, denn schon hatte sich die See zu neuem Kampfe aufgerafft.

Schon war das Rettungsboot dem Schooner auf Rufweite nahe gekommen, schon hatte Claas Rottum mit mächtiger Stimme den Befehl hinübergerufen, Enden in das Fahrzeug zu werfen, um Verbindung herzustellen, als er plötzlich den Warnungsruf „See" und das Kommando „Stürbord roje an, Backbord striik" („Steuerbord, rudere an, Backbord streich") ertönen ließ.

Rasch drehte sich das Boot, gerade mit dem Bug voran hob es sich über eine Welle, deren mächtiger

Kamm es zusammengedrückt hätte, wäre es in seiner vorherigen Lage geblieben.

Die See — die Welle — aber, deren Gewalt, dank der Aufmerksamkeit des alten Seemanns, das Rettungsboot entronnen war, wenn sie auch dessen Raum fast bis zu den Duchten[1]) gefüllt hatte, — dieselbe See hatte den Schooner mit unwiderstehlicher Gewalt gehoben und dann hinabgeschleudert auf den tückischen Strand.

Ein markerschütterndes Krachen dröhnte durch das Heulen des Sturmes, durch das Zischen und Gurgeln der See, dann legte sich das Schiff völlig auf die Seite — die Planken trieben auf; noch ein-, zweimal ein Knistern, ein Rauschen, wie wenn Bäume gefällt werden im Walde, und dann — verschwand die Railing unter dem Meere, nur die Maststumpfen ragten aus dem schäumenden Gischt hervor.

„Hol aus — Ruder an überall!“ kommandierte Claas Rottum. „Nu is et hooge Tied — wahrschaut[2]) mi — wenn y de Lüe saeit!“

Bald war das Boot bei dem Wrack angelangt.

„Steuerbord dwars[3]) ein Mann,“ rief jetzt der Domine. Rasch wandte sich das Fahrzeug. Ein paar starke Hände griffen zu — einen Jungen, ein Kind fast noch, hob man hinüber in das Boot.

Aber schon schoß das leichte Boot vorwärts. Diesmal war's ein Mann — im grauen Haar schon, den man hineinzog! — Und weiter — einer Boje zu — eine Frau hielt sich daran — noch jung. Schon verließen die Kräfte das verzweifelnde, geängstigte Weib, als die rettende Hand sich nach ihr ausstreckte. Fünf Menschenleben waren nach und nach gerettet.

„Wie viele Hand waren an Bord?“ fragte jetzt der Alte.

---

[1]) Duchten = Sitzbänke.

[2]) wahrschauen = benachrichtigen.

[3]) dwars = seitwärts.

„O, Mynheer! — meyn Mann — meyn Mann — en meyn Kind,“ ertönte als Antwort der markerschütternde Ausruf des aus tiefer Ohnmacht erwachendes Weibes.

„Dort — dort — recht voraus — zwei Strich Steuerbord — recht so!“ avertierte jetzt einer der Matrosen, und dann wurde auch den übrigen der Kopf eines Mannes erkennbar, dessen Arm um ein schwimmendes Rundholz geschlungen war.

Eben hatte das Boot sich längsseits des Holzes gelegt, als mit gellender Stimme ein Schrei ertönte — wie ein Jubeln und doch erschütternd.

„Meyn Kind!“ kam es über die Lippen der Frau. Sie streckte die Arme aus, dem kleinen Wesen entgegen, das der Mann da am Balken mit verzweifelter Gewalt über das Wasser emporhielt.

Bald lag es an der Mutter Brust, das kleine Mädchen, jubelnd über das Wiedersehen.

Ihn aber, den treuen Vater, verließen in dem Augenblicke, wo er in das Boot gehoben wurde, die übermenschlich angestrengten Kräfte.

„Bünn ji dat all?“ fragte der alte Claas.

„Alle!“ lautete die Antwort.

„Dann roje an overall!“ erschallte das Kommando, und vorwärts schoß das Boot, vor Sturm und Riemen dem Strande zu.

Bald knirschte der Kiel über dem Sand — noch eine See rollte von achter über das Boot und dann ging's hinauf zum Ufer — auch der Kapitän, der Retter seines Kindes, war wieder imstande, an Land zu gehen.

Dichtgedrängt standen die Zuschauer am Ufer. Hilfreiche Hände fanden sich für die Bergung des Bootes und freundlich nahm man sich der Geretteten an. Es war die holländische Schooner-Kuff „Etje“, deren Spanten heute zu Ebbezeit emporragen aus dem Salzwasser am Nordstrande von Borkum.

* * *

Es konnte gegen vier Uhr sein, als der Domine seine Wohnung erreichte. Ein Mitglied seiner Gemeinde hatte ihn bis vor die Hausthür gebracht. — „Nehmt stöhn[1]) up meyn Arm," hatte er gesagt, als er den Geistlichen, von der übermäßigen Anstrengung wohl, schwanken sah, — und jetzt empfing ihn Frau Antje, Thränen in den Augen und doch Glück in den Mienen.

„Wibo, du lieber, edler Mann!" flüsterte sie ihm zu und schloß ihn an sich. — Mit liebevoller Sorge nahm sich Frau ten Doorn der Pflege ihres Mannes an. Fliederthee und ins Bett hatte Dr. de Kock kurz verordnet, und „in der Hausapotheke ist noch Fliederthee," hatte das Stubenmädchen gesagt. Jetzt war der Domine wohl zu Bett gebracht, aber die Hausapotheke war nicht zu finden. Endlich fiel es dem Mädchen ein — in der Konferenzstube, dem verschlossenen Raume, müsse sie stehen.

Schüchtern bat Frau Antje um den Schlüssel, und fast trübes Lächeln lag um des Domine Mund, als er auch heute ihren Wunsch — abschlägig beschied. Doch heute blieb keine Zeit, darüber zu grollen. Bald fand sich irgendwo sonst noch der Thee. Sie reichte den erwärmenden Trank ihrem Manne, und bald fiel der Domine in einen gesunden, kräftigen Schlaf.

Noch lange saß Antje vor seinem Bette und lauschte den gleichmäßigen Atemzügen. „Was verbirgt er mir?" fragte sie sich wohl, aber Böses konnte es nicht sein, das sagten ihr die treuen Züge da vor ihr. Sie küßte ihn — ganz vorsichtig — und verließ dann das Zimmer.

* *
*

Am andern Morgen aber, am ersten Weihnachtstage, wurde Frau Antje geweckt durch vielstimmigen Gesang.

---

[1]) stöhnen = stützen.

„Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ In voller Harmonie ertönte die herrliche Melodie des Kirchenliedes.

Was war das? So hatte sie auf Borkum noch niemals singen hören.

Es war noch dunkel. „Wibo!“ rief sie, aber das Bett des Mannes war leer. Rasch kleidete sie sich an. Als sie die Thür öffnete, strahlte ihr heller Kerzenschein entgegen aus — der Blaubartkammer, — der Schein des Christbaums! Sie trat näher, ja, genau so war die schlanke Edeltanne aufgeputzt, wie damals — in Bergheim der Christbaum, unter welchem sie sich verlobten.

„Wibo,“ rief sie, „das war dein Geheimnis?“

Die Kinder alle, die den Baum umstanden, sangen aber: „Freue dich, freue dich, Christenheit.“ Gerührt warf sich die junge Frau an des Gatten Brust: „Jetzt begreife ich, was du in den Abendstunden triebst — du mußtest die Stelle deiner eigensinnigen Frau in den Gesangstunden vertreten! Nie, nie wieder Mißtrauen!“ flüsterte sie. Dann sah sie sich um im Kreise.

Alle waren vereint, ihre lieben Borkumer, zu denen sie einst in der Stunde der Not und Krankheit gegangen, vorn an aber standen Claas Rottum und Geerdje. Und auch die Geretteten waren da, — fröhlich klatschte das kleine Mädel in die Hände bei all dem Glanze.

Als aber später der Domine und seine Frau allein zurückgeblieben waren im Kerzenschein, im Dufte der Tannenreiser (aus Bergheim war das Bäumchen gekommen), da hob der Geistliche ein Tuch von einem kleinen Tischchen, und als Antje alle die kleinen Sächelchen gewahrte, die unter dem Tuche ausgebreitet lagen, da drückte sie die Hände auf die Brust, vor Wonne, vor Erregung! Sie hing sich an des Mannes Hals.

„Bald sollst du auch mein Weihnachtsgeschenk haben, du Lieber!“ sagte sie, aber sie sagte es leise. — — —

Das Weihnachtsgeschenk kam dann auch am zweiten

Festtage, und für die Verspätung konnten diesmal nicht die unterbrochene Schiffahrt, nicht der Eisgang in der Ems, denn es war ein herrlicher Wintertag.

Um Neujahr kam der alte Claas mit Frau Geerdje, um sich das Festgeschenk einmal anzusehen. Er nahm den kleinen Weltbürger auf den Arm und meinte stolz: „Eeen echten Insulaner!“ — De wegt sine guden tin Pund, juist, als use öllste, — weest du noch, Geerdje?

Nach 25 Jahren

Feldzugs-Novelle

I

Seit gestern war der untere Teil des Schloßparkes von Strzebowitz wieder wasserfrei. Die Oppa war in ihr Bett zurückgetreten, und nach langem Regen kündigte sich in warmem Sonnenscheine der Übergang zum Frühling an. Freilich fielen die Strahlen noch ungehindert durch die kahlen Zweige der mächtigen Eichen, aber des Schattens bedurften die Beiden auch nicht, die da unten auf den ausgewaschenen Kieswegen so frisch vorwärts wanderten und so munter plauderten — der große, schlanke Mann mit grauem Barte, und die junge Dame, die sich auf seinen Arm stützte, — es war ja der erste Sonnentag seit Wochen.

„Wie das wohlthut, Papa, sich so einmal wieder durchwärmen zu lassen — nach dem langen Winter, dem ewigen Schnee und —"

„Dem ewigen Alleinsein mit dem alten Vater durch alle die langen Monate!"

Sie wandte sich rasch dem Vater zu und legte die schmale Hand auf dessen Mund.

„Willst du wohl, Papa!“ rief sie vorwurfsvoll, und die dunklen glänzenden Augen richteten sich dabei so liebevoll auf den Vater, daß vom Vorwurfe auch nicht die Spur übrig blieb.

Der runde Hut war ihr beim Angriffe vom Kopfe gerutscht. Zärtlich strich der alte Herr mit der Rechten über das dichte schwarzbraune Haar.

„Laß gut sein, Leonie, ich erkenne vollkommen an, was du mir opferst. So den ganzen Winter hier auf der Scholle zu sitzen, das ist —“

„Mir eine Freude,“ unterbrach sie. „Denkst du, ich bin nicht stolz, daß ich den ganzen Haushalt allein bestelle seit“ — ihre hübschen frischen Züge nahmen einen ernsten Ausdruck an — „seit meine liebe Mutter von uns ging?“

Beide schwiegen unwillkürlich bei der Erinnerung an die vor nun $1^1/_2$ Jahren Heimgegangene. Sie standen nebeneinander und blickten hinüber über die Oppa, nach den fernen Bergen drüben im Österreichischen, nach Oppahof, der Malteserkommende im Vordergrunde. Und doch dachten beide wohl dahin, wohin sie nun auch ihre Schritte lenkten — nach dem, unter dunklen Tannen und Fichten fast verborgen liegenden Erbbegräbnisse der Lukettas, deren letzter Sproß Leonies Mutter, die Erbin der Herrschaft Strzebowitz, gewesen.

Herr von Jaeger stand jetzt mit seiner Tochter vor dem kunstvollen Eisengitter des Kolumbariums.

„Gerade so — wie du jetzt — sah sie aus, Lili, — als ich sie zum erstenmale wiedersah. Sie hatte mich gekannt, während sie noch ein Kind war, — damals, als ich von Troppau aus zu ihrem Vater kam — als österreichischer Kadett. Und als ich dann zum erstenmale wiederkam — o, ich sehe noch, wie sie erschrak vor der großen Brandnarbe auf meiner Stirn!“

Schweigend gingen sie durch die Parkwege dem großen Renaissancebau zu, der mit seiner Kuppel aus den Kronen der mächtigen Bäume emportauchte. Mit der Rückseite lehnte das Schloß an einen Teich, zu

dessen Wasserspiegel die breiten Stufen einer Marmortreppe hinabführten. Umfangreiche Teppichbeete, einst — zu Lebzeiten der Schloßfrau Meisterwerke der Gärtnerei, — jetzt nur durch die Buchsbaumeinfassungen hervortretend, umgaben den zweistöckigen Bau, auf dessen Dächern eine zweite Kuppel sichtbar wurde, von vergoldetem Kreuze überragt.

Durch eine Pergola nahten Vater und Tochter der rampenartigen Vorfahrt.

„Wenn das erst alles wieder grün wäre," sagte Herr von Jäger, auf die Wein- und Geisblattranken zeigend, die an dem Drahtgitter emporrankten. „Aber alles ist zurück — mein Frühlingskind wird seinen Geburtstag auch dieses Jahr ohne Maien feiern müssen — den 18. Geburtstag."

„Bah, die Maien machen's nicht. Wenn man recht froh und zufrieden ist, dann —"

„Nun?"

„Ach, wie soll ich das ausdrücken, dann ist's halt immer Mai; die wahre Freude kommt doch von innen heraus — aus dem Herzen — nicht von draußen, und, weißt du, Vater, wenn ich mit dir bin, dann entbehre ich nichts, auch im Winter nicht. Ich will auch immer bei dir bleiben — gewiß — immer!"

Der Vater drückte die Tochter zärtlich an sich.

„Wird schon anders kommen!" sagte er lächelnd fast für sich.

Sie hatten das breite Schloßthor erreicht, stiegen die Marmortreppe hinauf bis zum rings um den Innenhof laufenden Korridor.

„Also rasch fertig machen zum Frühstück!" rief Leonie, und fröhlich trällernd chassierte sie über den spiegelblanken Mosaikfußboden ihrem Zimmer zu.

Im hohen, mit kostbaren Ölgemälden ausgestatteten Kuppelsaale saß der Hauskaplan am Flügel und spielte eine der schwermütigen polnischen Melodien, die er so meisterhaft vorzutragen verstand.

Als der Schloßherr eintrat, stand er auf und ging ihm entgegen.

„Sagen Sie, bester Kobilla," fragte jener nach kurzer Begrüßung, „sagen Sie, was kann ich meiner Tochter zum dreizehnten schenken? Natürlich — habe wieder nicht rechtzeitig daran gedacht — heute ist schon — warten Sie —"

„Der fünfte, Herr von Jaeger!"

„Also nur noch acht Tage — und was in der Zeit beschaffen? Ich werde natürlich die Umgegend und vielleicht die Offiziere aus Troppau einladen; das Kind kann doch nicht immer trauern — vielleicht —"

„Ich glaube nicht, daß dem gnädigen Fräulein an einem großen Feste ihr zu Ehren etwas liegen würde!"

„Na, aber was denn? Sie hat ja alles? Und gebraucht so wenig?"

„Richtig! Äußere Dinge können einer so tief angelegten Natur —"

„Wissen Sie was, Kaplan? Nehmen Sie sie einmal in die Beichte, vielleicht finden Sie was! Pst! Sie kommt schon."

Mit geröteten frischen Wangen — die Toilette war doch rasch vor sich gegangen — trat Leonie ein.

„Grüß Gott, Kaplan!" sagte sie, diesem die Hand reichend, und legte rasch den Arm in den des Vaters, als der Kammerdiener meldete, daß serviert sei. „Heute habe ich etwas Gutes für dich," flüsterte sie dem Vater zu, und durch die breit geöffneten Flügelthüren schritten sie über den Korridor dem am anderen Ende des Schlosses gelegenen Eßsaale zu.

Der Kaplan folgte den beiden. Eine schöne männliche Erscheinung in der schwarzen Reverende und ein edel geschnittenes Gesicht. Warum nur trat der Ausdruck tiefen Schmerzes auf seine Züge, als die dunklen tiefliegenden Augen die biegsame Mädchengestalt — Kind noch halb und doch liebliche Jungfrau — zu um-

fassen schienen? Es lag etwas in diesem Blicke — in diesen Zügen, was an die polnische Melodie erinnerte, die er eben unterbrochen — Schwermut — Leidenschaft! —

Alle drei betraten den, mit zahlreichen Geweihen kapitaler Hirsche und mit seltenen Stücken alten Zinngerätes dekorierten weiten Eßsaal und ließen sich auf den hochlehnigen Stühlen am runden, schweren Eßtische nieder.

„Rate, Papa, was es giebt," klang's schelmisch, während die Lakaien die Schüsseln herbeitrugen.

„Weiß schon, Erinnerung an meine Jugend, an mein Elternhaus. He? Das hatten wir dies Jahr noch gar nicht!"

„Richtig! Buttermilch und Speckkartoffeln!" sagte die Tochter, offenbar froh, als Hausfrau etwas herausgefunden zu haben, was dem Vater Freude machte, „früher ging's nicht, es ist ja der erste warme Tag!" Aber plötzlich hielt sie inne. Sie sah aufmerksam nach dessen Stirn und — war's Neugier oder Bedauern, was aus ihrem Gesichte sprach?

„Na, was ist denn?" fragte der Schloßherr und wischte sich unwillkürlich mit der Serviette über die Stirn. „Bin ich schwarz? — Ruß?"

„Nein Vater — aber — sonderbar, ich habe eigentlich niemals bemerkt, daß du eine so große Narbe auf der Stirn hast. Erst, nachdem du vorhin davon sprachst, daß Mama — damals — als du — wie war das doch — ich dächte, du hättest Mama schon gekannt, als sie noch ein Kind war, als du noch Österreicher warst?"

„Gewiß! Aber seitdem war lange Zeit vergangen. Drei Jahre nach dem siebziger Kriege war's, als ich wieder in die Gegend kam. Meine Narbe war noch dunkelrot — und ich ein armer Reserveleutnant. Das Kind war zur Jungfrau erblüht — ich erinnere mich so deutlich des ersten Wiedersehens da unter den Linden —

in der Allee! Ich kam zu Fuße. Und als ich den Hut zog, da —"

Er schwieg. Wehmutsvolles Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Ja — sie erschrak! — Und später — wie oft hat sie mir da gesagt, daß sie mich eigentlich nur um der Narbe wegen genommen hätte!"

„Der Narbe wegen?"

„Du mußt das nicht wörtlich nehmen, mein Kind — sie wollte damit ausdrücken, daß — na, kurz, daß sie die Veranlassung zu der Narbe aus meiner Vergangenheit nicht missen möchte."

„Aber, Papa, ich glaubte immer, du hättest das aus dem Kriege gegen die Franzosen, die dich mit einer Kanone geschossen hätten oder sonst so einem Ungetüm!"

Der Gutsherr lächelte. „Nein, mein Dummchen, so war's nicht. Verwundet wurde ich auch — durch einen Granatsplitter, aber dies hier" — er zeigte auf die Stirn und auf eine Brandwunde an der linken Hand — „dies hier that kein Feuer im kriegerischen Sinne, sondern ein ganz ordinärer Hausbrand! Habe ich dir denn nie davon erzählt? Freilich, oft spreche ich ja nicht von meinen Kriegserlebnissen!"

„Doch, doch — mir ist, als ob mir vor Jahren unsere gute Mama einmal so etwas gesagt hätte von — nicht wahr, es war was von einer Frau, die du — nein, ich weiß es nicht mehr! Bitte, lieber Papa, erzähle, ich krieg's doch nicht zusammen!"

„Das ist nicht so einfach, und da müßte ich eine ganze Kriegsepisode schildern!"

Leonie klatschte ganz etikettenwidrig in die Hände. „Prächtig, Papa. Ich habe immer schon gern wissen wollen, wie es so im Kriege zugeht — so von jemandem, der dabei war und — nicht wahr, Herr Kaplan, Sie interessiert das doch auch — Sie haben selbst in der Löwenhaut gesteckt?"

Der Vater lachte. „Kriegsgeschichten für ein sieb-

zehnjähriges Mädchen und einen Priester! Aber versuchen wir, wie lange die Geduld aushält — aufhören kann ich ja immer. Freilich — deine gute Mutter —" Er schwieg, wohl in der Erinnerung an die Zeit als er einst seiner Braut zum erstenmale aus frischer Erinnerung seine Erlebnisse erzählte.

II

Sie gingen zum Salon zurück. Leonie bot dem Vater, dem Geistlichen, wie alle Tage, die Cigarre, setzte sich dann in dem Sofa des Ecketablissements am runden Tische ganz in aller Form zurecht, zeigte auf den gegenüberstehenden bequemen Sessel, und „nun wollen wir ganz aufmerksam sein, nicht wahr, Herr Kaplan?" sagte sie, und lud auch diesen durch einen Wink zum Sitzen ein.

„So einfach ist das nicht zu erzählen!" erwiederte der Schloßherr; „wenn du denn partout Kriegsgeschichten studieren willst, dann mußt du auch lernen, dich auf den Plänen und Karten in die Allgemeinlage hineinzufinden!"

„O, ich war immer 1a in Geographie!"

Herr von Jaeger lachte und entfernte sich, um die erforderlichen Notizen und Pläne zu holen.

„Et nos leçons de conversation?" fragte der Priester in weicher wohltönender Stimme.

„Die schieben wir bis zum Diner auf. Papa wird doch seine Erlebnisse als deutscher Soldat nicht französisch vortragen wollen? — Ach, Herr Kaplan, wenn man doch auch hinausziehen könnte in die Welt und etwas erleben, so wie die Männer. Reisen, das möchte ich. Aber der Papa ist ja so viel lieber in Strzebowitz, wie überall sonst, und wir Frauen werden ja erst reisefähig, wenn wir mit dem Kopfe wackeln. Ach — so frei auffliegen zu können!"

„Frei! Wer ist frei?" Die Worte des Geistlichen klangen fast wie ein Seufzer.

„Nun, doch die Männer! Freilich — Sie — als Geistlicher sind von Ihren Gelübden abhängig — aber das ist doch auch wieder freiwillig!“

Der Hausherr kehrte zurück, ein Paar große Kartenblätter unter dem Arme und allerlei Notizbücher.

„So, nun kann's losgehen!“ Er breitete seine Pläne aus, — rückte den Stuhl dicht an den Tisch.

„Ja — also meine Kriegserlebnisse! Nach 66 hatte ich in Österreich — hier in Troppau beim Kaiserregiment stand ich — meinen Abschied genommen — war in die thüringische Heimat zurückgekehrt. Durch den Tod meines Vaters war ich in veränderte Lage gekommen und wandte mich dem Studium der Chemie und Landwirtschaft zu. Da kam das Jahr 70. Der Zug der Begeisterung, der durch ganz Deutschland ging, traf auch mich — ich trat als Kriegsfreiwilliger in das heimische Regiment, das 6. Thüringische Nr. 95 — natürlich als Gemeiner — und, da ich ja waffengeübt war, wurde ich sofort einer mobilen Kompagnie, der sechsten, zugeteilt. Ich werde nun, an der Hand meiner Notizen, erzählen, was ich erlebte — nicht alles heute — aber so im Laufe der nächsten Tage. Also —“

„Papa!“ unterbrach ihn Lili, „könntest du nicht zuerst das mit dem Feuer erzählen? Ich bin so gespannt darauf und — nachher könnten Haasenstein's kommen oder Lechow's und dann erführe ich's am Ende heute nicht mehr!“

„Also da geht's schon los mit der Ungeduld! Ei, ei! — Aber du magst recht haben mit Haasenstein's — nehmen wir also den 18. Oktober mitten heraus.“

„Ah, das ist ja Kaiser Friedrichs Geburtstag und Leipzig!“

„Und Chateaudun, — für mich der interessanteste Tag des Feldzuges!“

Er nahm eine umfangreiche Karte aus dem Vorrate heraus und legte sie vor sich.

„Der 18. Oktober 70 gehört nicht zu den großen, Entscheidung bringenden Schlachtentagen. Dennoch bildete er einen Glanzpunkt in der Kriegsgeschichte, um so glänzender, weil er ein Ehrentag für beide kämpfende Parteien wurde. Mit wahrem Heldenmute verteidigten sich noch nicht einmal 2000 Freischärler, unter Führung eines tapferen Polen, des Colonel-Leutnant de Lipowski, durch fast 12 Stunden hinter den alten Ringmauern des Städtchens da unten gegen vielfach überlegene deutsche Truppen — in einem Barrikadenkampfe, wie er eben dem Charakter fanatisierter Franctireurs entspricht.

In solchen Kämpfen kann aber nur eine begrenzte Anzahl von Streitern zur Wirkung kommen, die endliche Besiegung der Verteidiger gereicht daher auch den am Gefechte beteiligten deutschen Truppen zu besonderer Ehre. Ich schicke das voraus, denn auch auf meine Kompagnie, die sechste des Regiments 95, fiel ein Teil des Erfolges. Und nun zu meinen Spezialerlebnissen.

Die 22. Division, unter des alten berühmten von der Tann Oberbefehl, traf am 18. mittags, von Orleans-Ormes kommend, vor Chateaudun auf Widerstand. Es war bekannt, daß die französischen Truppen abgezogen und daß der Ort nur schwach durch Freischaren besetzt war. Wir glaubten, nach kurzem Artilleriefeuer den Feind vertreiben und die Quartiere beziehen zu können. Von drei Seiten gingen preußische Bataillone gegen die durch Barrikaden versperrten Eingänge und die mit Schießscharten versehenen Stadtmauern, vor, wurden aber überall unter schweren Verlusten zurückgewiesen. Meine Kompagnie hatte am Vorgehen gegen die Ostfront teilgenommen.

Da lagen wir nun, hinter Gartenmauern, — im Weingelände, und unterhielten ein wenig wirksames Feuer, während die Artillerie von neuem aus mehreren Stellungen" — der Erzähler zeigte auf den ausgebreiteten Plan — „hier zu beiden Seiten der Straße nach Etampes die Barrikaden und die Stadt

beschoß. Bald stieg — hier und da — der schwarze Rauch zum Himmel empor aus den brennenden Häusern, bis dann rot und züngelnd die Flammen durchbrachen und sich in furchtbarer Gewalt ausbreiteten. Die Brandgranaten thaten ihre Schuldigkeit. An vier oder fünf Stellen loderte es zu gleicher Zeit. Die Franzosen mußten das Erfolglose des Widerstandes einsehen — jeden Augenblick erwarteten wir den Abzug des Feindes, der schon geboten erschien, um die Stadt vor weiterer Beschießung zu bewahren.

Aber — wir vergaßen, daß wir gegen Fanatiker kämpften, daß auch fast die gesamte männliche Bevölkerung der Stadt selbst die Waffen ergriffen hatte und hinter den Mauern stand.

Schon begann der Abend zu sinken, als das Heranrücken von Reserven hinter uns auf einen erneuten Angriff schließen ließ. Und wir irrten uns nicht. Das Geschützfeuer wurde heftiger — dann rückten wir vor.

Unheimlich leuchteten die Flammen uns auf dem Marsche. Durch Gärten und Hecken ging's, und auch diesmal wurden wir mit lebhaftem Feuer empfangen.

Aber — die Artillerie hatte Breschen in die Mauern gelegt — hatte die Kämpfer hinter den Barrikaden dezimiert. Mit mächtigem Hurra drangen wir über die vor den Eingängen ausgestreuten Glasscherben teilweise mit zerschnittenen Füßen, bis an die Barrikade. Noch ein kurzer Kampf, Mann gegen Mann, und — da lagen wir hinter denselben Rüstzeugen, deren sich so lange der Feind erfolgreich bedient hatte.

Weiter zu kommen war vorläufig unmöglich.

Die Nacht war gesunken, aber taghell beleuchtet vom ungeheuren Feuer, lag vor uns die Hauptstraße, von Osten her zum Marktplatze führend, die Rue de Bonneval; aus allen Häusern richteten sich die Gewehrläufe auf uns Preußen. Etwa 2—300 Schritte weiter war die Straße wiederum durch eine mächtige Barrikade versperrt — dicht mit Schützen besetzt.

Ein paar Versuche, dennoch vorzudringen, bezahlte die Kompagnie mit schweren Verlusten.

Vorwärts mußten wir dennoch! Aber wie?

Da ruft mein Kompagnieführer, Premier-Leutnant von Goßler: ‚Giebt's denn nicht Freiwillige, die versuchen möchten, denen da auf der Barrikade von rückwärts zu kommen?‘

Natürlich trat ich vor und mit mir zusammen vielleicht ein Dutzend Musketiere. ‚Gut, Unteroffizier von Jaeger, — ich war inzwischen zu dieser Charge avanciert — suchen Sie sich zehn Mann aus. Wenn Sie Ihr Ziel erreichen, ersparen Sie der Kompagnie, oder einer anderen, eine Menge von Verlusten. Wie Sie's anfangen wollen, das überlasse ich Ihnen. Gelingt's — ist das Kreuz Ihnen sicher!‘

Rasch hatte ich meinen Operationsplan entworfen. Nördlich der Barrikade wurde bald eine Lücke in der Ringmauer gefunden, wir kletterten durch und schlichen nun an der Rückseite der nördlichen Häuserreihe entlang. Durch Gärtchen und Höfe und im Schatten der Gebäude gelangten wir unbemerkt ein gutes Stück vorwärts.

Überall brannte wohl Licht in den Häusern, aber nach der Straße zu war die Aufmerksamkeit gerichtet — dahin, wo der Kampf wütete, wo das Lodern des Feuers ein grausiges Schauspiel bot.

Schon glaubte ich gewonnen Spiel zu haben, als ich auf die Häuser einer Querstraße stieß. Nun ging's nicht weiter, und doch mußte die Barrikade dicht an dieser Querstraße liegen. Zeit zum Überlegen blieb nicht.

‚Wir müssen hinein und sehen, was sich eben machen läßt. Nur immer dicht heranbleiben,‘ flüsterte ich meinen Leuten zu.

Vorsichtig betraten wir das zunächst liegende Gebäude, ein großes massives Haus. Der untere Korridor war nur durch einen Glasthürabschluß erleuchtet, hinter welchem viele Stimmen vernehmbar waren.

Ich ging voran — sah, wie die Schatten sich hinter

den matten Scheiben hin- und herbewegten, — erkannte an dem wechselnden Lichte, daß der vordere Korridor von den Brandflammen beschienen wurde.

Einen Augenblick hielt ich Rundschau. Da erkannte ich eine Treppe, in tiefem Schatten liegend.

Ein leiser Pfiff, und meine Leute folgten mir.

Rasch hinauf in den ersten Stock. Auch dort Geräusch, Geschrei in den Vorderräumen — einzelne Schüsse hallen durch das Haus. Aber hinten Dunkelheit.

Immer höher steigen wir.

Bald wird durch ein rasch erlöschendes Streichholz die Orientierung gewonnen. Endlich, ganz oben, eine verschlossene Bodenthür. Ein kurzer Kolbenstoß und das Schloß ist zersprengt. Oben Rabennacht.

Der Soldat im Felde hat fast immer einen Stumpf Kerze bei sich, gebraucht ihn auch fast täglich. Das kam mir auch jetzt zu gute. Bald hatte ich Licht und überblickte den weiten Bodenraum. Die Thür blieb angelehnt, ein Posten dabei gestellt und nun ging ich an die Umschau. Zuerst wurde ein Gitterverschlag aufgebrochen, um an ein Bodenfenster zu gelangen.

Mühsam zwang ich den Kopf hinaus. ‚Hol's der Teufel — erst am nächsten Hause liegt die Barrikade!' Aber wie dahin kommen? Ich leuchte an der Giebelwand. — Nirgends Verbindung. Da erkenne ich im Gemäuer einen kleinen Rundbogen, wohl über einer einst zu Bauzwecken benutzten, jetzt vermauerten Öffnung. Wenn's gelänge?

Während ich mich hilflos umsehe, gewahre ich eine dicke Planke, über ein paar der Verbindungsriegel gelegt. Rasch ist sie heruntergenommen und — die Arbeit beginnt. Vier Mann benutzen die schwere Bohle als Ramme. Schon nach den ersten wuchtigen Stößen beginnt sich der Kalk zu lösen unter dem Bogen, ich sehe schon die Sache gelingen.

Da tönt von der Bodenthür her ein gellender Schrei, sofort in einem heiser gurgelnden Tone endend.

Wir unterbrechen die Arbeit, ich eile mit dem Lichte zum Posten und sehe, wie er eine Frau umklammert hält, — ihr die Hand auf den Mund drückt.

‚Sie hat uns belauscht, kam die Treppe herauf!‘

Ich bedeutete `nun der Frau in ihrer Landessprache, daß sie beim ersten Laute unfehlbar sterben müsse, und befreite sie dann vorläufig. Staunend erkannte ich dann, daß ich es mit einer „Dame“ zu thun hatte. Natürlich schwieg sie, war auch vor Schrecken keines Tones mächtig.

Wohl mochte ich unschlüssig scheinen, denn mahnend sagte der alte Reservist: ‚Sterben muß sie, sonst sterben so und so viele von uns!‘ Aber ich fand einen anderen Ausweg. Rasch waren mittelst der oben hängenden Wäscheleinen Hände und Füße gefesselt, ein ebenfalls vorgefundenes Tuch wurde geballt und ihr zwischen die weißen Zähne geschoben. Dann — lag sie da, mit verglasten Augen.

Es schnürt mir das Herz zusammen, die hilflose, noch dazu schöne Dame in solcher Lage zurücklassen zu müssen, — ich sage ihr das auch, aber sie scheint völlig teilnahmlos.

Kaum eine Minute hat der Vorgang gewährt. Von neuem geht's an die Arbeit und — sie wird von Erfolg begleitet; nach wenigen Stößen weicht das Mauerstück und fällt polternd auf den Boden des Nachbarhauses. Rasch kriechen wir hindurch — ich voran. Fast wäre ich niedergefallen über das Gestein. Der erloschene Lichtstumpf wird wieder angezündet und während meine Musketiere, so gut es geht, die Bodenthür mit Kisten und Koffern verrammeln, suche ich mich zu orientieren.

Die ovalen Bodenfenster waren hier größer und höher als drüben. Die Verschläge wurden bald geöffnet, und ein Blick überzeugte mich, daß der Zweck erreicht — daß die Barrikade völlig im Bereiche unsers Feuers lag.

Rasch sind die Schützen an die sechs Öffnungen verteilt, die übrigen Leute zum Laden bestimmt. Ich beugte mich vor aus dem kaum zwei Fuß hohen Fenster und gehe in Anschlag. Dicht gedrängt liegen die Franktireurs hinter der schützenden Steinbarrikade, fast unter uns.

‚Genau zielen!" ermahne ich noch einmal. Dann fällt mein Schuß und fast gleichzeitig schießen meine Leute. Der Erfolg ist ein furchtbarer. Ich sehe, wie die Schützen da unten niederrollen oder die Arme ausbreitend zurückschlagen, — sehe, wie einzelne die Gewehre von sich werfen und die Flucht ergreifen.

Ununterbrochen rollt unser Schnellfeuer. Von Sekunde zu Sekunde mehrt sich die Zahl der Verwundeten, der Toten. Wohl rücken Reserven vor, aber bald ergreift auch diese eine Panik. Vom Thore her schallt deutlich Salve auf Salve — immer näher — das sind die Preußen.

Da — plötzlich — ein Dröhnen hinter mir, ein Schlag gegen die Bodenthür.

‚Unteroffizier — es sind Franzosen — sie rennen die Thür!' ruft der Posten.

‚Alle zurück in den Schatten und fertig machen — auf die Thür achten!' rufe ich den Leuten zu, stelle dann das Licht so auf, daß es den Eingang beleuchtet, und trete selbst zurück.

‚Legt an!'

Schon beginnt das Holz der Füllung unter den Kolbenstößen der Franzosen zu zersplittern.

‚Feuer!'

Unsere zehn Kugeln durchbohren die Thür.

‚Geladen!'

Ein furchtbares Poltern auf der Treppe, — ein schwerer Fall, — ein Fluchen, — dann Schüsse von draußen — durch die Thür! Oben im Schieferdache suchen die Kugeln den Ausweg.

‚Achtung — ruhig bleiben!' mahne ich nochmals.

Eine neue Salve von draußen, dann heftiger An-

sturm. Wieder krachen unsere Schüsse, aber in demselben Augenblicke bricht auch die Thür zusammen, die Kisten stürzen, das Licht erlischt — es ist völlig dunkel.

Ein Kampf aufs Messer — Faust gegen Faust — entwickelt sich.

Rücksichtslos fallen einzelne Schüsse hinein in das Handgemenge.

Fluchworte mischen sich mit den Klagen der Verwundeten, dröhnend fallen die Kolbenschläge.

Und hinein in das erbitterte Kämpfen tönt wie eine Erlösungsbotschaft von unten herauf das deutsche ‚Hurra — hurra!‘

Die Treppe kommen sie jetzt herauf, die Kameraden! Schon höre ich das Stampfen der schweren Sohlen auf den Stufen. — Jetzt dringen sie vor auf die letzte Wendung der Stiege. — Der Schein des Lichtes dringt in den Bodenraum. ‚A bas les armes!‘ rufe ich mit mächtiger Stimme. Noch ein verzweifelter Versuch, zu entkommen — dann sind sie gefangen, meine Verfolger — alle.

Auf dem Boden aber ein furchtbarer Anblick!

Ich hatte selbst zwei von meinen Braven eingebüßt. Beim Hinabsteigen erkannte ich aber, wie unsere Salve gewirkt! — Zwei Tote lagen auf dem Korridor des nächsten Vorplatzes — und eine Reihe von Verwundeten.

Die Barrikade unten in der Straße war inzwischen genommen. Lipowski's Schar floh in wilder Verwirrung über den Loir, von unserer Kavallerie verfolgt.“

III

Herr von Jaeger wischte mit dem Tuche die Stirn — er hatte sich doch erregt bei der Erinnerung.

„Wie gräßlich!“ stieß Leonie unwillkürlich hervor, „aber — wie steht denn das im Zusammenhange —“

Sie brach ab und sah nur nach des Vaters Stirn.

„Ich bin noch nicht zu Ende!“ antwortete dieser, „das Gräßliche kommt noch. — Die Kompagnie sam-

melte sich oben am Ausgange der Rue Bonneval, vor der die genommene Barrikade lag. Es war inzwischen ein Uhr nachts geworden, die Expedition hatte doch ihre Zeit erfordert.

Wir warteten auf den Befehl, Quartiere zu beziehen. An allen Ecken brannte die Stadt — es war schauerlich schön!

Zufällig sehe ich noch einmal zurück auf unser Angriffsfeld, — in die Rue Bonneval. Da fährt es mir plötzlich wie ein furchtbarer Schrecken durch die Glieder.

‚Heilige Mutter Gottes, ist das nicht das Haus, in dem wir —?‘ Ich kam nicht weiter. Der Musketier Streib, einer meiner Begleiter über die Böden, dem ich das zurief, sah sich um.

‚Ja, da brennt der Kasten — gut, daß wir heraus sind,‘ sagt er lachend. Dann aber erschrickt auch er. ‚Was, Teufel, da auf dem Boden liegt ja das Weib — die —‘

Ich hörte nichts mehr. Aus dem Gliede heraus stürmte ich fort — ohne zu fragen — direkt auf das Haus zu, aus dessen Dache die ersten dichten Rauchwolken sich hervordrängten.

Mit mir zugleich erreichte Streib das Gebäude.

In rasender Eile stürzten wir die Treppen hinauf. Ich hatte irgend jemandem unten eine Laterne abgenommen — das war ein Glück, denn völlig finster war's drinnen.

Im zweiten Stocke wälzten sich uns schon dichte Dampfwolken entgegen. Eine furchtbare Angst beflügelte meine Füße.

Die entsetzlichsten Bilder traten mir vor die Seele, — ich fühlte die Todesqualen der Armen, die da oben verbrannte!

Ich — ich die Schuld! Ja, — man denkt rasch in solchen Sekunden der höchsten Aufregung!

Endlich erreichte ich die Bodenthür, sie war noch geschlossen.

Und als ob ich ein Flammenmeer entzündet hätte, so brach's plötzlich los, rings durch den dicken Qualm, sobald das Öffnen der Thür einen Zutritt des fehlenden Sauerstoffs brachte.

Im ersten Augenblicke prallte ich zurück — dann — o, es war gräßlich — dann höre ich eine heisere dumpfe Stimme, ein grauenerweckendes Gurgeln.

Mein Gewehr, mein Koppel warf ich zurück an Streib, und ‚Heilige Mutter Gottes hilf!' schrie ich auf und stürzte hinein in die lodernde Glut. O, ich sehe noch heute das grausige Bild! Sie hatte sich mehrere Schritte fortgewälzt von der Thür. Einem Todesröcheln gleich drangen mir wieder die fürchterlichen Töne entgegen.

Schon hatte das Feuer ihre Kleider erfaßt. Mit der Hand suchte ich die Flamme zu tödten, — ein kurzer Griff und das Tuch war aus dem Munde entfernt. Die Fesseln zu lösen fehlte die Zeit, — auch war meine Hand versengt.

Mit der übermenschlichen Kraft eines Rasenden lud ich die Frau auf meine Arme, trug sie dem Ausgange zu. Die Gluten hatten die Thür, die Umrahmung, die Treppe bereits ergriffen — ich legte der Bewußtlosen das Tuch über den Kopf und stürzte wie ein Wahnsinniger mitten hindurch, durch die Flammen.

Wohl fühlte ich, wie mir Haar und Augenbrauen versengten — fühlte eine furchtbare Stichflamme mir in das Gesicht fahren — aber ich behielt meine Last fest umspannt.

Vorwärts — vorwärts — mit geschlossenen Augen! Erst am Treppenabsatz öffne ich sie — mein Gott — dies Gefühl — ich konnte noch sehen! Konnte erkennen die brennenden Stufen, über die ich hinabgestürmt war! — Gerettet, — gerettet!

Dann weiter, die Stiegen hinab, als ob ein Ungeheuer mich verfolgte.

Streib wollte mir helfen tragen — ich weiß nicht, warum ich nicht losließ.

Dann — draußen — die Luft! Mein Gott, welche wunderbare Himmelsgabe ist doch die Luft — wenn man sie nur durch Sekunden entbehrte!

Unten legte ich meine Last nieder — „sie lebt", rief ich, als ob ich's allen verkünden müßte. Ich hatte ja ihr Herz schlagen gefühlt, als ich sie trug!" — —

Wieder unterbrach der Vater seine Erzählung. Er hatte rasch gesprochen, war aufgesprungen in der Erinnerung an die Erlebnisse.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Leonie zugehört. Schweigend erwartete sie die Fortsetzung; die Brust des jungen Mädchens hob und senkte sich schneller vor innerer Erregung, und der Ausdruck der Angst zeigte sich in dem lieblichen Gesichtchen, in dem sich sonst nur Heiterkeit und Glück spiegelten.

Nach kurzem Nachdenken nahm der alte Herr seine Mitteilung wieder auf. Er hatte jetzt wieder volle Ruhe gewonnen.

„Man muß nicht glauben, daß im Kriege derartige Vorfälle auch nur annähernd die Teilnahme erwecken, die sie in Friedenszeiten wachrufen würden. Niemand bekümmerte sich um meine Gerettete. Nur ein kleiner zehnjähriger Knabe hatte sich neben ihr niedergeworfen. „Ma mère, ma petite mère — reveil-toi!" rief er unaufhörlich.

Seine Bitte sollte bald erhört werden. Streib hatte im Kochgeschirr Wasser herbeigeholt, hatte ihr zu trinken gegeben. Gierig zog sie die Tropfen über die trockenen Lippen. Dann that sie die Augen auf. ‚Arsène!' rief sie beim Anblick des Sohnes, um dann jäh zusammenzufahren, als sie uns gewahrte.

Wir übergaben die Gerettete der Fürsorge eines Bürgers, der eben aus irgend einem Keller wieder zum Vorschein kam, doch erst, nachdem ich mich überzeugt, daß ihr das Feuer keinen Schaden gethan!" — —

„Und dann?“ fragte Leonie, des Vaters Hand drückend, „was wurde aus dir, du lieber guter Papa?“

„Ich — wurde sofort zum Arzt geschickt und in das Lazarett aufgenommen, bekam auch schon am folgenden Tage Fieber.

Als ich nach fünf Wochen zum Regiment zurückkehrte, waren die Haare wieder gewachsen — die Stirnwunde war freilich noch nicht vernarbt — ich durfte in Feldmütze marschieren — mein Helm war ja doch da oben im Feuer geblieben.

Man hatte mich aber inzwischen zum Reserveleutnant gemacht, und — was mir noch wertvoller war — mein Oberst steckte mir bei meiner Rückkehr das eiserne Kreuz auf die Brust. Ja, ja, mein Kind, das ist nun schon 25 Jahre her!“

„Was hast du später über die Gerettete erfahren?“ fragte Leonie nach einiger Zeit.

„Nichts! — Oder doch! — Sie hat sich ein paarmal nach dem Verbrannten durch einen französischen Arzt im Feldlazarett erkundigen lassen — bis ich dann fortkam.“

„Warst du niemals wieder dort — in Chateaudun?“

„Nein, mein Kind — ich wollte schon immer einmal mich auf die Räder machen, doch — du weißt, ich komme schwer heraus — und für heute ist's genug — ich habe noch zu thun; morgen wandern wir vielleicht in Gedanken und Erinnerungen über die Schlachtfelder von Orleans oder Sedan — ich bin nun einmal im Zuge damit.“

„Über die Schlachtfelder — das wäre eine Idee, Fräulein Leonie!“ meinte der Kaplan, nachdem der Hausherr den Salon verlassen hatte. „Das würde Ihrem Vater gut thun, und Ihnen, gerade an seiner Seite, Freude machen — das Interesse käme dann von selbst!“

„O, das ist schon da! Ich hatte mir den Krieg gar nicht so spannend gedacht! — Ja — Sie haben

recht — eine Reise mit Papa über die Schlachtfelder — ich will doch gleich einmal die Präliminarien eröffnen!"

Sie sprang rasch auf und eilte dem Vater nach.

„Welch' herrlich liebes Geschöpf!" Er sah eine Weile auf die verschlossene Thür, durch die sie gegangen. Dann setzte er sich an den Flügel und spielte — eine der herrlichen Etüden von Chopin — Seelenschmerz in Tönen!

IV

In den Bahnhof von Chateaudun lief soeben der Zug aus Tours ein. Ein älterer Herr und eine junge Dame, beide in einfachem, elegantem Reisekostüm, stiegen aus einem Compartiment I. Klasse, übergaben ihr Reisegepäck an den Hausdiener des Hôtel du cigne d'or, ließen durch diesen Zimmer und Diner bestellen, lehnten aber die Fahrt im Hotelwagen ab und begaben sich zu Fuß auf den Marsch. Die Wege waren ja trocken, und es war prächtiges Wetter am 1. Mai 1895.

Beide hatten bislang in accentlosem Französisch gesprochen. Auf die Frage, was denn in Chateaudun zu sehen sei, hatte der verständige Hausdiener die Achseln gezuckt und gesagt: „Ah — par exemple — le château — la tour — le tombeau du célèbre Dunois — cependant — vous verrez — toute la ville n'est pas mal!"

Nun waren sie langsam bis an die große Straße nach Paris gekommen, und hier, unter der weinbepflanzten Höhe, breitete sich ein herrliches Panorama vor ihnen aus.

Sie blieben stehen. Niemand störte sie in der Betrachtung der Landschaft — niemand konnte auch wissen, welche Erinnerungen sich für den alten Herrn mit dieser Landschaft verknüpften.

Da lag, an das üppig grüne Loir-Thal gelehnt, die freundliche Stadt mit ihren Kirchen, überragt von dem feudalen Schlosse, umgeben von üppigen blühenden

Gärten, durch die nur hier und da die Reste der alten Ringmauer hindurchblickten. Wie ein Metallfaden zog sich der Loir durch den schmalen Grund, zu beiden Seiten begrenzt von grünbewaldeten Höhenzügen oder fruchtbaren Hochflächen mit hellen Dörfern besäet. Die herrlichste Blütenpracht überall — Frühling — Sonnenschein.

„Er hat recht, der Mann," unterbrach jetzt die junge Dame das Schweigen, „er war nicht unbescheiden, wenn er sagte: ‚La ville n'est pas mal!' Das ist ja ein herrlicher Blick!" Der Herr antwortete nicht sogleich, er schien völlig versunken in den Anblick. Erst als die Dame den Arm auf den seinen legte, wandte er ihr das Gesicht zu.

„Nicht wahr?" sagte er fast träumerisch.

Sie schritten jetzt langsam vorwärts.

„Weißt du, Papa, daß ich mich während unserer ganzen Reise besonders auf Chateaudun gefreut habe? Und nun fällt's gerade auf einen solchen herrlichen Frühlingstag. Mir will's gar nicht scheinen, daß man's übers Herz brachte, da hinein zu schießen mit Bomben und Granaten — in den Frieden da unten!"

Der Vater lächelte. „Damals war aber da unten kein Frieden — auch kein Frühling! Aber du hast recht — wir wollen uns der Gegenwart freuen. Vor meinem inneren Auge sah ich's oben brennen, wie damals — sah die Weinberge von Truppen bevölkert! — Mir ist's übrigens ebenso gegangen wie dir — auf allen den Schlachtfeldern, die wir besuchten — bei Poupry und Orleans, bei Beaugency und bei le Mans, — immer wieder trat mir das nächtlich grausige Bild vom 18. Oktober, der Brand von Chateaudun vor die Augen! Und nun — — ist es so ganz anders, wie ich's mir in der Erinnerung vorstellte!"

„Gott sei Dank, Papa! Wir wollen doch froh mitsammen sein. Die Reise ist doch mein Geburtstagsgeschenk! O, ich bin dem Kaplan Kobilla sehr dankbar dafür, daß er das bei dir durchsetzte!"

„Das ist ihm nicht schwer geworden, denn für mich ist ja diese Tour ein wahrer Genuß!“

„Nun eben! Darüber ist sie ja auch mir doppelt genußreich! — Zu nett — so mit seinem hübschen, vornehmen, eleganten Vater zu reisen — ich finde das viel schöner, wie eine Hochzeitsreise!“

„Mein liebes Herz — alles zu seiner Zeit! Aber nun muß ich mich einmal wieder umsehen. Sonderbar, alles erscheint anders, wie damals, — so viel, viel enger!“

Sie waren am Eingange in die Stadt angekommen.

„Sieh — da rechts muß die Stelle sein, an der wir über die Mauer kletterten und hier — hier lag die erste Barrikade!“

Langsam gingen sie die breite helle Rue Bonneval hinab. Vielfach hoben sich aus den älteren die neuen massiven, prächtigen Bauten hervor.

Vor der ersten Querstraße blieb der Deutsche stehen.

„Sieh, mein Kind — das ist das Haus!“ sagte er, auf ein breites massives Gebäude zeigend — „es ist noch dasselbe, ist also damals nicht völlig niedergebrannt! Wenn die Leute wüßten, wie ich hier einmal thätig war“ — er sprach jetzt flüsternd — „dann möchte ich nicht so ungeschoren abkommen!“

„Es ist Nr. 8, Papa — ach, laß uns einmal hineingehen!“

„Bitte keine solchen Unternehmungen, die uns unbequem werden könnten!“ — — —

* * *

Das Schloß, die Kirchen waren in Augenschein genommen. Herr von Jaeger und Tochter saßen unter der Veranda des am Marktplatze gelegenen Hôtel du cigne d'or beim Diner. Wie auf der ganzen Reise, sprachen sie die Landessprache. Der Wirt trat freundlich grüßend heran, hörte mit Freuden aus der jungen Dame Munde die

Schönheit seiner Heimat preisen und — wie überall, kam auch hier das Gespräch bald auf „vor 25 Jahren".

Mit lebhaften Farben schilderte er den selbst erlebten Kampf und die cruauté des barbares allemands. „Ihnen ‚comme Russes' kann ich ja davon sprechen," sagte er unbefangen. — also als Fremde waren sie doch erkannt!

Leonie ließ sich aber nicht dadurch einschüchtern. Harmlos fragte sie: „Haben denn auch Frauen unter den Barbaren zu leiden gehabt?"

Das war ja am Ende eine ganz natürliche Frage, und der Wirt mußte zu seinem offenbaren Bedauern anerkennen, daß den Frauen im allgemeinen nicht zu nahe getreten sei. „Nur eine" — sagte er dann nach einigem Besinnen, „der wär's fast schlimm gegangen. Ein Trupp marodierender Preußen beraubte und fesselte sie in ihrem eigenen Hause und warf sie dann in die Flammen!"

„Pfui! — schrecklich! — ist sie lebendig verbrannt?"

Die junge Dame schauderte förmlich zusammen vor innerer Empörung, warf aber dem Vater heimlich einen verständnisvollen Blick zu.

„Nicht völlig — sie wurde noch rechtzeitig gerettet — so eben noch!" meinte der Wirt.

„Und wer war der edle Retter, der sie den Deutschen entriß?"

„Ah — das war wohl auch ein preußischer Soldat, — aber ein Pole von Geburt. Er hat sein Leben eingesetzt für Madame Bresolles, hat nachher mit schweren Brandwunden gelegen."

„Und — Madame — wie sagten Sie? — Bresolles — lebt sie noch?"

„Gewiß, wenigstens bis vor kurzem!"

„Hier?" unterbrach die junge Dame reichlich interessiert.

„O nein! Nach dem Tode ihres Mannes, des

Monsieur de Bresolles, der vor dem Kriege hier in Garnison stand — als Chef d'Escadron beim 6^{me} Hussards — ist sie nach Paris gezogen und hat sich dort nach einem Jahre wieder verheiratet — mit einem Monsieur Capaudin, einem ‚richard' — in der rue de Morny, wenn ich nicht irre."

„Ist Monsieur de Bresolles gefallen auf dem Schlachtfelde?"

„Du tout! Er war als prisonnier de guerre von Metz nach Deutschland gebracht — quelque part en Silésie — und da ist er gestorben — er litt schon lange an reserrements de cœur."

„Und der Pole, der Madame Bresolles rettete — ist der gestorben?"

„Impossible à vous dire, Mademoiselle", antwortete der Wirt mit verständnisvollem Lächeln. „Eines Tages war er fort, — Madame Bresolles hat vergebens nach seinem Namen geforscht, den verschwieg er. — Ah, faut savoir, que tous les Polonais sont nobles jusq'au bout!" — — —

„Mein Kind, du wirst uns noch Unbequemlichkeiten machen mit deiner Neugier," äußerte der Vater, als der Wirt sich entfernt hatte.

„Neugier? Ich nenne das anders — o, wenn wir nach Paris kommen — doch davon später."

V

„Weißt du, Vater, wo ich heute nachmittag war, während du etwas ausruhtest nach dem Diner?" fragte Leonie, als der Kurierzug beide am Spätabend nach Paris führte.

„Wohl irgend eine Unvorsicht wieder, die du vornahmst?!"

„Ich war in der Nr. 8 in der Rue Bonneval — hinauf bis zur Bodenthür! Die Glaswand unten — der Eingang nach rückwärts zum Gärtchen — alles noch

so, wie vor 25 Jahren, — wie du es schildertest! Auf den Boden konnte ich leider nicht — der war verschlossen! Aber — da ist ja auch alles neu."

„Unglaublich!" sagte der Vater kopfschüttelnd. Aber innerlich freute er sich doch über die Unternehmungslust seines einzigen Kindes. — —

* *
*

Seit einer Reihe von Tagen wohnten Herr von Jaeger und Tochter im Grand Hôtel du Louvre. Leonie kam aus dem Erstaunen gar nicht heraus über all die neuen Eindrücke, die sich ihr boten.

Eines Morgens trat sie, wie jeden Morgen, in des Vaters Zimmer — die Tageseinteilung in der Hand. Zur Selbständigkeit erzogen, und nun schon seit $1^1/_2$ Jahren gewohnt, überall selbst zu entscheiden, hatte sie auch hier — wo keine Kriegserinnerungen mehr in Frage kamen, — die Zügel übernommen, und der Vater freute sich über die Energie, mit der sie davon Gebrauch machte.

„Nun, was steht auf dem Programm?" fragte der Vater nach der ersten Begrüßung.

Sie zögerte einen Augenblick — ganz gegen ihre Gewohnheit.

„Nun?"

„Willst du heute einmal alles thun, was ich vorschlage, Papa?"

„Na, das thue ich ja immer — mein kleiner Hausdrache! — Natürlich darf's nichts Unvernünftiges sein!"

„Ja, weißt du, Papa, über die Definition dieses Begriffes sind wir schon öfter uneins gewesen! Aber — gut — ich wag's! Also: zuerst gehen wir noch einmal hinüber in den Louvre — ich möchte doch die Diana noch einmal sehen, und dann die Rafaels, die Murillos im grand salon carré — dergleichen darf man doch nicht mit einem Mal abthun, das muß man festhalten."

„Sehr richtig!"

„Dann fahren wir zu den Invalides — um doch auch etwas für dich zu thun —“

„Ja, warte nur, kleine Bosheit! übrigens einverstanden. Weiter!“

„Dann — wird's etwa 2 Uhr geworden sein — dann fahren wir zur Rue de Morny Nr. 87.“

„Was ist denn da zu sehen!“

„Da — da wohnt Madame Capaudin.“

„Wer ist das?“

„Das hast du vergessen? Madame Capaudin, verwitwete de Bresolles?“

Der Vater machte ein förmlich erschrockenes Gesicht. „Nein, hör 'mal — das geht nicht! Alles andere! Ich möchte ungern zu guterletzt noch vor die Thür gesetzt werden! Du vergissest ganz, daß die Dame alle Ursache hat, mich gründlich zu hassen! Aber wo hast du die nur ausgegraben?“

„Aus dem Wohnungsanzeiger — Hélène heißt sie — wohnt au premier und ist veuve.“

Lili sah den Vater so verschmitzt an, daß er am liebsten gleich ja gesagt hätte. Aber.

„Nein, das geht nicht,“ wiederholte er.

Indessen — junge Mädchen wissen manchmal auch in den Empfindungen älterer Männer zu lesen! Es wäre doch zu interessant, die Frau wiederzusehen, die mit den gefährlichsten und aufregendsten Momenten seines Lebens so eng verknüpft war — und die er gar nicht einmal kannte!

Wie sah sie doch aus? Er konnte sich gar nicht mehr besinnen! Stattlich mußte sie gewesen sein — denn er hatte schwer zu tragen gehabt. Ob sie den reizenden Jungen noch — aber woran dachte er — 25 Jahre war's her — der mußte längst in Amt und Würden sein. — Am Ende war sie längst Großmutter! — Ob sie wohl auch irgend ein Brandzeichen bekommen hatte? — Sonderbar — seit vielen Jahren

dachte er nicht an die Frau — und nun — die Laune der Tochter — machte ihn neugierig!

Lili hatte das alles erraten, was da durch des Vaters Kopf ging. Und dann sagte er dennoch:

„Nein, nein! Ich möchte mich nicht unliebsamen Bemerkungen von seiten der Dame aussetzen, selbst — wenn sie uns annimmt. Du weißt, die Franzosen sind furchtbar in ihrem“ —

„Das habe ich nicht gefunden! Im Gegenteil!“ fiel die Tochter ein und — zehn Minuten später — na, da hatte der Vater eingewilligt.

„So machst du es mit deinem Alten!“ sagte er und —“

„Du mußt aber den neuen Pariser Promenadenrock anziehen,“ meinte die Tochter — „ich will bei Madame Capaudin nicht mit einem ‚Invaliden‘ antreten. Bitte — auch den Bart recht ordentlich — so in die Höhe, wie es jetzt Mode!“

„Kleiner Affe!“ schalt wohl der Vater.

Aber als sie, wenige Stunden später, vor der Nr. 87 Rue de Morny ausstiegen, da hatte sie doch nicht unrecht, als sie sagte: „Papa, du siehst wirklich äußerst distinguiert aus.“

Jetzt standen sie im Korridor der ersten Etage.

Auf dem neusilbernen Thürschilde in kunstvolle, eiserne Arabesken gefaßt, war in schwarzen Lettern zu lesen: „Jean Auguste Capaudin.“

„Kehren wir noch um,“ meinte Herr von Jaeger, aber schon drückte Leonie auf den Knopf der elektrischen Glocke.

„Du wirst das Wort führen — ich hülle mich in Schweigen!“

„Unbesorgt, habe schon eine famose Anrede in petto,“ antwortete eben die Tochter, als ein Diener in Escarpins und schwarzem Frack die Thür öffnete. Er verbeugte sich tief nach einem weltkennenden Blicke auf der

Dame vornehme Erscheinung, und er fragte höflich: „Monsieur et Madame désirent?“

Leonie übergab ihm die Karten, die er auf ein bereitgehaltenes silbernes Tablett legte. Einen Augenblick des Wartens nur — dann kehrte er zurück, öffnete beide Flügel der Thür eines Salons und sagte fein: „Madame Capaudin attende Madame et Monsieur!“

Nicht lange hatte Fräulein von Jaeger Zeit, sich in dem Louis XVI. eingerichteten, teppichbelegten Salon umzusehen — dann teilten sich die schweren Damastvorhänge zum Nebengemache und eine Dame trat ein, deren würdevolle Erscheinung im ersten Augenblick sogar frappierend auf die junge, eben noch so kühne Deutsche wirkte. Madame Capaudin war groß und hatte jenen Grad von enbonpoint, der durchaus mit dem völlig weißen, dichten und modern frisierten Haare, mit dem ernsten Ausdrucke der dunklen Augen und den — für weißes Haar fast zu frischen Zügen harmonierte. Die schöne gerade Nase, die wohlgeformten Hände, in denen sie noch die beiden Karten hielt, — das alles machte, wie Leonie später sagte, einen „urvornehmen“ Eindruck.

Weltgewandte, ältere Damen besitzen nicht selten die Gabe, sich aus der première impression ein einigermaßen richtiges Urteil über ihre Mitschwestern zu bilden. Ein kurzer Blick auf die biegsame, graziöse Erscheinung der jungen Dame, in das frische, hübsche Mädchengesicht — in die sprechenden dunklen Augen, genügte auch hier, um einen freundlich wohlwollenden Ausdruck auf das eben noch so ernste Gesicht der Madame Capaudin zu zaubern.

„Seien Sie mir willkommen — auch ehe ich weiß, wodurch mir die Ehre Ihres Besuches wird, Mademoiselle — et vous Monsieur Jaegèr!“ Sie hatte doch auf die Karte gesehen, ehe sie den Namen in ihrer Art aussprach, und lud dann ihre Gäste zum Sitzen ein.

Während Leonie in fließender Sprache Zweck und Veranlassung des Besuches auf diplomatischen Umwegen vorzutragen begann, nahm Herr von Jaeger den ihm gebotenen Sessel — gerade der Hausfrau gegenüber. Ihr Blick, der ihn bislang nur flüchtig gestreift hatte, fiel jetzt auf das im vollen Lichte sich zeigende Gesicht des Fremden. Eine plötzliche Erregung bemächtigte sich der Dame — Purpurglut trat in ihre Wangen — und mitten hinein in die wohlstilisierte Rede der jungen Deutschen brach sie mit dem Ausrufe: „Pas d'illusion — je ne me trompe pas! C'est vous — le soldat — l'Allemand — le sauveur de ma vie!“

Sie war aufgesprungen, hatte beide Hände des Fremden ergriffen. „Ja, ich erkenne Sie an der durchfurchten Stirn — ce front cicatrisé — nun soll's mir doch noch vergönnt sein, eine alte Schuld auszugleichen — Ihnen danken zu dürfen für jene heroische That!“

Das kam so wahr aus dem Herzen heraus, — so innig, daß Herr von Jaeger völlig überwältigt war von so viel Anerkennung, wo er im geheimen höchstens eine konventionelle Phrase erwartet hatte.

Natürlich traten die Schreckensstunden von Chateaudun in den Vordergrund.

„O, ich hatte mir damals Ihre Züge wohl gemerkt — sehe Sie noch heute mit verbranntem Haar und geschwärztem Gesichte — über mich gebeugt, sehe, wie die Stirn versengt, die Brauen verkohlt waren, — fühle das Entsetzen, das mich überfiel! Und dann, als ich die volle Größe Ihrer Menschenliebe erkannte, als ich erfuhr, wie Sie Ihr Leben mutig für mich einsetzten, da hätte ich Ihnen so gern gedankt. Aber da war's zu spät, man hatte Sie forttransportiert. Ich vergaß fast meinen Zorn gegen die Grausamen, die mich vorher gefesselt hatten — sie hatten recht, ich hätte sofort allarmiert, wenn sie mich nicht mit Gewalt daran gehindert hätten. A la guerre comme à la guerre. Ich war ja Soldatenfrau und hatte aus den Kriegs-

schilderungen meines ersten Mannes oft genug gehört, wie es zugeht à la guerre."

Daß ihr Retter ein deutscher Edelmann gewesen, das hatte allerdings die Französin nicht vorausgesetzt. ‚Das kann nur ein Pole gewesen sein, ein von den Preußen in die militärische Zwangsjacke gesteckter Pole', hatte man damals gesagt und gern geglaubt.

Mit Aufmerksamkeit horchte sie dann den Mitteilungen der jungen Dame aus der schlesischen Heimat. Sie erfuhr, daß Schloß und Herrschaft Strzebowitz an der Oppa liegen und daß das Schloß groß und der Park herrlich, und doch kam's bescheiden heraus. „Man muß doch sagen, woher man ist, wenn man zu Fremden kommt," fügte Leonie ganz offenherzig hinzu.

„En Silésie! Ja, da ruht auch mein armer Jacques von seinem wechselvollen, thatenreichen Soldatenleben aus," bemerkte Madame Capaudin mit ernstem Ausdrucke. „Er war schon leidend, als er den Weg in die Gefangenschaft antrat, und in Glogau, en Silésie, ist er gestorben! — Jetzt, nach 25 Jahren, wollte ich mit meinem lieben Capaudin an seinem Grabe beten — und nun ging auch er so früh hinüber in die Ewigkeit!"

Unwillkürlich entstand eine Pause im Gespräche. Bald aber nahm die gewandte Frau wieder das Wort.

„Dafür wird mein Sohn, mein einziges Kind, hoffentlich die Ruhestatt seines Vaters aufsuchen können. Er wird demnächst an die Botschaft nach Wien versetzt, und — von da soll's ja nahe sein nach Glogau!" Das klang auch schon wieder ganz heiter.

„Ihr Sohn? Ist's derselbe Knabe, den ich — damals an Ihrer Seite knieen sah? Der hübsche dunkeläugige Junge?"

Die Dame lachte — und das Lachen stand ihr so gut! „Der Knabe ist jetzt 35 Jahre — ist Diplomat — war bei den Gesandtschaften in der Schweiz, in Petersburg, zuletzt in Washington, und jetzt ist er auf ein paar Monate hier, um dann, wie gesagt, nach Wien

zu gehen. Aber hübsch, das ist er noch," flüsterte sie dem Gaste mit Stolz halbleise zu, „und deutsch kann er sprechen — fast so gut, wie Ihr liebes Töchterchen das Französische. Sie sprechen fast ohne Accent, — wo lernten Sie das?" sagte sie dann, der jungen Dame freundlich die Hand drückend.

„In Montreux, am Genfer See, aber doch eigentlich erst später, durch unsern Hauskaplan, einen Polen."

„Ah oui! — ces Polonais — ils ont une prononciation admirable!"

VI

Eben wollten Herr von Jaeger und Tochter aufbrechen, als der Kammerdiener von neuem die Thür öffnete.

Er sah der Mutter sprechend ähnlich, der über mittelgroße Herr mit dunklem Schnurrbart, der jetzt über die Schwelle trat.

„Mon fils — Arsène de Bresolles," stellte ihn Madame Capaudin kurz vor, und die unverstellte Herzlichkeit, mit der er, — in wenigen Worten durch seine Mutter orientiert, — die Gäste bewillkommnete, zeigte einmal, daß er, als gebildeter und welterfahrener Mann, allem Chauvinismus fern stand, und dann — daß auch er dem Erretter seiner Mutter volle Dankbarkeit zollte.

Endlich brachen Vater und Tochter auf, mußten aber versprechen, am folgenden Abend um sieben zum Diner „en quatre" wieder zu kommen.

„Nun bin ich dir doch recht dankbar, mein liebes Kind," gestand Herr von Jaeger nachher seiner Tochter, „daß du mich zu den beiden sympathischen Menschen geführt hast. Mein Gott, wenn die Frau — elend verbrannt wäre! Nur eins liegt mir auf der Seele. Sie ahnt nicht, daß ich es auch war, der sie fesseln ließ — sie überschätzt meine Opferfreudigkeit!"

„Na, Papa — darüber würde ich mir keine Sorge machen — passons là dessus!"

An den einen konventionellen Besuch schloß sich eine Reihe von fast täglichen Begegnungen, an denen sich mehr und mehr auch der junge Diplomat beteiligte. Man machte gemeinsame Ausfahrten in das Bois de Boulogne, Madame Capaudin hatte eine eigene Equipage, man besuchte den Grand Opéra und das Théâtre français, die Comique und Vaudeville.

Madame Capaudin wurde nicht müde, die junge Deutsche auf die Vorzüge französischer Eleganz, französischer Kunst und französischen Talentes aufmerksam zu machen, und sie erkannte mit Bewunderung bei Mademoiselle Leonie Kenntnisse und Verständnis, weit über alle Erwartungen hinausreichend.

„Ist es denn wahr, daß es viele junge Damen in Deutschland giebt, von dieser profondeur bei so kindlich anspruchslosem Wesen?" fragte sie einst den vor Stolz errötenden Vater.

Zwischen dem Diplomaten und der jungen Deutschen hatte jene harmlose Neckerei Raum gegriffen, die zwischen einem so erfahrenen Weltmanne und einem so jungen, aber klugen Mädchen nicht selten dazu beiträgt, die Funken geistiger Fähigkeit hervorspringen zu lassen. Monsieur de Bresolle machte sich ein Vergnügen daraus, immer gerade da die junge Dame deutsch anzureden, wo das von Umstehenden gehört wurde, während doch Vater und Tochter stets vermieden, den Nationalhaß auf ihre Spuren zu lenken.

Dann kam endlich der Tag der Trennung. Herzlich nahmen die beiden alten „Kriegsbekannten" Abschied, und Leonie erhielt von Madame Capaudin einen so herzlichen Kuß, daß sie nachher dem Vater sagte: „Weißt du — ich glaube, die Frau hat mich wirklich gern — ich mußte an Mama denken, als sie mich küßte."

Monsieur Arsène hatte aber in seinem wohlklingenden Accent nur gesagt: „Auf Wiedersehen — mein Fräulein!" und sie so lachend und fröhlich neckisch an-

gesehen, als wenn's eine Trennung nur auf Tage oder Wochen wäre.

„Ich glaube, er macht sich über mich lustig, Papa, weil ich doch noch so unerfahren bin — und böse sein kann ich ihm eigentlich gar nicht darüber!" sagte Leonie während der Rückfahrt.

VII

Die Weiterreise über Metz und Saarbrücken-Spicheren verlief wohl programmmäßig, aber — seit Paris war die Sehenslust bei beiden ins Stocken gekommen. Auf Schloß Halkau, bei Verwandten in Niederschlesien, wurde die Rücktour unterbrochen.

Täglich gedachten Vater und Tochter der „reizenden alten Madame", und nur zu natürlich war's, daß Leonie eines Tages bat:

„Vater, wir haben nur eine Stunde bis Glogau, was meinst du, wenn wir einmal das Grab des Kommandanten Bresolles aufsuchten? Ich möchte „Madame" darüber schreiben."

„Daran dachte auch ich schon," erwiderte der Vater, und so wurde denn schon am folgenden Tage hinübergefahren.

Mit Hilfe des Kirchhofwächters war das Grab auf dem Militärkirchhofe bald gefunden, aber — niemand hatte Interesse an dem dort Begrabenen, das sah man.

„Wir sollten das etwas herrichten lassen — als Dank für die Gastfreundschaft, Papa!"

Mit besonderem Eifer ging Herr von Jaeger auf den Vorschlag ein. Bald war ein Gärtner gefunden — auch ein Bildhauer hatte seine Werkstatt in der Nähe.

Als die beiden nach acht Tagen noch einmal nach Glogau kamen, fanden sie die Grabstätte von grünem Rasen bedeckt, mit Rosen bepflanzt, von einem hübschen Eisengitter umgeben, dessen Pfeiler in Eisenguß vergoldete antike Helme trugen, während auf den vier Mittelfeldern Lorbeerkränze eingegossen waren. Auf dem

Kopfende des Grabes lag eine Marmortafel mit den einfachen Worten:

Ce gît
Jacques Maria de Bresolles
r. i. p.

Eine Weile standen beide da und betrachteten ihr Werk. Dann umarmte Leonie den Vater: „Ich danke dir!“ sagte sie, und weshalb ihre Augen feucht wurden, das wußte sie wohl selbst nicht — wie oft kann sich solch eine junge Mädchenseele keine Rechenschaft geben über die Regungen des Gefühls!

VIII

Auf Strzebowitz war der Sommer in gewohnter Weise verlaufen. So und so viele Jours fixes auf preußischen wie österreichischen Nachbargütern — überall Lawntennis, Kegel und sonstige Spiele, und an den freien Tagen nicht selten Besuch aus den Garnisonen — aus Troppau und Ratibor.

Herr von Jaeger hatte innige Freude an seiner „Einzigen“. Mit allem Eifer bei den Spielen der Jugend, bei Scherz und Tanz, wußte sie auch, wie der Vater das nannte, mit älteren Herren und Damen — „vernünftig“ zu sprechen, und ihre vielseitigen Kenntnisse und Interessen kamen ihr dabei zu gute.

Zu den Interessen war nun noch das für die Kriegsgeschichte getreten, und gern hörte man ihr zu, wenn sie von dem allen erzählte, was sie auf den Schlachtfeldern gesehen — nach 25 Jahren.

Niemals aber durfte sie die Erlebnisse des Vaters vom 18. Oktober berühren. „Das ist mir unangenehm und könnte mißverstanden werden,“ hatte er geäußert.

Leonie, gegen alle liebenswürdig und freundlich, schien unempfänglich gegen die speziellen Aufmerksamkeiten der großen Zahl von Verehrern, die der reichen Erbin natürlich nicht fern blieben.

„Das Kind ist völlig harmlos — alle sind ihr noch egal — der Einzige, gegen den sie freundlicher ist, das sind Sie, lieber Kaplan,“ wandte der Vater sich gelegentlich scherzend, an diesen; „sie mag so ein unbestimmtes Gefühl haben, daß Sie ungefährlich sind!“ —

* * *

Alles war schon ruhig im Schlosse — spät abends — der Mond beleuchtete das porzellanene weiße Madonnenbild am Stamme einer mächtigen Silberpappel — tief unten im Parke! Der leichte Nachtwind rauschte durch das silberglänzende Laub! — Wundermusik des Nachtwaldes! — Leise rauscht der Oppa, fern plätschert der Mühlenbach am Wehr! — Vor dem Marienbilde — auf der Betbank kniet ein Mann — jung — schön! — Die Strahlen des Mondes fallen auf das Haupt. Ein kleiner runder Fleck leuchtet weiß aus der dunkel niederwallenden Haarfülle hervor — der große schwarze Hut liegt neben ihm.

„Heilige Mutter Gottes, steh mir bei — bewahre mich vor frevelhaften Wünschen! — Zu dir — nur zu dir darf ich meinen Blick in Sehnsucht erheben! Hilf mir — daß kein Tropfen des Giftes, das mich verzehrt, hineinfalle in das reine Herz und dort Verachtung emporwuchern läßt gegen den ungetreuen Priester! Ja, ich bin ungefährlich und doch schwebt meine eigene Seele in Gefahr!“

* * *

Schon fing das Augustlaub an, sich rötlich zu dunkeln, der Park begann sein farbenreiches schillerndes Herbstkleid anzulegen. Leonie war eben von einer Spazierfahrt zurückgekehrt und saß nun in der großen Nische des Mittelsalons, mit der Auffrischung einer alten, kostbaren Seidenstickerei beschäftigt, während Herr von Jaeger und der Kaplan wortlos am Schachtische kämpften.

Die breite vierzeilige Allee alter Linden lief gerade auf den Mittelbau, Leonie konnte hinabsehen bis zur fernen Landstraße.

„Da kommt ein Wagen!“ rief sie dem Vater zu.

„Wer wird jetzt kommen? Wird der Inspektor sein.“

Näher und näher kam das Fuhrwerk.

„Ein Fiaker aus Troppau ist's!“

Die junge Dame sprang auf — etwas neugierig war sie doch — und sah hinab auf die Rampe — wo eben richtig der Troppauer vorfuhr.

„Papa — das ist ja —“

Sie kam nicht weiter, eilte durch den Saal, dem Korridor zu. Doch jetzt besann sie sich — blieb stehen. „Nein, Papa — du mußt ihm entgegengehen, es ist ja Arsène — Herr von Bresolles!“

Nun war doch Herr von Jaeger von seinem Schachtisch aufgesprungen.

„Wahrhaftig?“

Bald hörte man draußen eine freudige Begrüßung, und jetzt führte der Schloßherr — freudestrahlend den Gast der Tochter zu.

Erstaunen zeigte sich für einen Augenblick in des Diplomaten Mienen, als er Leonie anblickte.

War sie noch schöner geworden in den wenigen Monaten? — Gereifter? —

Die Begrüßung war herzlich — natürlich, — gerade so, wie in Paris. Auch seine kleine Neckerei begann der Diplomat von neuem: „Hier werden Sie mir doch erlauben, deutsch zu sprechen und Ihnen in Ihrer Sprache die innigsten Grüße meiner Mutter zu bringen? Leider weiß sie nichts von meinem Hiersein heute, aber — ich kenne dennoch ihr Interesse — weiß, wie sie sich Ihrer Briefe an jedem Sonntagmorgen gefreut hat!“

„Deiner Briefe?“ unterbrach der Schloßherr.

„Ei, da begehe ich am Ende eine Indiskretion?“

„Nein, nein — ich hatte Madame Capaudin ja so lieb gewonnen, da kam's so, daß ich immer wieder schrieb!" Purpurn färbten sich ihre Wangen.

„Und das hinter meinem Rücken!" brach der Vater mit verstelltem Zorne heraus — „ich würde ja sonst Grüße und Empfehlungen —"

„Die bestellte ich auch so schon jedesmal, ich weiß ja, daß —" nun schwieg sie doch etwas verlegen.

„O, sag's nur, daß ich meine einstige Kriegsfeindin verehre — das darf auch Herr von Bresolles wissen!"

„Dafür habe ich einen lieben — schönen Beweis — und dafür zu danken kam ich so ungemeldet hierher!"

„Wofür," fragte jetzt doch der Schloßherr.

„Ich kam gestern zum erstenmale nach Deutschland — kam von Wien, um in Glogau das Grab meines Vaters zu besuchen. Herr von Jaeger, der Eindruck, den ich da empfand — der läßt sich nicht in Worten wiedergeben! Dank — innigen Dank — das war das erste Gefühl, das mich, — den Franzosen, — auf preußischem Boden mit seiner ganzen Fülle ergriff. Nicht einen Augenblick war ich zweifelhaft — wer mir und meiner Mutter diesen Liebesdienst erwiesen! Der Gräberwärter bestätigte meine Vermutung!"

„Und doch irren Sie sich — nicht ich, sondern —"

Rasch legte ihm die Tochter die Hand auf den Mund. „Das war doch nur zu natürlich — das hätten Sie ebenso gemacht," antwortete sie dann.

„Und nicht ein Wort schrieben Sie meiner Mutter davon!"

„Sie — Sie wissen — was ich schrieb?"

„Nein, nein — nur zuweilen las mir meine Mutter vor — wenn's zu schade gewesen wäre, sie hätte — das alles für sich allein behalten!"

„So — nun sind Sie wieder auf dem gewohnten Wege — der gewiegte Diplomat spottet des 18jährigen Landfräuleins." — — —

Der Diplomat, anfangs ohne Gepäck gekommen,

mußte zugeben, daß seine Koffer von der Station geholt wurden, daß der Fiaker abfuhr. Aus einem Tage seines Aufenthaltes wurden zwei — drei — vier — sieben. —

Herr von Jaeger hatte ihm gar zu viel des Interessanten zu zeigen und — es war auch gerade die Zeit der Hühnerjagd. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, das mochte ihn fesseln.

Leonie und der Vater geleiteten ihn hinaus an die Kartoffel- und Kleefelder und bewunderten seine Geschicklichkeit.

Die Nachbarschaft fand den „Franzosen" charmant — „gar nicht wie einen Franzosen".

Endlich war seine Urlaubszeit abgelaufen. Aber — schon in den nächsten Monat fiel Herrn von Jaegers Geburtstag — da mußte er doch gratulieren kommen und — Wien lag so nahe!

„Papa — ich begreife den Nationalhaß gar nicht zwischen Deutschland und Frankreich — mit Österreich haben wir uns doch auch ausgesöhnt nach dem Kriege!" fragte Leonie eines Tages.

„Ja, mein Kind" — meinte der Vater verständnisvoll, „man sollte einen friedlichen Ausgleich anbahnen!"

Gerade am 18. Oktober kam Herr von Bresolles einmal wieder vor das Schloß gefahren, diesmal nicht im Fiaker, sondern im Landauer des Herrn von Jaeger. Als ihm voran eine schöne Frau mit weißem Haar dem Wagen entstieg und vom Hausherrn mit besonderer Freude begrüßt wurde — da wußte bald die ganze Nachbarschaft, daß ein großer Ausgleich zwischen den Nationen bevorstand.

Und als dann der Schloßherr seinem Gewissen Erleichterung verschaffte, als er Madame Capaudin gestand — daß er selbst es gewesen, der sie habe in Fesseln legen lassen, da sagte sie: „à la guerre comme à la guerre, dafür legt nun mein Sohn ihrer Tochter

die Fesseln an, und — mein Freund — auch er wird für die Gefesselte durch's Feuer gehen!"

* * *

Auf Strzebowitz fand im Mai die Hochzeit statt. Drei Nationen vereinigten sich bei dem schönen Feste, die Nachbarschaft diesseits und jenseits der Oppa und die französische Botschaft aus Wien. Der letzte de Bresolles führte die Blüte Schlesiens nach Wien.

Weiter Denkende sehen in dem liebenswürdigen Diplomaten bereits den einstigen Schloßherrn auf Strzebowitz und sagen sich: Es giebt doch schon so viele gut preußische Geschlechter mit französischen Namen! „Bresolles" — das klingt auch nicht schlecht!

Vorläufig aber ist Herr von Jaeger selbst noch da, und seiner liebenswürdigen „Schwiegerschwester" gefällt es so gut in Schlesien, daß sie sich vornimmt, noch durch viele Jahre den Sommer da zu verleben.

Die Trauung vollzog der Kaplan Kobilla — er hielt eine ergreifende Rede über den Text: Marcus 10 V. 7.

Schwerer, als den Feind auf blutiger Wahlstatt, besiegt der schwache Mensch sein eigenes Herz! Vor dem Marienbilde aber kniete in später Nacht der junge Priester: „Heilige Mutter Gottes — du hast mir geholfen, mich selbst zu überwinden!"

Ein Jude

Erzählung

Vor wenigen Wochen erst kehrte ich nach Europa zurück. Fast dreißig Jahre waren vergangen, seit ich überseeisch wurde, d. h. seit ich als verkrachter Leutnant nichts weiter mit hinübernahm in die neue Welt, als das Bewußtsein, wenigstens reinlich abgeschwommen — niemandem etwas schuldig geblieben zu sein. So weit war damals mein Vater gegangen, aber weiter auch nicht. „Nun hilf dir selbst, sieh', wie du durchkommst, drüben giebt es keine so gefälligen Leute, die auf Wechsel pumpen und Existenzen ruinieren, auf Namen und Ehre bauend. Ich denke, ich täusche mich nicht in dir und sehe dich als ganzen Mann wiederkommen!" Das waren seine Abschiedsworte — damals in Bremerhafen am Dampfer. Und er hatte sich nicht in mir getäuscht, wenn er es auch nicht mehr erlebte, daß ich als ganzer Mann zurückkam und sogar als gemachter Mann. Die Parole „hilf dir selber" hat auch mir drüben die Wege geöffnet.

Seit kurzem also war ich — zum erstenmale wieder — in Europa. Mein Weg führte mich auf der Reise von Paris nach Berlin durch Westfalen. In M. machte ich eine Fahrtunterbrechung. Ich wußte, daß dort einer

meiner Kadettenkameraden Kommandeur der xten Kavallerie-Brigade war. „Sollst einmal sehen, was er für ein Gesicht macht, wenn du kommst und sagst: ich bin der leichtsinnige Desenburg von vor 30 Jahren, — damals Freiherr von Desenburg, jetzt in Firma Desenburg & Cie., New-York!“ So mochte ich etwa gedacht haben. Der Gedanke wurde zur That, und eine halbe Stunde später wurde ich von meinem ehemaligen Kameraden, dem General von Landegge, auf das allerherzlichste empfangen, — eigentlich so, als ob wir uns erst vor ebensovielen Tagen gesehen, wie Jahre zwischen heute und dem letzten Begegnen lagen. Wir hatten wohl eine halbe Stunde geplaudert, als sich die Thür öffnete und eine Dame von hoher Gestalt und vornehmer Erscheinung hereintrat. „Liebe Frau, hier habe ich einen Jugendfreund, den Chef der berühmten New-Yorker Seidenfirma, Herrn Baron“ —

„Pardon, schlichtweg Desenburg!“ unterbrach ich.

„Mein Mann hat mir schon einmal von Ihnen gesprochen, Herr von Desenburg,“ meinte sie lächelnd. „Freilich — —“

„Bitte, mein Kind, keine Freilichs!“ schnitt ihr der Mann das Wort ab. „Du siehst an Desenburg und mir, was aus ein paar lustigen Leutnants werden kann!“

„Ein General oder ein Großhändler — je nach dem ‚Freilich‘! Das war's ja gerade, was ich sagen wollte! Übrigens — — Sie bleiben doch zu Tische, Herr von Desenburg? Wir erwarten einen Freund meines Mannes, den —“. Sie brach plötzlich ab und sah fragend zum General hinüber. Dieser zog die Uhr — sah länger auf die Zeiger, als das nötig gewesen wäre. „Ja, ja, es ist in zehn Minuten drei,“ — sagte er dann mit einer gewissen Verlegenheit, „er kann jeden Augenblick kommen! — — Sag' einmal, alter Freund,“ — und das klang plötzlich wie aus einer anderen Tonart, — „sag' einmal, Desenburg, — bist du Antisemit?“

Ich mag ihn über die unerwartete Frage etwas erstaunt angesehen haben, leugne auch nicht, daß ich wohl unwillkürlich einen prüfenden Blick — ganz kurz nur — über der Generalin Gesichtszüge gleiten ließ.

„Nein, nein, lieber Desenburg," rief der General heiter, „das ist's nicht, ich gehöre nicht zu den Modernen, die den Wappenschild mit orientalischem Golde neu erglänzend machen und dann noch verlangen, ihre Nachkommen sollen germanische Züge mit auf die Welt bringen, nein, meine Frau ist —".

„Dankst du sie nicht dennoch einem Juden?" fiel diese unbefangen ein.

„Nun ja, wie du willst! — Aber meine Frage war ganz ernst gemeint: Desenburg, bist du Antisemit?"

„Nun, der Teufel auch, wenn ich's nicht wäre!" antwortete ich, „du erinnerst dich gewiß, in wessen Händen ich damals war, als mein Alter sogar seine Pension mit verpfänden mußte, um den sauberen Leichtfuß loszueisen. Weißt du, solcher Sorte gegenüber bin ich Antisemit, mögen die Blutsauger nun orientalischen oder occidentalischen Stammes sein. Aber rechtliche Leute fragt man drüben nicht nach der Abkunft. Ich habe gelernt, die Augen aufzumachen, allen gegenüber, und habe unter allen Gutes und Schlechtes gefunden, seien sie nun Weiße oder Collored, Germanen oder Malayen, Orientalen oder ‚China men', Heiden, Juden oder Christen. Drüben gilt der „Gentleman" und nur der! Jedermann ist eben ein Mann, der nach dem beurteilt wird, was er kann und leistet, wie er sich benimmt, welche Gesinnung er an den Tag legt — jeder gilt als ein Individuum für sich." —

„Nun, das würde nicht hindern," unterbrach mein Freund, „daß eben in den einzelnen Stämmen und Rassen die eine oder die andere Gesinnung mehr oder weniger in den Vordergrund tritt. Ich selbst bin ein ausgesprochener Feind jenes Protzentums, jener mit der Größe und Fülle des Geldbeutels progressiv steigenden Arrogance und Rück-

sichtslosigkeit, denen man heutzutage besonders in den Großstädten begegnet, jenes Parvenüwesens, in dem sich jüngere Börsenmänner und Konsorten so oft an öffentlichen Orten breit machen, ja, das man sogar bei Damen, in Sammet, Seide und im Brillantenglanze schimmernd, gelegentlich wahrnehmen kann."

„Du lässest dich da durch das Äußerliche verleiten, solchen Menschen einen höheren Bildungsgrad zuzuerkennen, als er den Betreffenden thatsächlich eigen ist. Die Kriterien, die du eben anführst, kennzeichnen eben den Menschen ohne Erziehung im allgemeinen. Die Kinderstube ersetzt kein erworbener Reichtum, besonders kein mühelos und rasch erworbener. Ich habe drüben die ausgiebigste Gelegenheit gehabt, in der Richtung Beobachtungen anstellen zu können. Aber — man thut unrecht, mit irgend einem Excedenten nun alle diejenigen zu identifizieren, die zufällig derselben Rasse, derselben Hautfarbe oder derselben Nation angehören. Gentlemen giebt's, wie gesagt, in allen Stämmen. Kurzsichtig handelt nach meiner Ansicht, wer nur die Auswüchse erkennt und das Gesunde unbemerkt läßt."

„Das ist, was auch Landegge immer sagt," fiel die Generalin eifrig ein. „Nach dem allen, was Sie eben geäußert, freut es mich, daß Sie heute unsern Gast kennen lernen."

„Zum Kennenlernen gehört aber hier eine Vorgeschichte," vervollständigte der Hausherr, „und ich glaube, bei dir Verständnis zu begegnen, wenn ich dir erzähle, bei welcher Gelegenheit ich den alten Herrn einst kennen lernte. Du weißt, daß mein Vater —"

Noch ehe der General den Satz vollenden konnte, öffnete der Diener die Flügelthür des Salons, und ein alter Herr trat ein, dessen Äußeres nun doch meine ganze Aufmerksamkeit anzog.

In der kleinen, etwas korpulenten Gestalt, in den scharf geschnittenen Zügen, in der Art, mit welcher er durch die goldene Brille hindurch mit einem kurzen Rundblick die Umgebung zusammenfaßte, — kurz in

allem trat ganz unverkennbar der Jude hervor — nicht der moderne, elegante, geschniegelte und im Bewußtsein seiner Reichtümer sich überhebende Protz oder der freundlich herablassende Kommerzienrat der Großstadt, — nein, der alte Jude, wie man ihm in kleinen Städten begegnet — beim Pferdehandel, im Bandladen oder in der kleinen Wechselstube. Ich leugne nicht, der erste Eindruck brachte mir eine Enttäuschung.

Es mußte mir die große Herzlichkeit auffallen, mit welcher nicht nur der General, sondern auch dessen Gemahlin diesem äußerlich so wenig anziehenden Manne entgegengingen.

„Willkommen, herzlich willkommen, mein lieber Herr Benjamin! Wie freuen wir uns, Sie auch einmal hier unter unserem Dache zu sehen! Wie schön, daß Sie uns von Ihrer Durchreise benachrichtigten! Wie geht es Ihrer Frau, Ihrem Sohne?“ Das war ein Willkommengruß voll Wahrheit und Herzlichkeit. Das mochte auch der alte Mann empfinden, denn seine klugen Augen nahmen einen so freudigen und glücklichen Ausdruck an, daß es überraschte, als er jetzt im Tone höchster Bescheidenheit sagte: „Wenn ich die ehrende Einladung annahm, Herr General, gnädige Frau, so geschah's in treuer Erinnerung an den seligen Herrn Landrat, der mir stets gewesen ist ein treuer Mann! — Sie sehen aber dem verstorbenen Herrn Vater ähnlich, Herr General — auffallend ähnlich!“ fügte er mit fast innigem Ausdrucke hinzu.

Irrte ich mich? Wurden seine dunkeln Augen feucht hinter der Brille?

Die Meldung des Dieners, daß serviert sei, schien ihm gelegen zu kommen, ihm über eine Erinnerung hinwegzuhelfen. Bei Tische saß Herr Benjamin mir gegenüber, neben dem Hausherrn. Während die Konversation sich um dessen Heimatsstädtchen drehte — des Generals Vater war dort einst Landrat gewesen —

hatte ich Gelegenheit, des alten Mannes Züge zu beobachten, und mehr und mehr verschwanden die wenig anziehenden Formen vor dem durchgeistigten Ausdrucke. Durch den scharfen, klugen Blick der alten schwarzgrauen Augen strahlte ein mildes Wohlwollen, und eine wahre Freude schien ihn zu durchglühen, als die Generalin sich eingehend von Kindern und Kindeskindern erzählen ließ.

Er hatte eben von den geistigen Fähigkeiten seines ältesten Großsohnes gesprochen. „Und was soll aus ihm werden, Herr Benjamin?" fragte der General. Fast traurig klang die Antwort: „Was soll werden aus dem jüdischen Manne? Was gewesen sind sein Vater und Großvater — ein Handelsmann. Wenn er betreibt sein Gewerbe rechtschaffen, wird Gottes Hand über ihm sein, wie sie über mir war. Wenn wir thun, was uns Gesetz und Gewissen vorschreiben, so thun wir recht!"

„Wie verschieden sind aber die Auffassungen von Gesetz und Gewissen!" meinte die Generalin.

„Die Auffassung, gnädige Frau, die vererbt sich vom Vater auf den Sohn, die gaben die Eltern den Kindern mit auf den Lebensweg, die kennen zu lernen beginnen sie schon an der Wiege. Ja, Herr General," fuhr er fort, als dieser durch Kopfneigen zustimmte, „das gilt nicht nur für den Edelmann —"

„Sondern auch für jeden edlen Mann!" fiel Landegge ein, sein Glas erhebend. „Auf das Wohl eines edlen, treuen Mannes trinkt mit mir, den wir, meine Frau und ich, nie vergessen werden, wie —."

„Herr General," fiel ihm der Alte in die Rede, während seine furchenreichen Wangen durch den schneeweißen Bart glühten, „Herr General, ich bitte Sie, Vergangenes ruhen zu lassen. Wer seinem Gewissen folgt, der thut eben nur seine Pflicht — nichts mehr. Sie boten dem Könige Ihr Blut —."

„Und Sie — retteten dem Könige einen Offizier und retteten einen Edelmann vor dem Untergange!" Es war heraus, der General hatte es mit lauter Stimme

ausgesprochen. Auf des Alten Stirn aber lag es wie eine Wolke. Wohl lenkte er das Gespräch auf andere Dinge, sprach von den jetzigen Verhältnissen in der Kreisstadt, aber die Unbefangenheit hatte gelitten — ich sah mehrfach, wie seine Blicke prüfend auf mir hafteten, dem einzigen Fremden. Und als er dann, nicht lange nach dem Essen, zum Aufbruche rüstete, da mochte er doch fühlen, daß in des Fremden Brust eine Stimme zu ihm sprach, — fester, wie sonst wohl einem Unbekannten, drückte ich ihm die Hand, ich hatte das bestimmte Gefühl, die Hand eines ganzen Ehrenmannes zu halten.

Der General hatte den alten Benjamin an den Wagen geleitet. Jetzt kehrte er in den Salon zurück.

„Ich hätte das nicht sagen sollen,“ wandte er sich an seine Frau, „der Alte wurde in seinem übertriebenen Zartgefühle unangenehm berührt!“

Ich mochte den General wohl fragend angesehen haben, denn „du hast recht,“ sagte er, „ich bin dir eine Erklärung schuldig.“

Er bot mir eine Havanna, ließ mich in einem echt amerikanischen rocking chair sitzen, und während Frau von Landegge mit kunstgerechter Hand den Mokka bereitete, erzählte der General:

„Du mußt dich gewundert haben über die Freundschaft mit einem Manne, der nach seiner ganzen Lebensstellung, auch nach seinem äußerlichen Bildungsgrade unseren Kreisen durchaus fern steht, der aber dennoch dadrinnen“ — er zeigte auf das Herz — „etwas birgt, was mehr gilt, als aller Schliff. Ich danke dir für die Form, in der auch du meinem Freunde entgegenkamst. Mein und meiner Frau Freund genannt zu werden, hat er aber alle Berechtigung, du wirst das sogleich einsehen. Ich erinnerte dich schon daran, daß mein Vater Landrat in Xburg, der Heimat des alten Benjamin war. Unsere Verhältnisse waren beschränkt und ich denke noch der Kämpfe, die es mich kostete damals, als wir beide aus dem Korps kamen, meine Überweisung zu dem xten

Husarenregimente durchzusetzen. Meine Eitelkeit trug damals zwar den Sieg davon — ich fand mich unwiderstehlich im Schmucke der goldenen Kettenschnüre, — aber das üble Ende kam nachgeschleppt.

„Mein Vater hatte mir im Laufe der ersten paar Jahre schon mehrfach Pferdeverluste ersetzt, Neuequipierungen beschafft, fast über seine Kräfte mich unterstützt. Dennoch hatte ich Schulden — ich sage es offen — Spielschulden. Am Tage vor Antritt des Urlaubs hatte ich ganz unverantwortlich leichtsinnig pointiert, und nun kam ich verzweiflungsvoll im Elternhause an. Vater, — ja, aus dessen Klagen erkannte ich bald, daß er selbst in der übelsten Klemme war. Bezahlen mußte ich aber — oder die Pistole nehmen. In solcher Stimmung ging ich zu Benjamin, dem damals noch mit geringen Mitteln arbeitenden Produktenhändler 2c. und Bankier des Ortes. Ich wußte, daß mein Vater durch seinen Einfluß ihm einst eine Lieferung verschafft hatte, von der man den Juden hatte ausschließen wollen, obgleich er als zuverlässiger und ehrlicher Mann bekannt war. Diese Lieferung hatte den ersten Grund zu seinem Vermögen gelegt.

„Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. ‚Herr Leutnant‘, sagte Benjamin, ‚ich leihe kein Geld aus gegen hohe Zinsen und ohne Sicherheit. Für mich ist's eine hohe Summe, die sie verlangen! Aber ich werde Ihnen gern Geld geben‘ — es handelte sich beiläufig um 3000 Thaler — ‚weil ich Ihrem Vater zu Danke verpflichtet bin für mein ganzes Leben. Ich stelle die Bedingung, daß Sie mir versprechen, die Zinsen regelmäßig zu zahlen — $3^1/_2{}^0/_0$ — um sich an Ordnung und Sparsamkeit zu gewöhnen‘. Ich wollte auffahren über den unverlangten Rat, aber ‚es ist um Ihres Vaters willen‘, fügte er hinzu, und in seiner Stimme lag ein solcher Ernst, daß der Eindruck für den Augenblick nicht versagte. Ich sage für den Augenblick, denn bald kehrte ich zurück in die alten Bahnen, d. h. lebte über meine

Verhältnisse. Ich folgte eben der thörichten und unlogischen Anschauung, die so manchen jungen Offizier hineinbrachte ins Verderben, und die sich etwa in die Worte zusammenfassen läßt: ‚Es muß sein, — diese oder jene Ausgabe ist unvermeidlich, — schon meiner Stellung und des Regimentes wegen!‘ Mein Vater war schwach genug, meinen Darlegungen in der Richtung immer zu glauben, — ich selbst glaubte sie ja. Immer wieder half er aus. Anders war's bei Benjamin. Vergebens erbat ich weitere Darlehen. Mit eiserner Konsequenz verlangte er die Zinsenzahlung und schon am Tage nach der Fälligkeit kam unfehlbar der Mahnbrief — immer von einem ernsten Worte begleitet, wie: ‚Wenn Sie nicht umkehren, nimmt es ein trauriges Ende!‘ oder: ‚Um Ihres ehrenwerten Vaters willen, werden Sie ein ordentlicher Mann!‘ Wenn ich damals die Last hätte los werden können! Aber daran war nicht zu denken. Im Gegenteil waren meine Schulden, meist Rechnungen, wiederum zu einer beträchtlichen Höhe angelaufen, als der Krieg im Jahre 1864 ausbrach und auch mein Regiment zu den dorthin rückenden Truppen gehörte. Man bestürmte mich um Zahlung — es war schon nicht mehr schön. Ich wußte mir keinen Rat und reiste zu meinem Vater. Das war ein trüber Abschiedsbesuch — aber, er übernahm auch diesmal die Rechnungen. Von Benjamin bekam ich zu meiner Überraschung unmittelbar vor dem Ausmarsche die kurze Notiz: ‚Während Sie kämpfen für das Vaterland und außer Landes sind, werde ich die Zinsen schon mit Ihrem Herrn Vater verrechnen. Gott schütze Sie, Herr Leutnant, und machen Sie Ihrem Vater Ehre!‘

„Daß ich mich anständig benahm, weißt du, daß ich aber neben dem pour le mérite auch das beste Herz gewonnen hatte, drüben in Holstein, das sage ich dir hiermit!“ Eine freundliche Kopfneigung nach der Seite seiner Frau erläuterte seine Worte.

„Noch war aber das entscheidende Wort nicht ge-

fallen, als der Krieg dem Frieden Platz machte, wenn ich auch die Überzeugung mitnahm, nicht abgewiesen zu werden, sobald meines Vaters Antwort eintreffen würde, die ich sehnlich erwartete. Aber statt der Antwort kam ein Telegramm mit der Mitteilung, daß dessen chronisches Leiden sich verschlimmert habe und mein beschleunigtes Kommen erforderlich sei.

„Ich reiste sofort mit Urlaub ab und — fand meinen Vater bereits als Leiche.

„Es waren trübe Tage, diese letzten, die ich im Vaterhause verlebte. Nicht nur den treuen Helfer und Berater hatte ich verloren, ich erkannte auch nur zu schnell, daß ich mit ihm meine schönen Hoffnungen begraben müsse. Mein Vater hinterließ kein Vermögen. Dagegen machte mir seine sorgsame Buchführung ganz unantastbar klar, daß eine beträchtliche Schuldensumme vorhanden, daß eine Reihe von Darlehen auf Handscheine entnommen, daß fast alle diese Schulden gemacht worden waren — um mir aus der Klemme zu helfen und daß Benjamin allein der Darleiher gewesen. Ich hatte wohl gehört, daß der Jude reicher sein solle, als man nach seinem bescheidenen Auftreten voraussetzen durfte, ich kannte aber seine Strenge als Gläubiger und — schließlich hatte er ja recht. Und ich — ich hatte ja keine Ahnung davon gehabt, wie die Zahlen rapide zunehmen, wenn man auf der Debetseite rechnet, hatte nimmer über meine Einnahmen und Ausgaben eine Bilanz gezogen.

„In den einsamen Stunden am Sarge des Vaters wurde mir klar, daß ich mir einen anderen Beruf suchen, meine Absichten auf Erna aufgeben müsse. Auf dem Schreibtische hatte ich noch meinen Brief gefunden, voll der besten Grundsätze, voll schöner Hoffnungen. Erna war nicht unvermögend, aber wie sollte ich an den Vater herantreten, ich der Bettler, ich, in der Hand eines Juden, der jeden Augenblick Beschlag auf mein letztes Hemd legen konnte. Und ob er es nicht thun würde?

Wer stand mir dafür? Er galt für unnachsichtig schlechten Zahlern gegenüber und kannte mich — ich sage es offen, — als leichtsinnig.

„Auch am frühen Morgen des Begräbnistages weilte ich im großen Sitzungssaale des Landratsamtes, wo die Leiche meines Vaters aufgebahrt war. Ich wollte Abschied von ihm nehmen, ehe man den Sarg schloß. In tiefe, trübe Gedanken versunken, hatte ich nicht gehört, daß sich die Thür leise öffnete. Dann wurde ich durch Räuspern aufgeschreckt und sah neben mir den Juden Benjamin.

„‚Verzeihen Sie, wenn ich störe,‘ sagte er leise, aber — ich habe noch vor dem Begräbnis eine Sache abzumachen, die —‘

„‚Herr Benjamin, hat das nicht wenigstens Zeit, bis der Tote begraben wurde?‘ sagte ich leise und innerlich empört, denn ich hatte in seiner Hand die Schuldscheine meines Vaters erkannt.

„Eine tiefe Glut stieg in des Mannes Gesicht, seine Züge aber nahmen einen so traurigen Ausdruck an, daß ich fast bewegt wurde, als seine dunklen, sprechenden Augen sich vorwurfsvoll auf mich richteten.

„‚Herr Leutnant —‘ sagte er leise und reichte mir die Hand, die ich zögernd nahm, ‚ich wollte den Ehrenmann noch einmal sehen, der mir stets Glauben und Vertrauen schenkte! Ich habe ihm als dankbarer Mann etwas mit in den Sarg zu legen, worauf er ruhig schlafen kann!‘

„Dann nahm er die Schuldscheine, riß sie durch und legte sie unter das Kopfkissen des Entschlafenen. Noch einen Augenblick stand er betend am Sarge und verschwand dann ebenso geräuschlos, wie er gekommen. Die Männer kamen, schlossen den Sarg und die feierliche Beisetzung erfolgte.

„Noch hatte ich mir Ursachen und Konsequenzen des Erlebten nicht klar gemacht und saß im nun verlassenen Kreishause, als mir ein Brief überbracht wurde.

Ich kannte die starken charakteristischen Züge — er war von Benjamin.

„‚Herr Leutnant!‘ — schrieb er, ‚Ihr verewigter Vater, Gott habe ihn selig, den Ehrenmann, sagte mir noch am Tage vor seinem Tode, was für ein Glück Sie zu erwerben hoffen. Ihren Vater wird's noch im Grabe freuen, wenn Sie ein tüchtiger, solider Ehemann werden und seinen Stamm in Ehren halten, wie er und seine Vorfahren das thaten. Mit freiem Herzen sollen Sie Ihre Werbung machen — nehmen Sie die Einlage zurück — für bessere Zeiten und verschmähen Sie nicht die Segenswünsche Ihres treuergebenen Benjamin.‘ Dem Briefe war der einst von mir ausgestellte Schuldschein beigelegt.

„Was soll ich noch hinzufügen?" fuhr der General nach einer Pause fort. „Daß ich mein Glück suchte und fand, das siehst du, und der, der es mich finden half, den hast du heute kennen gelernt. Ich habe später natürlich die Kapitalien dem Benjamin zurückgezahlt — er fand das auch ganz in der Ordnung! — Aber er machte die jetzt segensreich arbeitende sogenannte „Landratstiftung" daraus, welche Waisenkinder aller Konfessionen des Kreisstädtchens und des Kreises unterstützt."

„Nun begreifst du wohl meine Freundschaft zum alten Benjamin!" schloß der General, und Frau von Landegge fügte bedeutungsvoll hinzu:

„Dem Juden!"

Deck-Steward

Eine Dampferskizze

An Bord der „Saale“,
1. April 1892.

Die Anker des transatlantischen Dampfers sind auf und nieder, die schweren Ketten eingehievt, die Fallreepstreppen gehißt, und mit dumpfem Brausen beginnt die Maschine ihre ungeheure Arbeit. Ein kleines schwimmendes Reich, eine Welt für sich, bildet die Gesellschaft, die oben auf den Decksplanken, die sich in diesem Augenblicke lostrennt vom Erdteile, um ein kurzes Dasein zu beginnen. Wahllos setzt sie sich zusammen aus allen Elementen —, und rasch, wie sie sich verbanden, werden die Atome nach zehn kurzen Tagen eines meteorhaften Daseins sich zerstreuen.

Dennoch birgt diese Miniatur-Welt während ihres ephemeren Bestehens das alles in sich, was die Welt eben zur „Welt“ stempelt, — Leiden und Freuden, — Intriguen und Verwirrungen, Verirrungen und Enttäuschungen, — Rang- und Geistesüberhebungen, — Protzentum und Kunstdünkel. Nichts fehlt der winzigen Kopie zu einer karikaturhaften Ähnlichkeit mit dem großen Vorbilde, nicht einmal die strenge, fast despotische Regierung (die in diesem Falle aber stets weiß,

was sie will), nicht Fraktionen und Parteien, nicht Opponenten und Nörgeler. Freilich, die Majorität ist glücklich-zufrieden und die Fäuste der Mißvergnügten bleiben in den Taschen — da stören sie wenigstens anderen die Behaglichkeit nicht.

Wie aber im Ringen und Streben der großen Welt sich einzelne standhafte Charaktere als Wegweiser für die Suchenden und Hilflosen finden, so schreitet auch über das schwankende Deck des Dampfers in unwandelbarer Ruhe und Sicherheit, ein hehres Beispiel der Geduld und Langmut, als der unparteiische Spender guter Gaben, als eine Zuflucht für Gesunde und Kranke — von allen begehrt und aller Freund, — der „Deck-Steward"!

Er steht über den Parteien, Koterien und Rassen — erhaben — über alle die Anforderungen und Handreichungen, deren jeder Tag neue bringt, die aufzuzählen vergebene Mühe sein würde. —

„Karl!" haucht schon am frühen Morgen ein zarter Mund, „ach bitte, Karl, es schwankt so sehr!" Ein weißer Arm legt sich in den seinen, weiße Hände bepacken ihn mit dem allen, was ein anspruchsvolles Menschenkind zu seinem Komfort gebraucht — Shawls, Bücher, Polster, Flaschen. — Und Karl leiht geduldig seinen starken Arm.

Die holde Auftraggeberin — sie mag ihre zwei Zollzentner vertreten — hat sich vertrauensvoll an seine Brust gelehnt und schwankt dem lang ausgestreckten Schiffsstuhle zu. Mit zarter Sorgfalt bettet der Steward die Schöne in die bereit gelegten Kissen. Wie eine Mutter für ihr Kind sorgt, so hüllt er die zitternden Glieder ein. Sie ist recht blaß — die Dame.

„Ach, Karl, nicht wahr," lispelt sie, „Sie sorgen für Laura, für meine Kleine, mir — ist so schlimm!"

Sie schließt die Augen — ein Frösteln zieht durch ihren Körper.

„Karl — Cognac — aber rasch!" Die abge-

brochenen Worte kommen mit ersterbender Männerstimme aus einem mumienartigen Deckenknäuel dort im „steamer chair“ liegend.

Karl eilt, das Geforderte zu holen, seine Vorsicht läßt ihn ein Gefäß mitbringen — einer Wahlurne nicht unähnlich — er ahnt — er ahnt! Denn der Wind hat aufgefrischt, aus Südwesten bläst er — und — o weh! ein grauenvolles Gespenst huscht unheimlich über das sonnige Deck, ergreift seine Opfer ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes und Vermögens!

„Gott gerechter, Karl — mir wird schlecht, helfen Sie mir doch,“ ruft der Herr Kommerzienrat aus der Hauptstadt, dem noch vor einer Stunde der Sekt nicht genügend gekühlt war.

„Karl — ich möchte in meine Kabine!“ tönt es kläglich von anderer Seite.

Er fängt die schwankende Gestalt auf; doch schon ist's zu spät — er stützt ihr schönes Haupt im schweren Leiden! Überall derselbe Schrecken — dann tiefes gemeinsames Weh!

Nur er widersteht all dem Jammer — tröstet, reinigt, erquickt. Von allen Seiten gerufen, wird er nicht müde im Helfen, ist erfinderisch im Anbieten von Dingen, die Magen und Herz erstarken machen — der Samariter in der Zeit des maß- und schrankenlosen Bordelendes.

Aber nicht immer ist's so stürmisch.

Bald wird in guten Tagen der Leiden vergessen. Das Meer wird glatt, der Lebensmut wächst und mit dem Mute auch der Appetit.

Mit schwerbeladenem Tablett steigt der Steward die Treppen auf und ab. Jeder will zuerst bedient sein. „Karl hier, Karl dort!“

Am eiligsten haben es immer die größeren Sprößlinge — ohne Unterschied der Nationen und Rassen. Sie bringen das Bewußtsein der auf den Wassern wohnenden Freiheit schon mit an Bord und dazu einen

Appetit — bodenlos wie das Meer. Sie laufen dem mit Tellern und Tassen beladenen Steward zwischen die Füße und entreißen ihm die für andere bestimmten Sandwichs und Früchte.

Karl mag seine Gedanken haben über Kindererziehung, aber — der Steward darf sich niemals aufregen, die jungen Weltbürger haben „immer recht“ und die ungezogensten am „rechtesten“ — der Steward kennt die „Mutterliebe“ aus Erfahrung — auf der letzten Reise biß ihn eine Range mit den scharfen Zähnen blutig, als er den Angriff auf eine Schüssel mit Gebäck vereitelte.

„Der wird einmal ein energischer Mann werden, nicht wahr, Karl?“ hat Mamachen beglückt ausgerufen, während der Steward geduldig das Heftpflaster auflegte.

Doch nicht nur mit den Gelüsten des Magens der lieben Kleinen hat sich der Steward zu beschäftigen. Sie wollen auch unterhalten sein.

„Karl, wir wollen springen, bitte, holen Sie einen Strick!“

„Karl — ach bitte, die Geschichte von gestern noch einmal!“

Und dann die etwas größeren:

„Karl, nicht wahr, — heute lassen Sie uns „Halma“ spielen — oder „Shovelboard“?

Und Karl schafft Stricke und lehrt auch „Shovelboard“, wenn's nur irgend ein freier Moment erlaubt.

Aber auch an glücklichen Eindrücken fehlt es dem Steward nicht. Muß es ihm nicht in der Seele wohl thun, wenn eine junge — noch dazu schöne — Mutter ihm zuflüstert: „Karl — tragen Sie meinen Liebling hinunter; aber bitte sogleich — es hat Eile!“

Welches Vertrauen!

Muß ihn das nicht hoch ehren?

Und — nun ja — er hat ja Erfahrung in der Behandlung der Babies, denn auch Wärterinnen und

Ammen beehren ihn mit blindem Vertrauen. Was ist's? — sind denn die Babies schlimmer als die Seekranken?

Man glaube aber nicht, das Leben des Steward ermangele aller Poesie. Gewiß nicht! Sein Auge blickt nicht nur in die unergründlichen, farbenwechselnden Tiefen des wogenden Meeres, es taucht auch in die Gründe aufschäumender Menschenherzen. Der Steward wird von tiefem Verständnis erfaßt, wenn es etwa heißt: „Karl — setzen Sie meinen Deckstuhl neben den der blonden Amerikanerin!"

Er ahnt, daß die Dame bald der Hilfe der Nachbarn bedürfen wird, um sich gegen den Luftzug „einzuwickeln". Und — sonderbar — jetzt stehen die Stühle stets so, daß fremde Ohren der Unterhaltung, von einem zum andern so lebhaft geführt, nicht lauschen können.

Natürlich zufällig! . . . .

Hat denn aber die Meerfrau des Stewards eigenes Herz mit feuchter Hand berührt und es gefeit gegen alle irdischen Reize im schwimmenden „Reiche" auf schillernden Meereswogen?

Irrtum!

Dort, die frische Kammerjungfer, die elastischen Schrittes über die schaukelnden Planken schwebt, die jeden freien Augenblick benutzt, um ihm sein schweres Tagewerk zu erleichtern, die so seetüchtig ist, daß selbst die moderne Folter einer Inside-Cabin ihre Standhaftigkeit nicht erschüttert — ja — sie, sie allein ist das vollendete Ideal einer Stewardeß. Das alles hat Karl längst erkannt, und ihr junges Herz scheint ein Echo zu finden für den Schlag des seinen.

Liebesleben — Liebeswalten im schwankenden Bau eines Lloyd-Dampfers — hoffen wir!

* * *

An Bord der „Havel“, im August 1893.
(Auf der Rückfahrt von Chicago.)

Mit den Lloyd-Direktionen ist kein ewiger Bund zu flechten, das haben sie mit anderen Geschickesmächten gemein. Aber schon geflochtene Bündnisse grausam zu zerreißen . . . . das . . . . das ist hart!

Was ist aus dem frohen, heiteren Steward — aus Karl geworden — seit dem einen Jahre? — Was macht seine Blicke traurig? Ist er denn nicht jetzt Obersteward?

Ja, man lohnte die Tüchtigkeit, man gab ihm die erwünschte Stellung. Man machte seine Kammerjungfer zur Oberstewardeß, denn auch sie bewährte sich als tüchtig. So wurden sie ein Paar.

Aber weil sie beide so tüchtig waren, „er“ und „sie“ — ließ man „ihn“ auf dem größesten Schiffe, der „Havel“, und setzte „sie“ auf das zweitgrößeste, die „Lahn“.

Nun fährt das eine in den Hafen, wenn das andere stolz hinausdampft.

Da stehen sie an die Railing gelehnt, beide, hüben und drüben und winken sich Grüße zu — alle zwanzig Tage. Und ihre Thränen fallen in das Meer und verschwinden, wie das Geschick des Einzelnen im Ocean des Lebens.

Ohne Phantasie

Novellette

Den Kopf in beide Hände vergraben, saß ich da! Das Feuer war niedergebrannt — die Cigarre ausgegangen! Seit einer halben Stunde schon sann ich und sann über einen Gedanken — ein einziges kleines Thema zu einer Weihnachtsgeschichte. Und morgen abend sollte sie abgeliefert werden. — 4550 Silben bestellte die Redaktion.

Vor meinen Augen flimmerten die Lichter des Christbaumes — ich roch einen wahren Waldbrand von Tannenreis — hörte ein infernalisches Kindergejauchze, untermischt mit Blechtrompetenschall und Trommelklang! Mir wurde förmlich seekrank bei der Bewegung des Schaukelpferdes, mit dem säbelschwingenden Buben darauf. Mutterfreuden — reicher Kindersegen — Vaterängste — ja, ein Weihnachts-Großfeuer mit Lebensrettung und Schutzengeln — das alles sah ich vor mir in strahlenden, einzelnen Bildern! Aber kein verbindender Gedanke wollte sich hindurcharbeiten!

„So etwas recht Weihnachtliches — Duftig-Tannenreisiges, Gemütvolles, möchte ich haben — so, wissen

Sie — wobei der Leserin weich um das Herz wird, und nicht über 4550 Silben!" so hatte der Redakteur sich ausgedrückt und dazu den Kopf etwas auf die Seite gelegt und recht freundlich ausgeschaut — als ob's schon losginge mit der Bescherung! Und über alle die Direktiven verkrochen sich meine Gedanken wie der Hund, wenn man ihn auf den Schwänz getreten hat.

Jetzt klopft es — der Diener fragt nach Befehlen. „Lassen Sie mich ungeschoren," rufe ich ihm barsch zu und fühle nicht einmal, wie unmotiviert und unpassend mein Zornesausbruch ist. Suchten Sie jemals nach einem Thema zu einer Weihnachtsnovelle, verehrte Leserin? Nein? Nun, dann können Sie auch nicht wissen, was für Stimmungen dabei zu Tage treten.

Von neuem that sich die Thür auf. Meine Frau lugte durch die Spalte. Nebenbei bemerkt, ist es eine ganz reizende kleine Frau, mit der ich seit zwei Jahren verheiratet bin.

„Störe ich?" fragt sie ganz naiv. „Ich wollte dich nur fragen, ob du nicht den Hampelmann für unseren Kleinen mit neuen Fäden versehen wolltest — wir könnten ihn dann noch einmal mit aufkramen!"

„Kind — ich bitte dich — laß mich jetzt mit deinen Hampelmännern ungeschoren," antworte ich gereizt. „Ich sagte dir ja, daß ich eine Weihnachtsnovelle schreiben muß und daß das keinen Aufschub leidet — also —"

„Nun, das ist doch nicht so schwer? — Drinnen Tannengrün, Kerzenschein, behagliche Wärme, draußen Schnee-Unwetter — mir würde es nicht fehlen!"

Ich sah sie erstaunt an. „Dir, die du keinen Funken von Phantasie hast? Nein, mein Schatz — du bist eine tüchtige Hausfrau, aber weiter reicht es nicht und braucht es auch nicht zu reichen. Deine Weihnachtspoesie ist abgedroschen!"

Sie sah mich fast erstaunt an. Und sie hatte gewiß Grund dazu, denn so hatte sie mich noch nicht gekannt.

Ein Anflug von Gekränktsein klang denn auch durch ihre Worte, als sie antwortete: „Meine Verlobung fand doch auch unter dem Tannenbaume statt!"

Erstaunen meinerseits! „Aber Schatz, da hätte ich doch dabei sein müssen, ich glaube, Melitta, du —." Ich machte eine Geste nach der Stirn.

„Meine erste Verlobung," antwortete sie in fast trotzigem Tone.

Ich war aufgesprungen. „Deine erste Verlobung? Und davon weiß ich nichts?"

„Nun, das war mit dem Baron Ronowkin, damals, als ich in Rußland als Erzieherin war!"

Die Ruhe, mit der sie das sagte, als ob von etwas ganz Alltäglichem die Rede wäre, versetzte mich in immer größere Erregung.

„Als Erzieherin — in Rußland?" stieß ich hervor.

Meine Frau war aus Königsberg, ihre Eltern lebten dort in sehr guten Verhältnissen — ich hatte sie in Colberg, im Bade, kennen gelernt — sie war damals wenig über 20 Jahre.

„Melitta, und — davon hast du mir niemals gesprochen? — Mir, deinem Manne?" Ich hatte ihre beiden Hände ergriffen.

„Nun, das ist doch erklärlich," antwortete sie mit einem Lächeln, das meine Erregung nur erhöhen konnte, „du hast mir ja selbst damals erklärt — ‚was vor der Verlobung geschehen, das ginge mich gar nichts an', und — nun, da habe ich angenommen, du wollest von meiner russischen Episode auch nichts wissen!"

„So! — habe ich das erklärt?" Ich erschrak fast selbst vor dem rauhen Tone meiner Stimme.

Zwei, dreimal ging ich im Zimmer auf und ab, — o, ich fühlte, wie Melittas Blick mir folgte — mitleidig — spöttisch — ich wußte selbst nicht wie.

Endlich gewann ich wenigstens äußerlich einen gewissen Grad von Fassung, trocknete die kalten Schweiß-

tropfen von meiner Stirn und trat meiner Frau gegenüber.

„Melitta — ich wäre aber nun doch gespannt, einige Aufschlüsse über deine Vergangenheit, über — deine früheren Verlobungen — zu erhalten!“

„Nur eine war's, mein Schatz!“

„Nun — ich denke, das ist auch genügend! Würdest du vielleicht die Gnade haben, mir —“

„Du hattest ja noch soeben keine Zeit für mich!“

„Bitte, laß das meine Sorge sein!“

Ich schob ihr einen Sessel hin, den sie in aller Behaglichkeit einnahm.

„Bitte — erzähle!“ Meine Stimme zitterte förmlich vor innerer Erregung.

„Mit dem Vorbehalte, daß du mich nicht ein einzigesmal in meiner Mitteilung unterbrichst!“

„Gut — ich verspreche es.“ Ich hätte alles versprochen, um bald zu erfahren, was ich doch wieder zu hören fürchtete.

„Die Familie, bei der ich in Stellung war,“ begann Melitta mit voller Seelenruhe zu erzählen, „brachte das Weihnachtsfest bei den Eltern der Frau, der Mutter meines Zöglings, zu. Frau von Meden, so hieß sie, bot mir zwar an, sie zu begleiten. Aber einmal fürchtete ich die zweitägige Reise — weit in den Norden, nach Esthland hinein — und dann hatte ich auch eine Einladung von Sonje Woronzoff erhalten, einer jungen Russin, zu der ich mich in aufrichtiger Freundschaft hingezogen fühlte. Sonjes Vater wohnte zwar jenseits der Düna, bereits auf livländischem Gebiete, während Medenhoff in Kurland liegt, aber dennoch betrug die Entfernung kaum mehr als 50 Werst, und gern folgte ich der Bitte Nadashdas, in ihrem Heime die Festtage, die Zeit meiner Freiheit, zu verleben.

Schon am 16. Dezember traf ich in Odlangen, dem Landsitze der Woronzoff, ein. Erst nach dem Tode seiner Gemahlin war Herr Woronzoff mit Sonje nach

Livland übergesiedelt, und diese hatte es verstanden, in diesem einfachen, viereckig-stillosen Schlosse in kurzen Monaten ein behagliches Heim herzurichten.

Mit fast zu lebhafter Herzlichkeit empfing mich meine dunkeläugige Freundin, während ihr Gatte, ein alter, vornehm aussehender ehemaliger Oberst vom preobraschenskischen Regimente, mir mit jener liebenswürdig höflichen Form begegnete, durch welche die russische Gastfreundschaft sprichwörtlich geworden ist.

Bis in den späten Abend blieben wir vereint um den Samovar, in lebhafter Konversation, — natürlich russisch, da Herr Woronzoff der Landessprache durchaus unkundig war. Um jene Zeit war ich des Russischen bereits völlig mächtig."

„Du, Melitta — des Russischen?" rief ich.

„Nun ja, das ist doch nicht so erstaunlich! Übrigens bitte ich dich, mich nicht wieder zu unterbrechen, ich würde sonst ganz gewiß meine Mitteilung nicht zu Ende führen."

Sie sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, daß ich schwieg und — ganz als ob sie, oder besser ich, den Faden gar nicht unterbrochen hätte, fuhr sie fort:

„Schon während des ganzen Abends war mir eine gewisse Veränderung in Sonjes Wesen nicht entgangen — eine Erregung — ein unstetes Umherflackern in ihrer Sprechweise, — ein träumerisches Sichvergessen, wechselnd mit übersprudelnder Lebhaftigkeit.

Erst als sie mich spät — es war fast Mitternacht geworden — durch die langen Korridore des Schlosses geleitete, als sie, in meinem Schlafzimmer angekommen, mir fast stürmisch um den Hals fiel, sollte ich die Veränderung in ihrem Wesen erfahren. „Melitta," rief sie im Ausdrucke seligen Glückes und doch wieder angstvoll, „Melitta, er kommt, kommt schon morgen! O mein Gott, wenn er mich mitnähme, mit sich nach Petersburg — fort aus dieser Einöde, aus einem Lande, dessen Sprache ich nicht kenne, dessen —"

Ich fühlte die schlanke, zarte Mädchengestalt in meinen Armen zittern.

„Sonje, liebe Sonje, so sag doch, wer ist denn dieser ‚er‘, der —“

„Der Herrlichste, der Schönste, der Beste — was du willst! Ronowkin — Stephan Wassilowitsch — mein Vetter. O, Melitta, du wirst ihn kennen lernen — kennen und bewundern!“

Sonje wurde nicht müde, mir von dem Manne zu erzählen, den sie in ihrer Leidenschaftlichkeit wie einen Gott darstellte. Sie hatte ihn vor wenigen Wochen bei einem Aufenthalte in Petersburg wiedergesehen und ‚seit jener Stunde weiß ich, daß die Liebe eine schreckliche, verzehrende Gewalt, eine beseligende Wonne, ein Meer von Licht ist, in dem man erblinden möchte, — ein Dürsten nach dem Zaubertranke ewigen Glückes!‘ so lauteten ihre Worte — ich merkte sie mir genau. Dann, als am folgenden Tage Stephan Wassilowitsch eintraf, da lernte ich eine Leidenschaft verstehen — begreifen, die ich noch am Abend vorher für überspannt gehalten hatte.“ — — —

Melitta seufzte tief auf, — o, es schnitt mir ins Herz hinein, dieser Seufzer meiner Frau! Aber ich schwieg — ich mußte, ich wollte weiter hören, was mir, schon ehe es gesprochen, den Atem nahm.

„Weiter,“ wagte ich dann zu sagen, als sie traumversunken im Schweigen verharrte. Sie schrak förmlich auf und fuhr dann mit einer Art von Feierlichkeit fort:

„Der junge Russe — 28 Jahre zählte Stephan Wassilowitsch damals — war nicht nur durch fast klassische Schönheit ausgezeichnet, er excellierte auch in allen ritterlichen Künsten. — Als Reiter, Schütze und Tänzer bekannt, hatte ihn der Schöpfer auch mit einer Stimme begabt, wie mir niemals eine Stimme seitdem zum Herzen sprach. Die Vielseitigkeit seiner Bildung, seine gediegenen Kenntnisse, traten um so mehr hervor, als sein wunderbares Erzählertalent natürlich von seiner Um-

gebung immer wieder angeregt wurde — so bescheiden er auch damit zurückhielt. Aber — wozu mehr der erklärenden Worte, wo doch Worte niemals das auszudrücken vermögen, was Augen, Ohr und Herz den Lippen zuflüstern!“

„Na, ich denke es genügt!“ wagte ich noch einmal einzuwerfen.

Ein strafender Blick traf mich, — dann ein tiefer Seufzer — der mich ebenfalls wie eine Strafe traf.

„Laß mich es kurz machen!“ nahm sie nach einer Pause ihre Mitteilung wieder auf. „Es konnte mir nicht entgehen, daß Sonjes Leidenschaft, ihr flackerndes Wesen, die Überschwenglichkeit der Form, in welcher sie dem Vetter ihre Liebe zeigte — auf den tiefdenkenden, innerlich ernsten, klugen Mann mehr und mehr eine abstoßende Wirkung ausübten. Wie es möglich war, daß meiner Freundin der völlige Umschwung in seinem Benehmen ihr gegenüber entging, wie es ihr entgehen konnte, daß Stephan Wassilowitsch mehr und mehr seine Aufmerksamkeiten mir zuwandte, das ist mir noch heute unerklärlich. Ich muß zu meiner Rechtfertigung vorausschicken, daß ich wußte, kein bindendes Wort, nicht einmal irgend eine Erklärung sei von Ronowkin seiner Cousine gegenüber ausgesprochen, — um dann freimütig zu bekennen, wie das Interesse mich beglückte, welches der hervorragende Mann mir entgegenbrachte. Mein Herz schlug lebhafter, wenn ich seine Stimme hörte, mit Entzücken lauschte ich den weichen Akkorden slavischer Kompositionen, den einschmeichelnden und doch so männlich kraftvollen Tönen seiner Stimme. Besonders ein Lied war es, das ich ihn immer von neuem zu singen bat: ‚Ossen osipaitsia‘ hieß der Titel, ein Lied, dessen Text in glühenden Ausdrücken von unermeßlicher, ewiger Liebe spricht. Nur auf mich war sein Blick gerichtet, wenn er sang:

‚Ni umeju werkasatj
Rak tebea lubluj,‘

und dennoch bezog Sonje all dies Liebeswerben auf sich selbst. Wie es kam, — ich weiß es selbst kaum, — aber schon nach wenigen Tagen fühlte ich mich völlig in Stephan Wassilowitschs Gewalt. Ein Blick, ein Wort hätten mich zu stummem Gehorsam gezwungen. Ronowkin mußte das fühlen! Aber sein edles Herz, seine ritterliche Gesinnung bewährten sich auch hier in vollem Maße. Respektvolle Achtung in Worten und Mienen!

Eines Abends kam die Rede auf die Christfeier in Deutschland, auf die lieblichen Gebräuche, welche in der Nachbarnation, im Palaste wie in der Hütte, auf die Wiederkehr des Tages hinweisen, an welchem der Welt der Heiland geboren.

„Wollen wir nicht Melitta Paulowna (man nannte mich so unter Hinweis auf den Namen meiner Mutter) bitten, uns eine Weihnachtsfeier nach deutschem Gebrauche zu veranstalten?"

Stephan Wassilowitsch war es, der sich mit diesen Worten an seinen Onkel wandte, und dieser sowohl wie Sonje stimmten mit Begeisterung dem Wunsche bei.

Ich — nun — ich war glücklich, zur Freude des Mannes beitragen zu können, mit dem Tags meine Gedanken — Nachts meine Träume beschäftigt waren.

Schon am folgenden Tage begann ich die erforderlichen Vorbereitungen, und während ich selbst mit meinem Schlitten, — Herr von Meden hatte angeordnet, daß Pferde und Kutscher zu meiner Verfügung bleiben sollten für die Zeit meines Aufenthaltes in Odlangen, — während ich also nach Friedrichstadt fuhr, die erforderlichen Einkäufe zu machen, holte Stephan Wassilowitsch aus dem unfernen Walde die Edeltanne, die als Weihnachtsbaum dienen sollte — es war ein wundervoll gewachsenes Bäumchen.

Mir allein hatte ich die Arbeit des Ausschmückens, das Arrangement der Feier vorbehalten, und für die nächsten Tage war meine Zeit so völlig in Anspruch genommen, daß mir Stephan Wassilowitsch gestand, er

bedauere, durch seine Bitte nun meiner Gesellschaft beraubt zu werden. Daß ich im Gedanken an ihn bestrebt war, die heimischen Gebräuche recht stimmungs- und weihevoll darzustellen, das war wohl zu natürlich.

So kam der Abend des 24. Dezember heran. Nach russischer Rechnung verschiebt sich das Datum um vierzehn Tage, doch das thut nichts zur Sache.

Mit einer Begeisterung, der die Slaven in so hohem Grade fähig sind, hatten sich die Dienerschaft und die Angestellten des Schlosses und Landsitzes für meine Absichten anwerben lassen, und in der Wohnung eines Beamten wurden auch die betreffenden Vorbereitungen getroffen.

Gegen 7 Uhr abends konnte ich das Glockensignal geben, auf welches Sonje, ihr Vater und Stephan Wassilowitsch, sowie ein paar ältere Beamte und Nachbarn den großen Speisesaal betreten sollten, in dessen Mitte der prächtig ausgeschmückte Christbaum Platz gefunden. Rings umher waren auf kleinen Tischchen alle die Geschenke ausgebreitet, für jeden besonders. Niemand im weiten Schlosse ging leer aus, bis zum jüngsten Stallburschen herunter.

Besonders war es aber Sonjes Tisch, der sich durch reiche Geschenke auszeichnete — unter diesen ein kostbares Armband als Ronowkins Gabe. —

Heller Lichtglanz strahlte den Eintretenden entgegen, der Saal war erfüllt von jenem Weiheduft, der uns die Erinnerung zurückruft an unsere Kinderzeit, der uns durch unsere Sinne an die Heiligkeit der Stunde mahnt, der wir entgegengehen.

„Stille Nacht, heilige Nacht" schallte in diesem Augenblicke in vielstimmigem Gesange das alte deutsche Weihnachtslied durch den weiten Raum, zuerst im Pianissimo, dann anschwellend zu voller Kraft. Überrascht blieben die Eintretenden stehen. Fast unwillkürlich falteten sich die Hände wie zum Gebete. Die Sänger waren durch eine grüne Wand von Tannenbäumchen

dem Auge entzogen. Feierliche Stille herrschte, als nach dem dritten Verse des Liedes, dessen Text ich natürlich in das Russische übertragen hatte, die Harmoniumbegleitung in einigen Schlußakkorden verhallte.

Dann traten die Sänger hervor, — alles Leute vom Schlosse, ich selbst hatte sie eingeübt — und nun begann ein freudiges Leben im Saale.

Man beglückwünschte mich zu dem Arrangement, Sonjes Vater war voll Lobes, und begeistert drückte mir Stephan Wassilowitsch die Hand — vielleicht länger, als es die Vorsicht geboten hätte. Noch freilich entging es mir im Rausche der freudigen Erregung, daß Sonje kein Wort der Anerkennung für mich hatte, denn die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte sich jetzt einer Erscheinung zu, welche man mir fälschlich als eine abermalige und beabsichtigte Überraschung zuschrieb. Auf der weiten weißen Schneefläche unten im Garten malte sich in gigantischen Umrissen das Zeichen der Welterlösung — die Form des Kreuzes. Es war das ganz einfach der Schatten des Fensterkreuzes, durch die Höhe des Lichterbaumes hinuntergedrückt, bis dicht vor die Schloßterrasse. Ein einziges Glühlicht, ja ein Kronleuchter würde denselben Effekt gehabt haben, aber russische Phantasie und russischer Aberglaube ließen bald an dem Kreuze auch schon die Umrisse des Gekreuzigten erkennen, und wir, die wir hätten mit wenigen Worten die Illusion stören können, wir ließen den Leuten ihre fromme Einbildung. Während die Menge sich den Fenstern zugedrängt hatte, war ich an mein Tischchen unter dem Baume getreten und nahm ein Kästchen auf, welches meiner Aufmerksamkeit bisher entgangen oder erst nach der Bescherung niedergelegt sein mußte. Ich öffnete es mechanisch und erschrak, als mir der Glanz von Brillanten entgegenstrahlte. Ich erkannte denselben Ring, den ich noch vor wenigen Minuten an Stephan Wassilowitschs Hand gesehen. Noch stand ich unschlüssig da, als Stephan rasch herzutrat. „Melitta Paulowna,“ flüsterte er mir leise,

doch in höchster Erregung zu, „der Ring soll mich dir verbinden auf ewige Zeiten, soll mich zu deinem Sklaven machen! Melitta, nimm ihn an und du machst mich zum Glücklichsten auf Erden. Hier, an dieser Stätte, solltest du über mein Schicksal entscheiden — die Heiligen selbst schickten uns diesen unbeobachteten Augenblick!" Schon hatte er den Ring auf meinen Finger geschoben, ehe ich ein Wort der Erwiderung fand.

„Meine Melitta, meine Braut," flüsterte er mir nur noch leise zu, dann schreckte uns eine allgemeine Bewegung im Saale auseinander. Es wurden soeben heißer Punsch und Berliner Pfannkuchen — von mir gebacken — hineingetragen, und über die deutschen Genüsse vergaß man bald alle Himmelszeichen und deren phantastische Deutung.

Das Hauspersonal entfernte sich dann, um in den unteren Räumen die Feier fortzusetzen. Man dankte dem Gospodin — man dankte auch mir, für eine so ungewohnte, ja ungekannte Art der Christbescherung.

Die Nachbarn und Bekannten blieben in froher Stimmung um den Hausherrn vereint. Man lobte mein Gebäck — sprach meinem Punsche zu.

Doch schon bald sollte ich bemerken, daß die kurzen Sekunden des Alleinseins unter dem Christbaume nicht unbeachtet geblieben waren. Noch während der Feier fühlte ich den haßerfüllten Blick Sonjes auf mich gerichtet. Ich sah, wie sie die Gelegenheit suchte, einige lebhafte Worte mit — meinem Verlobten zu sprechen, sah, wie dieser lebhaft etwas zu erklären suchte, wie sie ihm mit flammendem Blicke ein Wort zuflüsterte, das Stephan Wassilowitsch wie ein Entsetzen zu berühren schien. Unbeweglich blieb er stehen, wie erstarrt. Sein Blick folgte ihr, bis sie den Saal verlassen hatte. Dann wandte er sich um, sein Blick suchte mich, und er winkte mir, in eine Fensternische zu treten.

„Melitta," sagte er in heftiger Erregung, „unserem kurzen Glücke droht ein jähes Ende. Sonjes Liebe hat

sich in furchtbaren Haß verwandelt, seit sie erkannt, wem mein Herz auf immer gehört. O, ich würde ihren Zorn ertragen, wenn nicht ein einziges Wort aus ihrem Munde mir eben den Beweis geliefert hätte, daß sie mit diesem einen Worte mich in das Verderben stürzen kann. Was ich ihr einst im Vertrauen mitgeteilt, sie kann und wird es nun benutzen, um — uns beide zu verderben. O, ich kenne ihre Leidenschaft und —"

„Mein Gott, Stephan, welches Unrechts kann sie dich, den Besten, den Ehrenhaftesten zeihen?" rief ich fast zu laut.

„Still, mein Liebling, wir müssen vor allem vermeiden, die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Merk auf! Sonje nannte den Namen, den ich in meiner politischen Partei führe, den Namen einer der Führer des mächtigsten Bundes in Rußland — des gefürchtetsten gewiß! Ich bin —"

Fast unhörbar flüsterte er mir das Wort zu, das vor kurzem ihn selbst erbleichen machte.

Sonje blieb für den Abend unsichtbar, sie schützte Krankheit vor. Stephan und ich bemühten uns, mit scheinbarer Unbefangenheit im Kreise der Gesellschaft zu bleiben. Es herrschte allgemeine Heiterkeit, die Punschbowle zeigte ihre Wirkung. Ich konnte daher unbemerkt ab und zu gehen. Eine Ahnung sagte mir, daß ich Augen und Ohren offen haben müsse, und meine Ahnung sollte sich bewähren.

Es war schon vorgerückte Zeit, als ich meinem Verlobten mitteilen konnte, daß vor einer Stunde einer der Stallbediensteten im Auftrage Sonjes mit einem Briefe nach Friedrichstadt abgesandt sei, und daß dieser Brief an den Polizeipräfekten gerichtet sei. Durch eine Indiskretion oder Prahlerei des Reitknechtes, meiner Jungfer gegenüber, war die Thatsache zu meiner Kenntnis gekommen.

„Nur rasches Handeln kann mich retten," so lautete Stephans Antwort. „Erreiche ich das kurländische Ge-

biet, ehe die garadowoji — die Gendarmen mir auf den Fersen sind, so bin ich geborgen. Doch, woher jetzt Pferde nehmen und Schlitten und einen zuverlässigen Kutscher?“

„Ich selbst habe die Pferde aus Medenhoff hier und einen sicheren Kutscher — der Wege kundig!“ antwortete ich und eilte hinunter zum Stalle, um die Vorbereitungen zu treffen, während Stephan die nötigsten Sachen zusammennehmen sollte. Aber der Weihnachtspunsch hatte unter dem Stallpersonale eine furchtbare Niederlage angerichtet, und auch meinen Kutscher fand ich auf der Streu in einem völlig sinnlosen Zustande. Zeit war nicht zu verlieren. Ich legte den Pferden die Geschirre auf, schob den leichten Schlitten aus der Remise, und als Stephan eintraf, hatte ich die Pferde bereits eingespannt. „Wir müssen ohne Führer fahren — mein Kutscher ist trunken — aber ich begleite dich.“

„Unmöglich,“ rief er, „in dieser Winternacht! Und man wird dich verfolgen, als Teilhaberin an nihilistischen Umtrieben!“

„Was auch geschehe — meine Liebe ist größer als alle Gewalten — ich begleite dich!“ O, ich fühle es noch heute, wie er mich stürmisch an sein Herz schloß — der schöne große Mann!

Durch die Nacht ging es dann vorwärts. Stephan Wassilowitsch war ein gewandter Kutscher. Ich hatte meinen Pelz umgeworfen, als ich zum Stalle hinabeilte — das kam mir zu gute — und Pelzdecken und Fußsäcke fanden sich in meinem Schlitten. Auch stand der Thermometer seit ein paar Tagen schon über Null. Schweigend hatten wir wohl eine halbe Meile auf dem Wege nach Awsiejoff, jenem Orte, zurückgelegt, bei welchem wir die Düna überschreiten mußten, um von dort über Illuxt nach Medenhoff, unserem vorläufigen Ziele, zu gelangen, als wir deutlich, aus weiter Ferne noch, den Hufschlag und das Schnauben von Pferden vernahmen.

„Die Garadowoji!“ kam es über Stephans Lippen, „der Telegraph hat gearbeitet — nun helfen uns die Heiligen, wie sie unserem Volke zur Freiheit helfen mögen!“

Wie ein Gebet klang das. Ohne Besinnen bog dann der Schlitten von der befahrenen Straße ab. Eine unter Schnee begrabene Kiefernschonung sollte uns vorläufig den Augen der Verfolger entziehen, und unser Plan gelang, denn kurze Zeit darauf sahen wir, trotz des bedeckten Himmels, zwei Reiter über den Schnee vorübertraben. Das leise Waffengeklirr ließ uns keinen Zweifel über deren Zweck.

„Der befahrene Weg ist uns abgeschnitten! Willst du es wagen, mit mir quer feldein der Gefahr zu entfliehen?“ So fragte mich mein Verlobter, und statt der Antwort schlang ich meinen Arm um seinen Nacken — küßte seine kalten Lippen. „Mit dir durch das Leben oder in den Tod!“ rief ich, und vorwärts ging's, über die Schneedecke — nach Westen.

Es hatte sich eine Eiskruste über dem Schnee gebildet, die noch vor wenigen Tagen völlig tragfähig war. Die milde Luft aber hatte bereits ihren Einfluß geltend gemacht. Oft traten die Pferde durch und wurden im schnellen Laufe gehemmt.

„Die Düna wird unsicher sein — sie hat stets offene Stellen, und wir werden uns beim nächsten Bauernhause einen Führer nehmen müssen!“ meinte Stephan Wassilowitsch.

Eben lenkte er die Pferde einem über die weite Schneefläche glänzenden Lichte zu, als ich am Horizonte — gerade hinter uns, zwei bewegliche Punkte bemerkte. Ich machte Stephan aufmerksam.

„Die Gendarmen!“ lautete wiederum die schreckensvolle Erklärung, „sie haben die Fährte gefunden trotz der Nacht!“ Und die Peitsche glitt nieder auf die schon dampfenden Pferde. In rasender Fahrt ging es vorwärts. Mehr als einmal brach eines der edlen Tiere

durch die Eisdecke, um sich mit feurigem Mute wieder aufzuraffen — der Schlitten drohte umzuschlagen — ich klammerte mich fest an den Geliebten. Wir achteten nicht der Hindernisse, ließen den Pferden die Wahl des Weges — nur vorwärts! „Ich bin ohne Waffen — erreichen sie uns, so sind wir beide — vergraben in den Eisfeldern Sibiriens, aus denen kein Nihilist jemals heimkehrt! Auch du bist verloren, Melitta, du, meine Braut, die Braut eines ihrer Führer!"

Ein Grauen klang durch die Worte Stephans, und von neuem trieb er die Pferde an. Aber auch unsere Verfolger mußten verzweifelte Anstrengungen machen — es mußte ein hoher Preis zu erringen sein, denn immer näher kamen sie. Meine in der namenlosen Erregung geschärften Augen konnten schon die Umrisse der Pferde, der Reiter erkennen. Und dazu ließ die Kraft unserer Rappen nach, das Terrain wurde unebener, einen steilen Abhang hinab geriet der Schlitten derartig in das Gleiten, daß die schräge Linie, also ein Umweg gewählt werden mußte. Dann aber eine weite Ebene vor uns. Der Mond trat ab und an durch das Gewölk – noch sah ich die Verfolger auf der Höhe, die wir soeben hinabgekommen waren — die Figuren zeichneten sich klar von dem Horizonte ab. Sie nahmen den direkten Weg — „wenn uns die Heiligen nicht helfen, haben uns die Häscher in wenigen Minuten erreicht," klang es fast stöhnend aus des Teuren Munde. Verzweifelt hieb er ein auf die armen Pferde — galt es doch sein — mein, der Geliebten Leben. Und wieder blickte ich mich um, während der Schlitten dahinflog in wahnsinniger Fahrt. — Wo waren die Verfolger? Vergebens spähte ich! Wohl nur gedeckt durch die Anhöhe! Ich spähte wieder und wieder! Weit lag jetzt die Ebene hinter uns — hell strahlte in diesem Augenblicke der Mond — nirgends eine Spur von den Gefürchteten! — Wieder ging's eine steile Anhöhe hinan. Vor uns ein Licht — in der Ferne noch.

„Sie haben die Verfolgung aufgegeben," flüsterte ich, immer noch mich umschauend, dem Geliebten zu, „das Feld hinter uns ist frei!"

„Den Heiligen sei Dank und dir, Melitta Paulowna, wenn die Flucht gelingt! Nicht auf eine Werst Entfernung halten die Pferde diese Fahrt noch aus. Und vor uns muß die Düna liegen mit ihren todbringenden Luhmen. Ich muß in jenem Hause fragen nach der nächsten Überfahrt — ich fürchte, wir sind weit abgekommen von unserer Richtung."

Stephan Wassilowitsch mäßigte den Lauf der Pferde, während ich ununterbrochen den Blick nach rückwärts gerichtet behielt. Wir erreichten die Bauernhütte, durch deren trübes Fenster der brennende Kienspan leuchtete. Ein alter Mann trat heraus. „Führt uns über die Düna nach Medenhoff!" herrschte ihn Stephan an, „hier sind zehn Rubel, wenn Ihr Euren Auftrag vollführt, sind noch zehn Rubel Euer!"

Der Bauer nahm gelassen die dargereichten Scheine.

„Wenn Ihr zur Düna wollt, Väterchen, müßt Ihr die Pferde nach rückwärts wenden — von der Düna kommt Ihr. Wundert mich, daß Ihr hier hinüber gelangtet, ohne zu ertrinken, denn gerade gegenüber liegen die gefährlichsten Luhmen, — müßt schräg über den Strom gekommen sein!"

Der Bauer sprach kurländisch — ich mußte Stephan den Wortlaut übersetzen. Einen Augenblick schaute er nach rückwärts. „Es giebt eine Gerechtigkeit," rief er dann. Aber ich verstand nicht den Sinn seiner Worte.

„Ich werde Euch nach Medenhoff geleiten," fuhr dann der Bauer fort, „Ihr habt nur eine halbe Stunde dahin."

Der Morgen graute, als wir im Schlosse ankamen. Am Abend sollte die Flucht fortgesetzt werden — bei Tage wäre das unmöglich gewesen. Es war niemand im Schlosse, außer ein paar Dienern, ich war mit

Stephan Wassilowitsch — allein! O, mein Gott, wenn ich jener Stunden gedenke, des seligen Gefühles — ihn gerettet zu haben, dann —"

Meine Frau schwieg und schien sich ganz zu verlieren in die Erinnerung an die Erlebnisse jener Einsamkeit oder Zweisamkeit im kurländischen Schlosse, und ich — ich dachte an Scheidung — an Totschießen, an Weiberfalschheit und verlorenes Glück! Und während ich noch über die Worte sann, dem allen auch Ausdruck zu geben, fuhr Melitta fort:

„Der alte Bauer, der uns hergeführt, mochte doch für die reiche Belohnung eine gewisse Verpflichtung gegen uns gefühlt haben. Es war gegen Mittag am folgenden Tage, als er sich bei mir melden ließ und mich allein zu sprechen wünschte. Erst als er sich überzeugt, daß niemand uns belauschte, begann er seine Mitteilung.

„Ich habe die Spur des Schlittens über die Düna verfolgt. Ihr seid schräg das Ufer hinabgefahren, das hat Euch gerettet, denn die zwei Reiter, die den Abhang gerade hinunterritten, sind beide in der Luhme versunken — Gott erbarme sich ihrer Seelen! Aber die Reiter waren Garadowoji, — ich habe die Leiche des einen am Eisrande gesehen — und wenn der Ritt sollte Euch oder Eurem schönen Herrn gegolten haben, dann wird man bald —" Er schwieg, wiederum sich scheu umsehend, strich den Rubelschein ein, den ich ihm reichte, und verschwand.

Ich eilte natürlich zu Stephan, und wir rüsteten uns zum Aufbruche. Aber schon war es zu spät. Eben wollten wir den Schlitten besteigen, als die Meldung kam, alle Ausgänge seien von Gendarmen besetzt, und in demselben Augenblicke trat auch schon der Offizier herzu. Wir waren beide verhaftet."

Ein schwerer Seufzer, fast klagend, rang sich über Melittas Lippen. Ihr Blick war aufwärts gerichtet, wie in großem Leide.

War das meine Frau? Meine geliebte Frau, die ich für ein halbes Kind gehalten hatte? Die Mutter meines Sohnes in Verzweiflung bei der Erinnerung an einen — (gewiß hatte sie noch mehrere gehabt —) einen ehemaligen Geliebten! O, es war furchtbar, was meine Brust durchwühlte!

Sie schien alles um sich vergessen zu haben. Schweigend verharrte sie, zurückgelehnt in dem Sessel — Schmerz in den Zügen.

„Und dann?" fragte ich endlich.

„Ist's noch nicht genug?" lautete die Antwort in düsterem Ausdrucke.

„Laß mich — alles wissen — meine Schritte danach einzurichten," antwortete ich ebenso düster.

„Es bleibt wenig übrig," lautete es im Ausdrucke tiefsten Schmerzes. „Getrennt! Nein, nein! Wenige Tage später befanden wir uns auf dem Transporte nach Jenisseiska — in den Bergwerken Sibiriens durften wir einer kurzen seligen Liebe gedenken.

„Und dann?"

„Da — in den sibirischen Bergwerken, da sind wir noch," antwortete Melitta, plötzlich laut auflachend und schlang die Hände um meinen Hals.

Ich wehrte sie barsch zurück: „Madame!"

Erneutes Lachen.

„Aber Männchen — wache auf aus deiner Täuschung! Du sprachst deiner Frau alle Phantasie ab, nanntest meine Weihnachtspoesie „abgedroschen", und nun kannst du dich nicht hinausfinden aus dem Labyrinth meiner Weihnachtsprosa?"

„Melitta, du warst —?"

„Nicht in Rußland!"

„Nicht verlobt?"

„Nur mit dir, du lieber, lieber Mann!"

Sie hing sich an mich, drehte mich um mich selbst, daß mir schwindelte.

„So, nun schreibe meine Phantasie nieder, dann hast du eine Weihnachtsnovelle, darfst's auch etwas ausmalen, weißt du — da im Schlosse — allein! Freilich, allzu empfindsame Seelen wollen nur Reiserduft und Kerzengeflirr! — Aber vorher machst du mir den Hampelmann zurecht für unsern Jungen, nicht wahr?"

Christfeier um Pfingsten

Eine oberschlesische Waldepisode

Das Forsthaus des Beganges Czinowka, zu der fürstlichen Oberförsterei Hammer gehörend, liegt nahe bei dem nur aus wenigen Hütten bestehenden Dorfe Dembowa und bewacht zugleich einen der Haupteingänge zu dem eine halbe Quadratmeile umspannenden Wildgatter. Seit einem Jahre war der Begang dem jungen rührigen Förster Sczustalla anvertraut, und mit eiserner Strenge hatte der pflichttreue Beamte den Wald- und Wildfreveln ein Ende gemacht, welchen unter einem hinfälligen alten Vorgänger alle Wege geöffnet gewesen waren.

Vor sechs Monaten hatte Sczustalla — der Frantzeck hieß er im Volksmunde — die junge Försterin in das Forsthaus gebracht, und seit sie einzog, wichen Glück und Zufriedenheit nicht von der Schwelle.

Am 24. Dezember 1890 war die junge Försterfrau allein zu Hause. Der Frantzeck war mit dem Hilfsjäger noch einmal in den Wald gegangen; denn der strenge Winter hatte die bösen Leidenschaften wieder „aufgefroren" in den Hütten von Dembowa und anderen

Nachbarorten. An wald- und werkerfahrenen Wildschützen gab's noch keinen Mangel, Kälte und Hunger aber gaben ihnen den Mut, den Sczustalla so thatkräftig unterdrückt zu haben glaubte.

Frau Marie war beschäftigt, mit geschickter Hand ein Weihnachtsbäumchen auszuputzen — ein wahres Prachtexemplar von einer Edeltanne. Sczustalla hatte es morgens mit aus dem Walde gebracht und dann auf ein Fußbrett gesetzt, schon am Sonntage vorher aber in Cosel die Lichtchen und das glänzende Zuckerwerk eingekauft — Frau Marie sollte so weite Wege nicht mehr gehen.

„Fertig!" rief die hübsche Blondine und warf noch einen prüfenden Blick über ihre Arbeit. Hier und da war noch der Fuß nicht ganz in der dicken Moosdecke verschwunden — ein Lichtchen war aus der Senkrechten gekommen — dann war's wirklich fertig.

„So, nun das Kistchen von zu Hause! — Soll ich's auspacken? — Ach, wenn der Hilfsjäger vorspricht, decke ich Papier darüber — den Frantzeck wird's doch freuen!" Aus dem Kistchen „von zu Hause" nahm sie jetzt, sorgfältig aufgerollt oder mit roten Bändchen zusammengebunden, alle die kleinen Jäckchen, Hemdchen und Häubchen, deren Anblick wohl das Herz der jungen Frau recht erfreuen mochte. „Reizend!" rief sie ein über das andere Mal und dann ein „ach Frantzeck", obwohl Frantzeck das doch gar nicht hören konnte.

Jetzt war auch das beendet. Sie sah auf die große schwarzwälder Uhr zwischen dem Gewehrriegel und dem gemütlich durchwärmten Kachelofen. „Schon fünf! In einer halben Stunde kommt er, dann ist's dunkel." Sie bereitete ein Kerzchen vor — wohl um sofort die kleine Pracht da strahlen zu lassen, wenn sie ihren Mann kommen hörte, und setzte sich dann in den bequemen Lehnstuhl. Glücklich glitt ihr Blick über das friedliche Heim. Noch einmal sprang sie auf und stellte Stiefelauszieher und Pantoffeln neben den warmen Ofen — es hatte draußen zu schneien begonnen. Tiefer und tiefer fielen

die Schatten der Nacht. Wo blieb Frantzeck? Es schlug sechs — sie hatte die Lampe angezündet. In immer kürzeren Pausen eilte sie an die Hausthür, um zu lauschen. Es war völlig Nacht geworden. Gleichmäßig fiel der Schnee auf die „Rauschen“ der Eichen rings umher — kein Lufthauch rührte sich. Auf den freien Plätzen sah's schon weiß aus. „Wie ein Leichentuch,“ rief die Frau und erschrak dann vor ihrem eigenen Ausrufe. Eben hatte die Uhr acht geschlagen. Aus der Unruhe war die Angst erwachsen. Er hatte so fest versprochen heimzukehren — heut am Weihnachtsabend. — Da! sie springt auf, rasche Schritte über den Schnee, die Treppenstufen hinan. „Endlich, Frantzeck!“ ruft sie zur offenen Thür hinaus. Aber der Schein der Lampe fällt nicht auf ihren Mann.

„Ich bringe schlechte Nachricht, Frau Förster,“ klingt es aus des Hilfsjägers Munde, und die Frau erkennt aus dem Tone, daß Schlimmes folgen soll.

„Sprecht, sprecht, Kreteck, ist er tot?“

„So schlimm ist's nicht — aber verwundet ist er — seien Sie ruhig, Frau Förster, es ist nicht schlimm! Gewiß nicht!“

„Wo ist er — ich eile zu ihm! Führen Sie mich!“

„Unmöglich. Wir haben ihn nach Bahnhof Kandrzin gebracht, da in der Nähe ist's passiert — der Doktor findet keine Gefahr, aber es kann einige Tage dauern.“

„Ich will zu ihm — sogleich.“

„Es würde Euch nichts helfen, er wird mit dem nächsten Zuge nach Ratibor fahren — ins Lazarett, und bedenkt — die Winternacht und Euren Zustand.“

„O, mein Gott, ich unglückliche Frau!“ rief sie aus und brach weinend zusammen in den Lehnstuhl.

* *
*

Die Räume des Hotels Pientock, in dessen Sälen die letzte Frühjahrssitzung des Schwurgerichtes soeben ihren Schluß erreicht hatte, entleerten eine ungewöhnlich

große Zahl von Zuhörern. „Totschlag“ hatte man das Verbrechen genannt, über welches heute das Urteil gesprochen war, und wegen Totschlages, verübt an dem Waldarbeiter Zmula, war soeben der fürstliche Förster Franz Sczustalla aus Forsthaus Czinowka zur niedrigsten zulässigen Strafe unter Anrechnung mildernder Umstände verurteilt worden.

Das Gericht hatte das Urteil auf Grund folgender Thatsachen gesprochen:

Am 24. Dezember vorigen Jahres befand sich der Hilfsjäger Kreteck mit dem Förster Sczustalla zu gleicher Zeit im Walde von Czinowka, jedoch in einem anderen Jagen — um den Waldschutz auszuüben. Etwa um $4^1/_2$ hörte er in der Richtung auf Bahnhof Kandrzin einen Schuß fallen. Es lagen dort ausgedehnte dichte Schonungen. Kurze Zeit darauf fiel ein zweiter Schuß, dem bald ein dritter folgte. Er eilte dem Schalle nach, und noch ehe die Dunkelheit eingetreten war, fand er den Förster Sczustalla, besinnungslos und blutend am Boden liegen, dicht an einem ihm wohlbekannten Rotwildwechsel und am Zusammenstoße von Hochwald und dichter Schonung. Nahe am Wechsel, im Hochwalde, lagen die Gescheide eines eben aufgebrochenen Stückes Wild, offenbar eines Hirschkalbes.

Er untersuchte zuerst die Wunde des Försters, und als er in der linken Seite einen Schußkanal fand, welcher nicht mehr blutete, eilte er zunächst zum nahen Bahnhofe Kandrzin, um Hilfe zu holen, schickte auch zum Arzte und requirierte den dort postierten Gendarmen.

Man beschloß, den Verwundeten von Ort und Stelle direkt zum Bahnhofe zu tragen, da seine Unterbringung im Lazarett erforderlich schien. Während die Träger den immer noch Ohnmächtigen auf eine Tragbahre luden, unternahmen der Gendarm und der Hilfsjäger — mit Laternen versehen — eine vorläufige Revision der nächsten Umgebung des Thatortes. Etwa 30 Schritte vom Fundorte des Försters fanden sie, auf dem Gesicht

liegend, eine schon erkaltete Mannesleiche, in welcher die beiden sogleich den Waldarbeiter Zmula, einen frechen Wilderer, erkannten. Neben ihm lag die abgeschossene Büchse, und seine Hand hielt noch die Läufe eines zusammengebundenen Hirschkalbes umspannt. „Von rückwärts erschossen!“ hatte der Gendarm bedeutungsvoll gesagt und Bewachung der Leiche angeordnet bis zum Eintreffen der Gerichtskommission. Es hatte schon damals geschneit, und von Spuren war nichts zu erkennen.

Die Gerichtskommission hatte lediglich die Beobachtungen des Gendarmen bestätigt. Der Förster aber wurde im Lazarett in Ratibor untergebracht und nach Heilung seiner Wunde — die Kugel hatte die linke Seite unterhalb des Herzens gestreift, ohne edlere Teile zu verletzen — war der Haftbefehl gegen ihn ergangen.

Das Untersuchungsgericht hatte angenommen, daß der Kampf zwischen dem Wilderer und dem Förster in der Flucht des ersteren geendet habe, und daß der Förster diesen, obwohl er nicht mehr im Stande der Notwehr befindlich, von hinten niedergeschossen.

Die Aussage des Försters stellte die Vorgänge dagegen wesentlich anders dar.

„Ich eilte rasch,“ so lautete diese, „in der Richtung des gehörten Schusses vorwärts auf den mir bekannten Wechsel zu, trug die geladene Büchse seitwärts. Die Schonung ist fast undurchdringlich. Der Wilderer mochte mich gehört haben und doch nicht mehr Zeit gefunden zum Entfliehen. Als ich eben den Kopf aus der Schonung herausstreckte, sah ich ihn, die Büchse im Anschlage, und ehe ich die eigene Waffe erheben konnte, blitzte es schon auf, und ich habe von da ab die Besinnung verloren. Ich habe bestimmt selbst nicht geschossen.“

Der letztere Teil der Aussage hatte beim Gerichte keinen Glauben gefunden, um so weniger, als die Verwundung sich als nicht erheblich erwiesen hatte und das

Gewehr des Försters abgeschossen vorgefunden wurde, ferner auch die Tötung durch ein Geschoß, Kaliber 24, erfolgt zu sein schien, das Kaliber der Büchse des Försters.

Auf den Straßen, in den Wirtshäusern Ratibors, ja unter den Juristen selbst und besonders unter dem zahlreich vertretenen Forstpersonal herrschte ein lebhafter Meinungsaustausch.

Besonders die Forstleute drängten sich um den Hauptzeugen, den Hilfsjäger Kreteck.

„Und ich lasse meine Hand darauf, daß Sczustalla dennoch die Wahrheit gesagt hat — ich kenne meinen Mann. Auch vor Gericht habe ich ja gesagt, der Frantzeck schießt nicht mit Expansion, und der Zmula war mit Expansion getötet. Der Sczustalla legt auch seine Büchse nicht neben sich mit der Mündung nach hinten, auch wenn er im Sterben läge, und dann sah er mir doch nicht danach aus, als wenn er noch hätte schießen mögen mit der Wunde, wenn's auch nur gestreift hatte. Es saß dem Herzen verdammt nahe, und wenn er die linke Schulter nicht zurück gehabt hätte — na! dann könnte ein höherer und gerechterer Richter über ihn urteilen, wie die da oben in Pientock's Saal!"

„Kreteck, verbrennt Euch den Mund nicht!" flüsterte ein Kamerad dem Aufgeregten zu.

„Mir alles einerlei, ich raste nicht, bis ich Klarheit in die Sache bringe. Da sei der Henker noch Forstmann, wenn man den Kerlen auch noch Recht giebt — besonders wenn sie der Satan doch einmal geholt hat, wie den Schuft — den Zmula."

* * *

Im Forsthause von Czinowka saß Frau Marie im Lehnstuhle und weinte bitterlich. Ihr gegenüber stand der Hilfsjäger Kreteck.

„Tröstet Euch, Frau Sczustalla — der Gott der

Forstleute lebt auch noch! Euer Mann ist unschuldig, und seine Unschuld soll an den Tag — laßt mich sorgen.“

„Mein Mann hat mir's selbst gesagt, daß er nicht geschossen habe, und mich belügt er nicht! Noch steht das Bäumel dort und wartet, daß ich's anstecke, und es bleibt stehen, bis Frantzeck heimkehrt, gerecht und ehrlich. Dann soll sich unser Bub da in der Wiege mit uns freuen über den Christbaum. Freilich, die Nadeln sind abgefallen, aber die Lichtel blieben, und die Lichtel bedeuten meinen Glauben — an meinen Mann und an den heiligen Christ, der ihn retten wird, wenn ich recht fromm bete.“

* * *

Unermüdlich trachtete der Hilfsjäger, die Beweise der Unschuld des Försters zu erlangen. In würdiger Weise folgte er den Fußstapfen seines Vorgesetzten, dessen Stelle er inzwischen verwaltete, in unermüdlichem Eifer und unnachsichtiger Strenge gegen die Wilderer. Erst vor zwei Tagen war es ihm gelungen, einen der schlimmsten Hallunken auf frischer That — beim Aufbrechen eines Stückes Kahlwild — zu überraschen. Er ließ dem Manne nicht erst Zeit, die Büchse zu erfassen, ein wuchtiger Hieb traf die Hand zur rechten Zeit. Nach kurzem Ringen hatte der gewandte, starke Jäger sein Opfer gefesselt und dann im Amtsgefängnis abgeliefert.

Heute saß er, wie so oft schon, an der Stelle, wo er den Förster gefunden, und suchte in seinem Kopfe nach neuen Mitteln für seinen Zweck.

Da bemerkte sein berufsgeschärftes Auge, wie einer Kiefer, etwa zwei Manneshöhen über dem Boden, das Harz aus einer Wunde entquoll. „Sollte das der Specht gewesen sein? Unmöglich! — und in die Höhe reicht auch keine Axt oder dergleichen!“

Rasch hat er durch einige Holzscheite eine Art

Kanzel gebaut und betrachtet nun die Sache in der Nähe. „Sonderbar," wiederholt er und beginnt mit dem Waidmesser zu sondieren. „Das Loch ist tief." Er schneidet nach, immer eifriger, und nach einer Viertelstunde Arbeitens zieht er aus der nun allerdings klaffenden Baumwunde eine Bleikugel. Lange betrachtet er das wohlerhaltene Geschoß. „Teufel, wie kommt die dahin — in der Höhe? Kaliber 24! aber nicht Expansion!" Er setzt sich nieder auf den Grabenrand, und während er noch über seine eigene Frage nachdenkt, glitzern die Strahlen der Morgensonne auf einem blanken Gegenstande. Er nimmt ihn auf. „Der Boden einer Patronenhülse — le Faucheux — wieder Kaliber 24 — die Hülse kurz abgeschnitten, also von einer Kugelpatrone."

Da plötzlich steigt das Blut in seine Stirn, er wirft das Gewehr über die Schulter, und fort geht's durch den Wald — mit Riesenschritten in der Richtung auf Cosel.

„Herr Amtsrichter, darf ich die Büchsflinte noch einmal sehen, die ich vorgestern dem Hallunken abnahm?"

„Gern, lieber Kreteck." Das Gewehr wurde geholt.

„Le Faucheux, Kal. 24! richtig, die Hülse paßt. Aus dieser Büchse wurde der Zmula erschossen und hier — hier, Herr Amtsrichter, habe ich die Kugel aus des Försters Büchse, hoch im Baume hat sie gesessen. So macht's die Bande. Der Förster muß vor allen Dingen geschossen haben, darum wurde der Schuß abgefeuert, aber ein Gewehr richtig hinzulegen, versteht solch ein Strolch nicht. Und den anderen, den hat er zufällig — aber lassen Sie mich selbst mit dem Kerl reden, Herr Amtsrichter, meine Gesten kennt er, und dann helfen Sie, mir, daß der frei kommt, der Sczustalla! nicht wahr, Herr Amtsrichter?"

„Wenn Ihre Voraussetzungen zutreffen, wenn wirk-

lich der eine fliehende Wilderer gerade hinter dem Förster — so verstehe ich Sie!“

„So ist's gewesen! Ich habe mir an Ort und Stelle die Sache überlegt, und wenn der Förster hingeführt wird und muß die Richtung und Stellung, in der er geschossen wurde, genau angeben, dann — aber bald, Herr Amtsrichter, wenn's sein kann.“

* * *

Die Revision des Urteils führte zur Freisprechung und sofortigen Entlassung des Försters Sczustalla.

Morgens, am 18. Mai, es war am Tage vor Pfingsten, trat der Hilfsjäger zur Frau Försterin: „Heute nachmittag mit dem 7 Uhr-Zuge kommt der Frantzeck, wollt Ihr ihm nicht bis an die Bahn entgegengehen mit dem Kinde?“

„Gelobt sei Jesus Christus, wie sollte ich ihm nicht entgegen gehen,“ rief die arme Frau frohlockend, und sie ging ihrem Frantzeck entgegen.

Und als sie dann um 8 Uhr, auf den Arm des ungebeugten Gatten gestützt, die Försterei erreichte, da leuchtete durch die Fenster ein so eigentümlich heller Schein, als ob schon Licht brenne drinnen. Rasch öffnete sie das Haus, während der Förster das Knäblein glücklich in den Armen wiegte.

Thränen, diesmal Thränen der Freude, rannen über der Frau Wangen, als sie in der offenen Thür stehen blieb.

Auf dem Tische brannte das Christbäumle, aber nicht das nadellose, sondern ein frisches grünes, wie es damals der Frantzeck mitgebracht, und alles Bunte war genau so angemacht, wie es an dem gestorbenen Bäumchen gehangen.

Und unter dem Christbaume, da lag ein großer Brief mit einem großen Siegel, und da stand drin, daß des Fürsten Durchlaucht dem Förster Franz Sczustalla

eine dauernde Gehaltserhöhung von 300 Mk. in Gnaden gewährt hätten.

Vergebens aber fragte man nach dem treuen Kameraden. Kreteck war noch selbigen Tages in seine Garnison zurückgekehrt. Den Dank fand er im Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, und Dank blieb ihm im Försterhause. Unter dem Bäumchen aber waren Weihnachtsfreude und Weihnachtsdank trotz Pfingsten.

Um die Ecke

Inaktivitäts-Misèren

Keines Mannes Lebensweg läuft ganz geradeaus! Es giebt überall Ecken zu passieren, mitunter scharfe Ecken, an denen noch dazu ein schneidender Wind weht. Und wenn dann noch Glatteis ist, dann kann man zu Falle kommen — man weiß nicht wie. Die meisten und die schärfsten Ecken weist nun die anscheinend so glatte Bahn auf, welche der junge Leutnant so freudevoll und sicher betritt — wohl keiner, ohne den Marschallstab, in weiter Ferne noch, glänzen zu sehen. Es ist gut, daß es so ist, es ist aber auch gut, daß die Ecken sich immer näher rücken, immer schärfer werden, je heller jenes Wahrzeichen winkt. Wie mancher streckt schon die Hand aus und will zugreifen — da plötzlich die Ecke und — da liegt er? Nein, so schlimm ist's nicht, aber er „setzt sich" — ganz freiwillig, wie er sich den Anschein zu geben sucht, und zwar „zur Ruhe". Selten nur wird er mit Freimut es aussprechen, daß er an der Ecke ins Rutschen kam. Den wahren Sachverhalt kennt freilich jeder, aber — es klingt doch besser, „ich ging", wie ich „wurde gegangen", und selbst dann, wenn sich ausnahmsweise einmal wirklich jemand — ohne

körperlich ganz verbraucht zu sein, — freiwillig „zur Ruhe" setzt, begegnet er sicher einem gesunden Skepticismus. Man thut erstaunt: „Sie wollen gehen? So jung für Ihre Stellung? O, gewiß, der Abschied wird Ihnen abgeschlagen!" so sagt man — und: „nun, es ist auch die höchste Zeit," denkt man. So kam auch meine Ecke — nicht überraschend, aber um so sicherer und — da ich mich stets bemühte, die Augen über mich selbst offen zu haben, da man mir die Ecke sogar in freundlicher Weise zeigte, so fand ich Zeit, in aller Muße, sine ira und ohne die üblichen akuten Schmerzen mich zur Ruhe zu „setzen".

„Der Herr Oberstleutnant" (— den Titel bekam ich noch mit, als Wegzehrung —) „hätten doch noch bleiben sollen!" „Wir hätten gern unseren Bataillons-Kommandeur behalten!" und dergleichen sagten die Leutnants und kamen mit ihren Gläsern heran beim Abschieds-Liebesmahle — die Hauptleute waren schon wahrheitsliebender — schwiegen und dachten an geflochtene Achselstücke — aber „Kinder, macht keinen Schwamm," sagte ich, „freut euch, wenn euch Platz gemacht wird."

In längerer Rede des Herrn Obersten wurde noch alles dessen gedacht, was ich in 26jähriger Dienstzeit geleistet, — ich wußte gar nicht, daß es so viel war —, man ließ mich leben, — ja, die Pensionäre läßt man ja gern leben, solange sie wollen und können. Dann — ja, dann, als ich nach Hause kam, zog ich den Rock aus, den schönen lieben Rock, in dem ich so glücklich gewesen.

Wem will's erstaunlich erscheinen, wenn nun die Schleusen nicht mehr dicht hielten, nachdem ich drüben, unter den Kameraden, so mannhaft gegen den Ansturm des salzigen Nasses gekämpft! Aus dem Kreise lieber Freunde zu scheiden, das war das Schmerzlichste. Und meine Frau — nun ja — auch sie sekundierte tapfer. Der Rock, der mochte es ihr damals angethan haben, —

der schöne Rock! — „Ach, Heinrich —" (Schluchzen), „Heinrich, ich hatte immer" — (Schluchzen).

„Was denn, mein Kind?"

„Ach — Heinrich — wenn wir doch noch hätten dienen können bis — bis du als Excellenz gehen konntest oder doch — als General!"

Frauen lassen ihre Männer immer in die höchsten Stellungen kommen, ginge es nach ihnen, würden die Militärwochenblätter in dem zweiten Absatz — „Abschiedsbewilligungen" nur Junggesellen aufweisen.

Wie nun alles ein Übergang ist im Leben — so ging auch das vorüber. Der Umzug lag hinter uns. Nach Berlin W. zogen wir. „In Berlin können wir am besten unsere Ruhe genießen," meinte meine Frau damals, und „wir können's ja, wir haben ja nicht Kind, nicht Kegel," lautete meine überzeugte Antwort.

„Nun haben wir uns behaglich eingerichtet und nun kommt die Ruhe!" sagte ich, mir die Hände reibend, als der letzte Tapezierer die Etage — wir wohnen in zweiter, das ist heller und billiger — verließ.

„Du hast ganz recht, Heinrich, bei allem immer die beste Seite zu betrachten! Es hat doch etwas für sich, so keine Verpflichtungen mehr zu haben, und bei deinen litterarischen Interessen kann's dir doch auch an Beschäftigung nicht fehlen."

„Ja, ja, Lina! Es hat was für sich mit der Ruhe. Keine Besichtigungen, keinen Kommisspeckos (das waren meine beiden Schrecken gewesen), keine Vorträge im Kasino mehr, bei denen man so leicht müde wurde! Ruhe — Ruhe! Eben hatte ich das mit Emphase und einem gewissen Behagen ausgerufen und den Jagdrock vollends aufgeknöpft, als es klingelte. Der Briefbote war's.

„Von Lottchen! Sieh mal, die schrieb auch lange nicht!" Meine Frau öffnete den Brief. Während des Lesens wurden die Züge ihres sonst runden Antlitzes etwas länglich.

„Nun?"

„Lies selbst."

Und ich las: „Teuerste Tante!" sie schrieb etwas undeutlich, nur einzelne Worte konnte ich entziffern. „Onkel ja nichts mehr zu thun," „in den Ruhestand getreten," „Durchreise," „vierzehn Tage Aufenthalt Berlin," „Logierzimmer," „Kommissionen," „Theater" — „Konzerte," „des lieben Onkels Begleitung" — „Erwarte nicht erst Antwort, komme morgen Mittag zoologischer Bahnhof. Immer Deine treue Nichte Lotte." „Das ist ja nett, die Lotte ist ein munteres Ding!" — —

„Nun ja, aber, — das wird uns viele Unruhe machen! Ich habe ja die Lotte auch sehr gern," —

„Du hast nur die Freude davon, aber ich — na, ich muß doch sogleich mit der Jette an die Logierstube gehen, sonst werden wir bis morgen gar nicht fertig."

Sie eilte fort.

Fünf Minuten später durch die Thürspalte: „Heinrich, wir haben heute keine Zeit zum Kochen, wir haben alle Hände voll, wenn alles fertig werden soll für Lotte, die Betten vom Boden, die Teppiche, und — kleine Fenstergardinen müssen auch — ach, da kannst du gleich gehen und die kaufen — drüben in der Bülowstraße, und nachher kannst du sie auch gleich annageln — du hast ja Zeit!"

Also Jagdrock aus, Überrock angezogen! Was half's, einen Burschen hatten wir ja nicht mehr, seit wir im Ruhestand lebten.

Auf der Treppe begegnet mir ein ehemaliger Kamerad, jetzt im Generalstabe. „Alter Freund! Heinrich! Erst heute höre ich von deinem Hiersein, komme sofort her" — übliche Einleitung — Freude über Wiedersehen —, Wiedersehen mit meiner Frau. „Ja — gnädige Frau — ich vergaß nicht, wie gern wir uns einst um „Frau Linas" Theetisch versammelten. Immer Tischlein deck dich, und wenn Sie erlauben, werde ich

auch hier nicht fehlen, bei Ihrem Empfangsabende. Sie haben doch schon einen jour festgesetzt? Nein? O, das ist nötig für ein so gastliches Haus. Wollen Sie nicht täglich zu bestimmter Stunde (ich schlug den Blick himmelwärts!) oder an bestimmten Wochentagen empfangen?"

Frau Lina leuchtete die Sache ein — und endlich wurde der Donnerstag festgesetzt, — nur für die nächsten Bekannten noch Sonnabend. „Aber Visiten natürlich nur mit Auswahl," riet der Generalstäbler, „ich werde mit Freuden eine Liste aufstellen! — Und du, mein Freund," wandte er sich an mich, „du mußt natürlich wieder in das Kasino treten, warst ja früher auch darin, als du in Berlin standest — einzige anständige Herrengesellschaft — bitte dich, morgen abend mein Gast zu sein!"

Da half kein Widerstreben — Frau Lina redete auch noch zu, da es doch der vornehmste Klub sei, und — endlich trennten wir uns. „Adieu, auf Wiedersehen im Klub," hatte er mir noch nachgerufen. „Also keine Entschuldigung — du hast ja jetzt Zeit!" — — — —

„Aber Mann, wo bleibst du mit den Gardinen und den Nägeln? Ich werde ja gar nicht fertig, wenn du nicht hilfst!" bewillkommnete mich meine Frau, als ich zurückkehrte. „Es sind auch Briefe im Kasten, aber gieb erst die Gardinen!"

Die Gardinen saßen endlich zur Zufriedenheit. Ich durfte meine Briefe lesen.

„Eine Aufforderung, in den Litteraturklub einzutreten," rief ich meiner Frau zu.

„Das mußt du annehmen, Heinrich, das ist eine Ehre für dich, daß man deine Interessen kennt, und dann — etwas mußt du doch vorhaben bei der vielen freien Zeit, — du wirst sonst noch dick werden. Nun aber rasch — wir essen draußen, das Mädchen soll noch einmal die Logierstube scheuern!"

„Ist ja gestern erst ge—"

„Das verstehst du nicht, Heinrich, von Reinlichkeit habt ihr Männer keine Idee.“ — — —

Wir hatten bei Dressel gegessen. „Bitte, bringe mich in die Yorkstraße zu einer Schneiderin,“ bat Lina.

„Mein Kind — ich habe noch —“

„Etwa keine Zeit? Jetzt, wo du immer Zeit hast?“ Es half nichts — ich wartete dreiviertel Stunden, bis die Beratung in der Yorkstraße beendet war — ich hatte ja Zeit. Dafür mußte ich bis spät in die Nacht hinein ein Manuskript lesen, das Erstlingswerk einer mir unbekannten Dame, von einer alten Tante mir zugeschickt. „Bitte, gieb ein recht eingehendes Urteil über das Manuskript ab, lieber Heinrich — ganz wahrheitsgemäß. Du wirst die kleine Novelle auch reizend finden — ganz reizend, und hast gewiß Gelegenheit, sie bald zum Druck zu bringen, vielleicht schon zum nächsten Donnerstag, da ist Gretchens Geburtstag; denke dir die Freude, sich gedruckt zu sehen! Du verstehst ja was von der Litteratur, Heinrich, und du hast ja viel Zeit, nun du nicht mehr im Dienst bist!“

So schrieb meine Tante. Ich schickte ihr die befohlene Kritik, die andere Hälfte des Auftrages war unerfüllbar, denn in sieben Redaktionen bedauerte man, vollständig mit Manuskripten versehen zu sein — in der achten behielt man es zum Lesen — das war schon etwas. Dazu 22° R. im Schatten! En nage kehrte ich zurück in die Wohnung.

„Fünf Stunden bist du fort gewesen, Heinrich, und ich sitze in der Arbeit und weiß nicht ein, nicht aus — mit einem Mädchen — ohne Burschen — du mußt wirklich etwas helfen, jetzt, wo du die viele Zeit hast. Nun aber rasch zur Bahn, Lotte kommt in einer halben Stunde, du kannst dann nachher mit ihr frühstücken.“

Per Droschke ging's zum Bahnhofe — (ich hatte mir eigentlich vorgenommen, niemals Droschke zu fahren, jetzt, wo ich doch keine Eile mehr hatte) — und kam noch soeben zur rechten Zeit.

Herzliche Begrüßung und — die Nichte war wirklich sehr niedlich, da mußte doch noch an demselben Abend zu Ronacher gegangen werden. Souper in dem oberen Salon folgte — es war wirklich nett. Da — plötzlich kam mir's vor die Seele: „Mein Gott, der Richard wartet im Klub auf mich!" Erschreckt sprang ich auf. „Du mußt Lotte allein nach Hause bringen, Lina, ich muß in den Klub"!

„Aber, Mann, wie kann man das vergessen, wenn man gar nichts zu thun hat!"

Dasselbe etwa sagte mir mein Freund Richard. Aber — er holte das Versäumte nach — erst um ein halb Zwei stand ich an der Hausthür. „Was Teufel!" ich hatte ja keinen Schlüssel. Ich pfiff, ich rief, erst leise, dann lauter. — „Machen Sie nich soon Klumpatsch, det is ja nich zu jlauben!" ertönte es schon am Fenster im vierten Stock des Nachbarhauses, und in mehreren Fenstern ward's hell — nur bei mir nicht. Endlich: „Bist du's, Heinrich?" und dann — eine Viertelstunde später kam der Lichtschein die Treppe hinab — Lina selbst — leicht geschürzt.

„Aber, Mann, wie kann man auch so spät und ohne Schlüssel — wenn man weiter nichts zu thun hat u. s. w." Wer kennte nicht dergleichen u. s. w., sofern er auch eine „Lina" hat! — — — Ja — ja!" — (Seufzer.)

Früh schon war ich wieder in der betreffenden Redaktion. „Ganz unmöglich, Herr Oberstleutnant! Das ist ja eine Puppengeschichte, schon nach einer Seite hatte ich genug."

„Aber was denn damit beginnen?"

„Papierkorb!"

„Das geht nicht! — Rücksichten verlangen, daß ich —"

„Selbst drucken lassen, die Paar Seiten, was kann's kosten!" antwortete der freundliche Herr.

Das war eine Idee! Ich flog förmlich. Und richtig, zum Donnerstag war die Sache gedruckt — ganz natürlich sah es aus, wie ein Feuilletonblatt, und fort ging's.

47 Mark kostete der Scherz, aber dafür hatte ich 50 Exemplare.

Inzwischen gefiel Lotte das Berliner Leben. Jeden Abend Theater, vom „Opernhause“ bis zum „Alexanderplatz“, vom „Renz“ bis zur „Parodie“.

„Wir müssen doch dem Kinde auch Gäste vorsetzen,“ meinte meine Frau, und so kam es, daß wir einige nähere alte Bekannte einluden — es wurde nun doch ein richtiger „sauerer Mops“ — ganz wie in Inowrazlaw. Aber einen Gewinn hatte ich davon:

„Herr Oberstleutnant müssen in den Oratorienverein treten, jedenfalls, ich lasse mich nicht abweisen, ich kenne Ihre musikalische Befähigung und werde Ihrer Königlichen Hoheit, der hohen Protektorin, davon sagen!“ Sie war eine ehemalige Hofdame — jetzt Majorin — die das sagte, und Lina meinte, meine Stellung verlange, daß ich die Rücksicht nehme, und ich hätte ja Zeit. Es war nur zweimal wöchentlich Probe.

Das liebe Kind, die Lotte, gab noch drei Wochen zu, um der Aufführung beizuwohnen. „Ich muß doch den Onkel singen sehen!“ sagte sie zärtlich.

„Heinrich, heute hat mir der General von Stake gesagt, weißt du, unser ehemaliger Regimentskommandeur, du müßtest unbedingt zu den Vortragsabenden in der Kriegsakademie kommen; das scheint mir auch nötig deiner Stellung wegen, und da wir ja im Ruhestande leben und Zeit haben — na, ich habe dich anmelden lassen und auch gleich zehn Mark Eintrittsgeld ausgelegt, die ich zurück erbitte —“

„Aber, Lina, ich —“

„Das sind kleine Standespflichten, denen man sich nicht entziehen kann! Übrigens müssen wir uns unbedingt bei der Prinzessin einschreiben, nun du unter ihrer Protektion singst — sie soll auch bei sich im Palais musikalische Abende geben und — etwas will man doch haben, wenn man so im Ruhestande lebt. — Aber jetzt

mach dich fertig, wir müssen mit Lotte notwendig einige Visiten machen!"

„Da ist der Postbote mit drei Wertpaketen," meldete eben das „Mädchen vor alles".

„Drei?" sagte Lina.

„Ja, für den Herrn! Zu zweihundert, dreihundert und siebenhundert Mark Wertangabe."

„Aber, Heinrich, was hast du denn für teure Sachen kommen lassen?" fragte sie vorwurfsvoll.

Ich öffnete die Pakete, Lotte half dabei und Lina war enttäuscht — lauter Manuskripte!

1. „Geehrter Herr! Auf Anraten meiner Freundin, Frl. von X., der Sie in so schneller Zeit zum Druck verhalfen, bitte ich u. s. w. Agathe von Y.

Anbei ein Ms. 500 Bogenseiten."

2. „Hochwohlgeboren u. s. w.

Aufgefordert durch Ihre Frau Tante, wage ich, mein Erstlingswerk, den Roman „O, rühret nicht daran!" Ihrer weisen Fürsorge zu überantworten u. s. w.

Sanftleben,
Referendar und Poet."

3. „Wollen Sie es als ein Zeichen meines Vertrauens aufnehmen u. s. w. Ihre Frau Tante teilte mir mit u. s. w. Ihre Zeit dürfte Ihnen erlauben u. s. w.

Anbei 40 Gedichte, 63 Sonette und 92 Aphorismen, die ich als Prachtband herausgeben möchte. Es wird Ihnen ein Leichtes sein u. s. w.

Gräfin Isidore von Ich
Expektantin auf Stift Rathenow,
wohnhaft auf Schloß Ichow."

„Na, das geht doch über die Hutschnur!" rief ich aus, und meine Nichte Lotte lachte aus vollem — Hälschen.

„Heinrich — solche Zeichen des Vertrauens ehren dich, und da du doch weiter nichts zu thun hast, so — aber, Mann, du hast wohl die Probe vergessen? — Nur flink! Und dann — komme nicht zu spät, uns von Frau von Jansen abzuholen, wohin wir zum jour gehen,

denn nachher sind wir bei Renz — du könntest rasch zur Karlstraße fahren und die Billets nehmen!"

„Aber, Kind, ich kann doch nicht überall zugleich sein — meine Zeit ist —"

„Na, nun ist's noch besser! — Jetzt, wo wir im Ruhestande leben — und keine Zeit! — Die Gräfin hat mich selbst aufgefordert, doch auch hinzukommen, und vielleicht ist sogar die Frau Prinzessin da!"

„Die Prinzessin?" fragte Lottchen. „Ach, Onkel, dann sei so gut und bringe mir meinen neuen Umhang aus dem Laden an der Leipzigerstraße 177 mit, es mußte noch etwas geändert werden — und sieh auch nach, ob es ordentlich gemacht wurde — unten eine Rüsche herum, weißt du!"

Ich nahm natürlich eine Droschke erster, leider offen, denn unterwegs begegnete mir mein Neffe, Leutnant bei der Artillerie.

„Gut, daß ich dich treffe, lieber Onkel! ich wollte dir gerade einen Brief von Papa bringen."

„Unmöglich jetzt," sagte ich nach Empfang des Briefes, „komme morgen Antwort holen." Während der Fahrt las ich: „Lange ließ ich nichts von mir hören, lieber Vetter," — ja, es mochten ein halb Dutzend Jahre sein — „aber diesmal komme ich mit einer Bitte. Du bist ja jetzt in Pension gegangen und wirst der gewohnten Thätigkeit entbehren. Wenn auch kein großer Praktiker," — danke! — „warst Du doch immer ein wissenschaftlich gebildeter Mann. Mein Ernst will sich zur Kriegsakademie vorbereiten. Würdest Du vielleicht Dich seiner annehmen? Er kann ja eventuell noch anderweiten Unterricht nehmen, aber, wenn der Junge bei Euch wohnt und Du etwa täglich vier bis fünf Stunden mit ihm repetiertest, dann würde mir der teure Aufenthalt bei Killisch oder Schultzendorff erspart und Du — hast ja jetzt Zeit. Übrigens u. s. w."

Als wir spät abends von Josty zurückkehrten — dort waren wir auf Anraten der ehemaligen Hofdame noch

eingekehrt, — das konnte man nicht abschlagen — hielt ich noch eine Beratung mit Frau Lina betreffs des Neffen.

„Es ist ein hübscher Mensch, das ist wahr," erwiederte sie, „und wenn du im stande bist, ihn zu unterrichten — Zeit hast du jetzt ja, und schmeichelhaft ist das Zutrauen zu dem ‚gebildeten Manne' auch."

So schrieb ich denn „ja" und verwandte den Rest der Nacht auf ein paar freundlich mir anvertraute neuangekommene Manuskripte.

„Onkelchen, nicht wahr, heute gehen wir noch durch die Panoramen — ich kenne sie noch nicht, und heute abend in die Urania, die zeigtest du mir auch noch nicht, und morgen, nicht wahr, da machst du mir meinen Plaidriemen fertig — du hast ja Zeit, und morgen um diese Zeit bist du mich schon los!" —

Ja, wer hätte da abschlagen können, als sie dem alten Onkel das liebe Mäulchen zum Kusse bot? Freilich — ich mußte darüber die Singakademie und die Kasino-Jahresversammlung versäumen, und ein bereits angenommenes Diner absagen.

Als ich mit meiner Nichte heimkehrte — Lina war abgespannt zu Hause geblieben — steckte im Briefkasten ein Zettel — offenbar von einem Zeitungsblatte gerissen. In mächtigen Bleizügen stand darauf:

„Alter Freund — ich habe es durchgeführt — Du bist als Schriftführer in den Vorstand des Kasinos gewählt. Warum warst du nicht in der Versammlung? Etwa zwei Stunden täglich wird's in Anspruch nehmen, aber du hast doch nichts zu versäumen in Deiner Ruhestellung. Ich glaubte die Annahme garantieren zu können und gratuliere herzlich! Dein Richard."

„Ein solches Ehrenamt kannst du dir nicht entgehen lassen, Heinrich," sagte Lina, und so nahm ich denn an.

Kaum war Lotte ausgezogen, als Ernst wieder einzog. Die Unterrichtsstunden begannen — natürlich mußte ich mich vorbereiten, die Proben wurden fort-

gesetzt, die Prinzessin war höchst gnädig, und die Kasinorechnungen machten mir die Haare zu Berge stehen. Die jours fixes wurden bei uns zu fixen Abenden, die Visitenreihe wurde immer länger, und ich wurde zusehends magerer. Mit Macht schwoll mein Renommee als Kritiker und Unterbringer. Verzweiflung ergriff mich, wenn der Briefbote kam, und nervös machte mich der Anblick einer fremden Livree. Als aber eines Tages Frau Lina mich bei meiner Rückkehr mit der Mitteilung empfing — es sei doch schrecklich und empörend, ich hätte mein eigenes Diner versäumt, und das noch dazu, wo gerade eine Hofdame mit dabei gewesen, da ermannten sich alle guten Geister in mir, und laut rief ich es hinaus — etwa wie einst die zehntausend Griechen bei Xenophon ihr „Thalatta" gerufen haben mögen: „Schlesien — ich gehe nach Schlesien!"

„Was fällt dir ein, Heinrich! Jetzt, wo sich dir Gelegenheit bietet, deine freie Zeit angenehm zu verwerten? Wo man deiner bedarf? Wo dein hübscher Neffe —"

„Mag er ein Apollo sein. Ich reise morgen. Seit ich mich zur Ruhe setzte, habe ich keine Ruhe mehr, ich weiß nicht ein, nicht aus — ich werde mich in Schlesien auf Jagd von der Ruhe hier ausruhen!"

„Aber — Heinrich — was wird die Prinzessin denken!"

Es ist ja nur das Fräulein!

Manöverskizze

„Es kommt immer darauf an, wie man es ansieht, Frau Gräfin! Daß hinter dem einquartierten Premier-Leutnant von den Husaren ein ganz simpler Universitäts-Professor steckt, — ein Sommer-Leutnant, — das ist eine Entdeckung, die nicht von allen Schloßfrauen mit dem gleichen Ausdrucke begrüßt wird, wie soeben von Ihnen!"

„Inwiefern, Herr Professor?"

„Bitte, jetzt Leutnant! Während der acht Wochen Dienstzeit verschwindet der Gelehrte! — ‚Inwiefern' fragen Sie? Nun, ich habe so meine kleinen Erfahrungen gemacht im Laufe der Jahre und auf meinen Manöververgnügen durch drei verschiedene Provinzen des Reiches. Sie glauben gar nicht, Gräfin, mit wie verschiedenem Ausdrucke die vier Worte: ‚Ah, Sie sind Professor' oder ‚O, Sie sind Professor', von mehr oder weniger zartem, mehr oder weniger vornehmem und mehr oder weniger dem Geiste dienendem Frauenmunde ausgesprochen werden können!"

„Das verstehe ich nicht!"

„Das glaube ich! Und dennoch ist es so. Die Manöverzeit gewährt dem Beobachtenden ein großes

Feld zu gewissen Forschungen. Jeder Tag führt in neue Umgebung, in andere Verhältnisse, und es giebt nichts Interessanteres, wie so neben den Attacken, den Patrouillen, den Appells, in den freien Stunden und an Ruhetagen noch Menschenstudien zu machen. Wenn ich ein Schloß, ein Gehöft, ein Landhaus als Einquartierter betrete, so weiß ich sehr bald, weß Geistes Kinder meine Wirte sind, oder ob sie überhaupt zu den Geisteskindern zählen. Freilich, nicht nur ein natürlicher Instinkt, sondern eben langjährige Erfahrung und ganz bestimmte Merkmale ermöglichen eine fast niemals trügende Prognose, und diese Merkmale bleiben dieselben, im Osten wie im Westen, in der Mark wie in Oberschlesien."

„Nun?"

„Schon ehe ich Gelegenheit finde, mit der Dame des Hauses näher bekannt zu werden, weiß ich jetzt, ob sie sagen wird: ‚Ah, Sie sind Professor!' — oder ‚O, — Sie — sind Professor, — nicht Offizier?' — ob in den Augen der freundlichen Dame — nur auf Damen beziehen sich meine Merkmale — der Herr von M. mehr oder minder hinabsteigt, wenn er zu erkennen giebt, daß er außer dem bunten Attila auch den Talar anzulegen berechtigt ist!"

„Das wäre doch zu thöricht!"

„Freilich, Gräfin, mit dem Verstande stehen auch meine Merkmale in Wechselwirkung, — noch öfter mit dem Unverstande."

„Da bin ich doch neugierig, Herr Prof — Herr von M.! Haben Sie jene niemals trügende ‚Charakter-Prognose' etwa auch mir gestellt?"

„Sie machten mir das leicht, Gräfin."

„Und das Resultat?"

„Ihr Lächeln läßt mich auf Ihren Unglauben schließen! Und doch könnte ich Sie überzeugen, daß —."

„Nun, daß? — Bitte, überzeugen Sie!"

„Gut, Gräfin. Schon ehe Sie, bis auf den Willkommengruß, ein Wort an mich, den Leutnant, richteten,

fand ich Gelegenheit zu einem Einblick in Ihren Charakter, in Ihr — Herz!"

„Um Gottes willen, Sie erschrecken mich ja! War's denn sehr Böses, was Sie sahen?"

„Böses, — nun ja, auch, — aber zumeist Gutes."

„Und?"

„Ein Wohlwollen, das Energie und Selbständigkeit hinter sich hat, das sich mit klarer Urteilskraft und dazu mit Menschenkenntnis verbindet, mußte Ihnen ein festwurzelndes Vertrauen in Ihrer Umgebung schaffen; und in diesem Vertrauen finden Sie wiederum eine glückliche Befriedigung. Enttäuschungen, die auf Ihr heiteres Temperament zersetzend einwirken könnten, halten Sie sich fern; Ihre Menschenkenntnis eben bewahrt Sie vor jenem übertriebenen Optimismus, der nur zu oft sich dem Wohlwollen beimischt und es an ungeeigneter Stelle zur Geltung bringt!"

„So bin ich wirklich?"

„Gewiß, Gräfin!"

„Das ist ja vortrefflich! Und wie folgerichtig zurechtgelegt! — Ha, ha!" —

„Nun, habe ich in irgend einer Richtung falsch kombiniert?"

„Ehe ich antworte, sollen Sie mir sagen, woher Sie das alles wissen, Herr von M.?"

„Ich weiß noch mehr, Gräfin! Ich weiß auch, daß Sie bei einigen Ihrer Nachbarinnen durchaus nicht verstanden werden in Ihren Interessen; — ja, ich weiß sogar, daß Sie sich aber daraus gar nichts machen!"

„Woher wollen Sie meine Interessen kennen, mein Herr Professor? Außerdem irren Sie diesmal, ich bin mit meinen Nachbarinnen völlig d'accord."

„Was man so nennt! Doch — ich will nicht widersprechen. Nur zwei dieser Damen lernte ich kennen, die Baronin Zerkow auf Schönberg und die Geheime Kommerzienrätin Abow auf Oberlauten, — und zwar auf demselben Wege, der mich auch bei Ihnen, Gräfin,

zur ‚Erkenntnis‘ führte. Ich fand auch dort meine Rückschlüsse durchaus richtig!“

„Auch dort! Als ob Ihre Rückschlüsse auf mich bebereits als richtig anerkannt wären.“

„Ich hätte also unrecht, und die beiden Damen wären Ihnen sympathisch!?“

„Um Gottes willen! — Ja, Sie haben recht! Beide sind gewiß gute Frauen, aber —, doch nun weihen Sie mich endlich ein in Ihre, — wie nannten Sie es doch? — Ihre Kabbala, — Ihre Rückschlüsse!“

„Nun, ich ziehe sie — aus der Stellung des ‚Fräuleins‘ im Hause, aus dessen Behandlung, Wirkungskreis, Bildungsgrad, — ja, schon aus der Anrede!“

„Des Fräuleins?“

„Sehr wohl, Gräfin! Fast in jedem Landhause ist doch mindestens ein Exemplar dieser Art zu finden, eines jener aus mehr oder minder gebildeten Kreisen stammenden Mädchen, die durch die Verhältnisse oder auch durch einen lobenswerten Selbständigkeitstrieb veranlaßt sind, sich ihr Brot selbst zu verdienen, mag es nun als Erzieherin, Stütze, Gesellschafterin oder als sogenannter ‚Besuch‘ sein. ‚Besuch‘ ist in diesem Falle ein euphemistischer Ausdruck für Töchter verarmter Verwandter, Waisentöchter, die zwar nicht die Vorteile des Berufsfräuleins genießen, dagegen aber alle Nachteile und Plackereien aufgebürdet bekommen, gerade wie diese. ‚Unsere Nichte Lili ist schon längere Zeit bei uns zum Besuch,‘ das klingt so zart von der Tante Lippen, aber — rien n'est secret pour un ‚enlogé‘, möchte ich den bekannten Vers in scherzhafter Anwendung variieren. — Kurz, es ist, wenigstens für mich, so eine Art von Manöverstudium, über das ‚Fräulein‘ einen Schluß auf die Herrin zu ziehen, und — fast immer stimmt das Facit.“

„Aber auf krummem Wege wird es erreicht?“

„Glauben Sie mir, Gräfin. er ist in mancher Beziehung sicherer zum Ziele führend, als der gerade, der

übrigens in den meisten Fällen für uns ‚Leutnants‘ durch alle die Stabsoffiziere und Rittmeister versperrt ist, welche ältere, d. h. Anciennetäts-Vorrechte an die Konversation mit der Quartierwirtin haben; — und die Zeit ist ja auch kurz bemessen. Da bin ich denn zumeist schon orientiert, wenn später auch auf mich der Gnadenblick der Herrin fällt.“

„Durch das Fräulein also! Hat etwa auch Therese aus der Schule —?“

„Bitte, nicht weiter, Gräfin! Nicht aus indiskreten Worten schöpfe ich meine Weisheit. Meine Kombinationen reden ohne Worte.“

„Darf man wissen, wie Sie das Medium des ‚Fräuleins‘ ausnutzen, um in die Seelentiefen oder -Untiefen der Quartiermütter einzudringen? Fangen Sie bei mir an, — ich sah Sie in lebhafter Unterhaltung mit Therese! — Übrigens ein gescheites Mädchen, meine Gesellschafterin, nicht?“

„Nicht nur das! Ich fand sie auch unterrichtet, frischen Geistes und vielseitig interessiert. Ferner mußte es mir auffallen, daß Sie von der üblichen Form abwichen, in welcher das Fräulein mit dem Hausbesuche bekannt gemacht wird, und — da lohnte es schon, zu kombinieren, — Sie verstehen, Gräfin!“

„Doch nicht völlig! Sagen Sie mir zuerst, was ist die übliche Form in diesem Falle, und dann, wie Sie aus den eben genannten Eigenschaften Fräulein Thereses ein so präzisiertes Urteil über mich bilden konnten? Freilich, — die Fehler bekam ich nicht zu hören, Ihre Kabbala scheint auf die nicht gemünzt!“

„Die sollen Sie auch hören, Gräfin; zuvor aber Antwort auf Ihre Fragen! Die übliche Form, in der man mit dem ‚Fräulein‘ gewöhnlich bekannt wird, werde ich Ihnen in den Beispielen Zerkow-Abow geben und den Rückschluß, — eine Frage zuvor, — nicht wahr, Fräulein Therese ist seit fast drei Jahren bei Ihnen?“

„Ganz recht, und hoffentlich noch für lange, denn leicht ist's nicht, eine passende Gesellschafterin zu finden?"

„Da führen Sie mich schon selbst auf einen meiner Rückschlüsse. Sie haben in der Wahl Ihres Fräuleins Menschenkenntnis bewiesen, während schon aus der Art der Vorstellung der von Ihnen abhängigen Dame — Sie nannten deren Familiennamen, wie bei jeder anderen Vorstellung — offenbares Wohlwollen sprach. Daß Sie auch in geistigem Austausche mit der selbstgewählten Gesellschafterin Anregung suchen, zeugt ferner für Ihre, über Haushalt, Gesellschaft und bloße Unterhaltungsromane hinaus reichenden Interessen —."

„Halt, woher kennen Sie die? Beweise!"

„Gut! — Ich sah Buckle aufgeschlagen neben dem Platze des Fräuleins, — drüben am Fenster. — Schwerlich liest sie ein solches Werk hier im Salon für sich allein."

„Sie haben recht! Wir finden Gefallen am Gedankenaustausche bei solcher Lektüre. Aber weiter!"

„Die Aufmerksamkeit, mit der Ihre Gesellschafterin Sie im Auge behielt, auch während der Konversation, die Art, wie ein ganz kurzer Blick sofort von der jungen Dame verstanden und ausgeführt wurde — es handelte sich um Einschiebung eines Platzes für einen unerwarteten Gast — ließen mich erkennen, daß trotz Wohlwollen und Interessengemeinschaft die beiderseitige Stellung während der drei Jahre durchaus intakt geblieben ist, daß die Hausfrau an Selbständigkeit und Energie nichts einbüßte."

„Nun, das wäre doch noch besser!"

„Und kommt doch vor! Wer weiß, ob Fräulein Therese einer schwachen Frau gegenüber nicht weniger aufmerksam geworden wäre im Laufe der Jahre."

„Ei, ei, Herr Professor, aus dieser, Therese betreffenden Äußerung erkenne auch ich den Menschenkenner in Ihnen! Ja, wenn Sie den Charakter des ‚Fräuleins' so sondieren, dann mögen Ihre Rückschlüsse mitunter zu-

treffen; — aber, wie es scheint, zeigen Sie nur die Lichtseiten, die Schlagschatten blieben Sie mir noch schuldig!"

„Gräfin, die will ich Ihnen durch Vermittelung der ‚Fräulein' in Schönberg und Oberlauten an anderen Beispielen zeigen; es würde der Professorenerfahrung doch gar zu sehr widerstreiten, sollte ich Ihnen sagen, was ich aus der Thatsache kombinierte, daß der Gesellschaftsdame Ihrer Wahl die landesübliche Schönheit nicht im Übermaße zu teil wurde."

„Ah, — ich verstehe Sie, Herr Professor! Nun, Sie sollen den Beweis haben, daß ich mit der mir zuerkannten Energie auch ‚Mut' vereine, den Mut zur Wahrheit! Ja, auch darin haben Sie richtig kombiniert, — nennen Sie es Eitelkeit, wenn ich nicht gern eine Gesellschafterin um mich habe, die durch äußere Reize — sagen wir: mich in den Schatten stellt. Dazu bin ich eben noch zu jung, und diese Furcht ist eben ein Schlagschatten, der auf meinen Charakter fallen mag. Aber lassen Sie uns weiter wandern im — Schatten."

„Bedauere! — Sonst überall nur Licht!"

„Dann also zu Schönberg, — bin doch neugierig! Waren Sie dort einquartiert?"

„Gestern. Sie kennen die Frau von Zerkow; Sie werden daher meine Argumente erproben können, — ich habe kaum zehn Worte mit ihr gesprochen. Wir waren bereits im Begriffe, uns zu Tische zu setzen, als eine noch sehr junge Dame, gefolgt von drei Kindern, den Eßsaal betrat. ‚Würden Sie uns vorstellen?' bat der Oberst. ‚Ist überflüssig, das ist „nur" unser Fräulein,' lautete die Antwort in dem betreffenden Tone. Die junge Dame mußte wenigstens den Sinn der Worte erkennen; sie wurde von Purpurglut überzogen. In diesem Augenblicke trat der, auch heute überzählig zu Tische erschienene Fähnrich ein. Einen Augenblick nur schien die Dame Zerkow einen Ausweg zu suchen, dann war er gefunden. In gar nicht einmal freundlichem

Tone wandte sie sich an die Erzieherin: ‚Wir würden dreizehn sein, bitte essen Sie unten bei Ally!‘ — Die zwölf- und elfjährigen Töchter blieben bei Tische, während das Fräulein bei der vierjährigen Ally und deren Bonne aß!“

„Und daraus zogen Sie Ihre Konsequenzen, Herr Professor?“

„Noch nicht, ich kannte ja das Objekt solcher Behandlung nicht genügend; aber als ich nachmittags — die Reihe der Konversation mit der Hausfrau war noch nicht an mich gekommen — im Garten das ‚Fräulein‘ traf, reizte es doch meine Neugier, ein Urteil über sie zu bekommen; sie konnte ja eine geistig ganz minderwertige Person sein, wenn auch ihr Äußeres dagegen sprach.

Natürlich stellte ich mich ihr als Professor vor, um leichter zum Ziele zu kommen, und bald enthüllte sich denn in der kleinen, bescheidenen Person ein Bildungsgrad, eine Art, in klaren, logisch folgerichtigen Sätzen zu sprechen, die mich unwillkürlich nach den Quellen forschen ließen, aus denen sie neben dem Wissen ein Verständnis für das Erlernte schöpfte, weit über die Resultate unserer Frauenseminare hinausgehend. Ich erfuhr, daß sie die Realkurse in Berlin besucht habe, und nun in erster Stellung sei. Als ich meine Freude darüber aussprach, solche Fortschritte gegen frühere Gouvernantenpraxis zu gewahren, antwortete das Fräulein fast traurig: ‚Ich hatte mir selbst meine Geistesarbeit in ihren Wirkungen viel segensreicher gedacht, als — sie es nun ist, trotzdem die Kinder sehr gut lernen.“ — Ich schloß unwillkürlich daraus —“

„O, ich sehe noch heute den empörten Ausdruck der Zerkow,“ fiel die Gräfin ein, „als sie mir erzählte, die neue Gouvernante wäre ganz unbrauchbar. Statt die Mädchen ordentlich auswendig lernen zu lassen, wie das auch in ihrer Jugend geschehen sei, verlange sie Begriffe und Regeln von den Kindern, ja die Fähigkeit, aus eigenem

Verstande die Antwort auf die gestellten Fragen zu entwickeln! — Logik! So etwas habe sie nie gekannt, und ihre Töchter brauchten das daher auch nicht. Französisch, Englisch, — darin müßte eine junge Dame zu Hause sein, die in der Gesellschaft Erfolg und einen Mann finden solle, — allenfalls noch Klavierspielen, wenn das auch nur bis zur Hochzeit dauere!"

„Da brauche ich Ihnen wohl nicht erst die Schlüsse mitzuteilen, die ich aus der Beziehung zwischen Schloßfrau und Gouvernante zog, Frau Gräfin! Ich brauche wohl ebensowenig zu sagen, daß ich der Frau gegenüber ganz Leutnant v. M. blieb, trotzdem sie mich später einer eingehenden Erörterung über die Vortrefflichkeit ihrer Erziehungsmaximen würdigte. Es ist eine Thatsache, daß gerade hochmütige, also geistig beschränkte Frauen sich für die besten, vortrefflichsten Mütter und Erzieherinnen halten. Da sie, vermöge mangelnden Verstandes, einer Überzeugung durch logische Beweise absolut unzugänglich sind, so bleibt ihre Ansicht stets unanfechtbar und endlich sogar unangefochten, — wer drischt schließlich gern leeres Stroh? Nun, — Sie müssen mir recht geben, wenn ich — zwischen Ihnen und Frau von Zerkow keine Berührungspunkte suchte!"

„Sie wären allerdings schwer zu finden, aber — Sie nannten da auch die Geheimrätin auf Oberlauten!"

„Diese nur, weil ich eben ein Beispiel ganz anderen Charakters aus Ihrem Verkehrskreise für meine Theorie zur Geltung bringen möchte!"

„Die Geheimrätin ist weder hochmütig noch rücksichtslos, da haben Sie recht; sie ist im Grunde —"

„Eine sogenannte gute Frau, und dennoch, —: ‚Herr Leutnant v. M., darf ich Sie bekannt machen mit unserer „lieben Komtesse" . . .'? so stellte die Geheime Kommerzienrätin mich ihrem Fräulein vor. Nachdem aber die Komtesse in einigen banalen Redensarten, in Fragen nach Personen adeliger Familien ihren Ideenkreis

klargelegt hatte, da war es mir nicht mehr zweifelhaft, daß es eben nur der illustere Name bewirkte, der das hagere, häßliche Mädchen zur ‚lieben Komtesse‘ stempelte, und die ‚liebe Komtesse‘ wurde in meinen Augen das Aushängeschild für die Überhebung der alten, sonst gar nicht so übeln Parvenue. Für das ‚Fräulein‘ konnte es freilich keine bessere Verwertung geben. Man zahlte eben Reklamepreise für ihre sogenannten Dienste. — Nun, Gräfin, hatte ich unrecht, wenn ich annahm, daß auch dergleichen, wie die ‚Geheime‘, nicht zu Ihnen paßt?“

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen und will nur hinzufügen, daß die Komtesse noch tödlicher auf meine Nerven wirkt, als die Geheime Kommerzienrätin. Aber, bitte, fahren Sie fort in Ihren Schlüssen, — ich möchte von Ihren Erfahrungen noch mehr profitieren!“

„Ich habe noch ein paar unpersönliche Beispiele aus meiner Praxis anzuführen. — Findet man das ‚Fräulein‘ eng angeschlossen an die Hausfrau, und der Hausherr spricht mit einiger Rücksichtslosigkeit, vielleicht auch Taktlosigkeit von der ‚Person‘, so kann man fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Charakterfestigkeit der jungen Dame sich besonders dem Familienhaupte gegenüber bewährte, — Hausherren sind manchmal sonderbar, besonders wenn sie taktlos sind und in ländlicher Abgeschiedenheit leben, — ferner aber auch, daß eine Gärung zwischen Mann und Frau existiert. Der Einquartierte thut dann am besten, beide einzeln zu genießen.“

„Ich habe niemals daran gedacht, daß man vom ‚Fräulein‘ auch auf Ehezwiste schließen könnte, bewundere aber die Beobachtungsgabe des Herrn Premierleutnants. Noch eins! — Sind es nur die ‚Fräulein‘, die Ihnen die ‚Prognose‘ über die Quartierwirtinnen liefern, oder fand Ihr Forschungstrieb auch andere Wege, während einer Tageseinquartierung in die Geheimnisse der Frauenseelen einzudringen?“

„Gewiß, Gräfin, — ich nenne den Vergleich zwischen Wäschespind und Bücherschrank! — Erfolg ebenso unfehlbar wie das ‚Fräulein'!"

„Gnädige Frau Gräfin, ist Abendessen schon aufgetragen; sind gnädiger Herr Graf und Pan-Oberst schon im Speisesaal!" meldete der Diener in stark polnischer Betonung.

„Da müssen wir die Schlüsse von den Schränken auf Herz und Intellekt der Quartierdamen bis nach dem Thee aufschieben. Kommen Sie, Herr Professor, reichen Sie mir den Arm!"

Försterthränen

Waldskizze

Maienmorgen — Blütenduft!

In wonnigem Schaffen arbeitete die ganze Natur!

Was welk und kraftlos war, das rafften die Herbststürme hinweg — neues Leben, neues Wachsen bringt der Frühling, und das dürre Laub vergangener Jahre — zu Asche zerfallen, — giebt jungen Trieben Kraft zum Keimen.

Ewig jung bleibt der Geist, der die Natur belebt — ewig jung bleibt ihr Schöpfungsdrang, ob auch durch Äonen ihrer Arbeit Wunder sich wiederholen.

Die Zweige, die nicht Laub mehr tragen, sind totes Holz am Baume — müssen neuen Trieben Raum machen. — —

Mancher dürre Ast erkracht unter der kräftigen Hand des Forstmannes, der sich durch die dichte Schonung drängt. Nur langsam kommt er vorwärts durch das verworrene Gezweig des zwanzigjährigen Kiefernbestandes.

Jetzt hat er eine Lichtung erreicht — eine Niederung — mit Eichen und Erlen bepflanzt. Er bleibt

stehen. Sein Blick schweift über den endlos erscheinenden jungen Wald.

„Meine erste Arbeit als Förster!" denkt er mit Stolz — „zwanzig Jahre — gerade so alt wie mein Friedrich — der nun auch schon bei den Jägern!"

Er blickt hinauf nach den Kronen der von den Strahlen der Morgensonne beleuchteten Kiefern.

Noch glitzert der Morgentau auf den dunklen Nadeln, auf den frischgrünen Schößlingen, die, kleinen Kerzen gleich, sich emporrecken nach dem Lichte, — auf den zarten Trieben der Fichten, die fast ängstlich ihre feinen Nadelbündel hinausstrecken, als fürchteten sie sich noch vor dem bösen „Urban", dem letzten Nachzügler des Winters.

Die feinen Spinnennetze glänzen und blinken, als seien Millionen von winzigen Diamanten auf ihre Fäden gereiht. — Aber bald wird all der Morgenschmuck zerschmolzen sein, denn höher steigt die Sonne und wolkenlos ist der Himmel.

Der Forstmann beobachtet mit mißmutigem Ausdrucke das Firmament. Er schlägt die hohe Heide, die unter den Kiefern wuchert, mit dem Hakenstocke beiseite und gräbt mit dem Spatel an dessen Ende ein Loch in den Boden.

„Mahlsand! — Einen Fuß tief keine Feuchtigkeit," murmelt er, „Regen, Regen thut not!"

Er schreitet weiter durch die Niederung.

Kniehoch steht das Riedgras zwischen den jungen Eichen — aber es rauscht, wie dürres Stroh, wenn sein Fuß es niedertritt. Die Gräben, welche die Niederung entwässern, sind ausgetrocknet, auf ihren Sohlen wachsen allerhand Kräuter, als ob es so sein müßte.

Die Schonung grenzt an einen älteren Bestand — Eichen und Edeltannen. Dichtes Falllaub, durch Jahrzehnte angehäuft, macht den Schritt unhörbar.

Der Forstmann erreicht einen schmalen Wiesengrund, der sich durch den Wald zieht.

Vorsichtig blickt er hinab, gedeckt durch die jungen Tannen, die überall emporwuchern, selbst hier, im ewigen Schatten.

Ein Sprung Rehe steht auf der Mitte der Lichtung — dicht am Graben. Die alte Ricke, ihm zunächst, sichert, — äugt, — wendet den Kopf ihm zu. Wie ein lateinisches V heben sich die Gehöre vom Wiesengrün ab. Vorsichtig geht der Förster zurück, — er will seine Freunde nicht stören, — zurück in seine Schonung. — Am Selbstgeschaffenen hat er doch die größte Freude.

Die Tautropfen sind inzwischen geschwunden, aber durch die Wipfel geht es jetzt wie ein leises Rauschen.

Er sieht hinauf nach dem Himmel. Die Farbe hat sich in wenigen Minuten geändert. Kleine weiße Streifen zeigen sich — die Luft kühlt sichtbar ab, und rascher zieht sie dahin über den Wald. Rauh und trocken kommt der Wind aus Osten gezogen. Fast plötzlich ist er aufgekommen, und dichten, ätzenden Höhenrauch führt er mit sich — aus den oldenburgischen Mooren kommend. Die Lerchen, die noch vor einer halben Stunde der Sonne zujauchzten, sind niedergestiegen aus den Höhen, als fürchteten sie sich jetzt vor dem gelben Feuerball und die Finken und Meisen flogen hinab in die niederen Gebüsche, denn von Minute zu Minute nimmt das Sausen aus Osten zu. Nur eine Nachtigall kann noch nicht lassen von ihrem Liede, als müsse sie hinauskünden in die weite Ebene, wie selig sie sei.

Die Kiefernschonung ist im Osten durch den Eisenbahndamm begrenzt. Nur ein schmaler Rain trennt sie vom Bahnkörper — ein unbefahrener Weg, mit hohem Heidekraut bewachsen.

Schier undurchdringlich erscheint hier die Dickung, aus welcher sich jetzt der Förster hinausarbeitet.

Er hat gebückt gehen — fast kriechen müssen, denn der Wald hat hier einen Rand von Fichten, deren Geäste noch dichter ineinandergreift, wie das der Kiefern.

Er streckt die hohe Gestalt aufwärts und schiebt den grauen Hut zurück. Mit dem bunten Taschentuche fährt er über die perlende Stirn, schüttelt die Nadeln vom grauen Lodenrocke und setzt sich nieder auf den weißgekalkten Grenzstein des Bahnterrains. Sein Auge gleitet mit zufriedenem Ausdrucke über seine grüne Aufzucht und dann hinüber nach den Baumriesen, drüben im nächsten Schlage.

Er nickt und murmelt etwas in den struppigen Vollbart. „Kein Wachstum mehr — kommen zunächst heran — das Alte weicht dem Jungen — so will's die Natur — so geht's auch mit uns Menschen. Die Schläge werden Schonungen und die Schonungen werden haubar — mein Ahne mag noch Freude daran haben!"

Er springt plötzlich auf und horcht. Aus der Ferne ertönt ein dumpfes Brausen.

„Schon der Norderneyer Zug, der seit gestern geht — wieder einer mehr — man weiß nicht mehr, was man machen soll, bei der Trockenheit. Und nun noch der verdammte Wind!"

Die Worte gelten dem Hilfsbahnwärter, der eben die Strecke abgeht.

„Glaub's schon, Förster," antwortet der, „drüben im Herzoglichen hat's gestern auch wieder zu thun gegeben; dem Waldmaier sind die Kühe im Stalle verbrannt, so fix ist's gekommen — und doch war gute Wacht — wie hier bei Euch, Förster. — Na ‚God helpe You'," ruft er noch den emsländischen Abschiedsgruß und „Gott lohn's," antwortet der Forstmann.

— — — Mit ungeheurem Brausen kommt eben der Schnellzug heran. Dem Schlote der Maschine entsteigen dichte schwarze Wolken, durch den Sturm hinweggeblasen. Jetzt prasselt die Lokomotive vorüber, eine dichte Staubwolke zurückwirbelnd auf die wenigen nachfolgenden Wagen.

Des Försters Auge blickt nicht nach den Waggons,

seine Aufmerksamkeit bleibt auf die Maschine gerichtet, wie nun schon seit den Tagen der Trockenheit bei jedem Zuge. Schon hat er fast die ganze Breite der Schonung passiert. Da plötzlich wandelt sich der schwarze Rauch in eine hellgraue durchsichtige Wolke, — seine Funken ausstreuend. — Und Funken treibt der Sturm auch aus dem Aschenkasten über den Abhang des Bahnkörpers.

Ehe noch der Förster dahin geeilt, steigt der Rauch auch schon aus dem trockenen Heidekraut empor — an drei Stellen. Der Hilfswärter kommt zurück — auch er sah die Gefahr. Den vereinten Kräften gelingt es bald, das Feuer zu löschen.

„Den verdammten Heizern sollte das Schüren und Aufschütten gerade im Walde verboten werden!“ so macht der Forstmann seinem Unwillen eben Raum, als er eine winzige Dampfwolke gewahrt, aus dem Rande der Schonung zwischen den Fichten emporsteigend, — dünn, wie ein Fädchen noch.

Von jähem Schrecken getrieben, stürzt er den Abhang hinab, hinein in die Dickung. „Hilfe!“ ertönt dann sein Ruf, und in wahnsinniger Hast versucht er die kleinen Flämmchen zu ersticken, die vom Sturm getrieben in unregelmäßigen Sprüngen über das Heidekraut, durch das dürre Geäst eilen. Vergebens wirft er mit dem Spaten Erde auf die Flammen, vergebens tritt er mit den Stiefeln in die glühende Lohe. Unheimlich rasch züngeln die Flammen weiter in der Dickung. Auch der Bahnwärter arbeitet mit aller Kraft. Schon glauben sie dem Feuer eine Grenze gezogen zu haben, als seitwärts und hinter ihnen, fast gleichzeitig, die hellen Flammen emporschlagen. Nicht ein Schwelen ist es mehr, hoch empor züngelt schon die Glut durch die Zweige, durch die Wipfel. Der Wind setzt mit erhöhter Kraft ein. Prasselnd wirbeln die Flammen die brennenden Nadeln in die Luft. Schwarzer Rauch, feuervermengt, wird über den jungen grünen Wald getrieben

— wenige Minuten haben aus den Funken einen verheerenden Brand gemacht.

Wie schützen gegen die vereinte Macht von Feuer und Sturm?

Und doch arbeitet er mit fast wahnsinnigem Eifer weiter, der Mann, der seinen Stolz, das Resultat langjähriger Arbeit dahinfahren sieht. Seine Füße sind angebrannt, keuchend gräbt er mit den blutenden Händen die Erde auf, scharfer ätzender Qualm benimmt ihm fast den Atem.

„Fort von hier, Förster, es ist vergebens!“ ruft der andere und reißt ihn mit Gewalt mit sich. „Ihr verbrennt hier bei lebendigem Leibe.“

Sie eilen der Hauptbrandroute zu, einer breiten Schneuse, die Schonung in der Mitte durchschneidend.

„Dort ist's vielleicht noch möglich,“ kommt es fast ächzend von des Forstmanns Lippen.

Auf einer Anhöhe machen sie einen kurzen Halt. Schon fallen auch hier die Funken in dichten Massen, das Feuer hat die ganze Breite der Schonung ergriffen, die Flammen züngeln über den Wipfeln und dicke Rauchwolken wirbeln empor. In das Geknatter und Geprassel mischt sich der angstvolle Ruf all der Waldsänger. Von Zweig zu Zweig weichen sie der furchtbaren Gewalt, die ihr Nest zerstört — ihre Brut hinwegrafft. In großen Kreisen schweben die Krähen über dem Hochwalde, in ihrem heiseren Krächzen künden auch sie die Gefahr für ihr Nest hoch oben in den Kronen der Edeltannen. Entsetzt entfliehen Hasen und Fasanen, sich durch das dichte Gezweig drängend, und die Kaninchen, die munteren Erdarbeiter, suchen den Schutz ihrer unterirdischen Baue. Wie lange noch, bis das Feuer die Ausgänge versperrt, bis der erstickende Rauch hineindringt in die Zufluchtsstätten!? — — —

Der Förster und sein Begleiter haben die Brandroute erreicht. Es haben sich dort Leute zur Hilfe eingefunden — Arbeiter mit Schaufeln und Beilen.

Der Förster läßt den Boden aufgraben, so gut es in der Eile geht, läßt niederschlagen, was noch geschlagen werden kann, um die Flammen hinabzuziehen. Eine Stunde banger Arbeit vergeht — da wird die Glut, vom Winde herangefegt, auch hier unerträglich, die Arbeiter müssen das Feld räumen und — bald hat das Feuer den Abschnitt übersprungen, — ohne Aufenthalt. — Die Schonung ist verloren.

Aber noch schlimmeres Unheil droht. „Das Feuer ist durch den Eichengrund in den Hochwald hinüber gedrungen!"

Auf die Schreckensmeldung versammelt der Förster seine Mannen. Im Hochwalde kann's nicht in Flammen brennen, nur im Falllaube und Moose weiter schwelen. Die Schonung wird aufgegeben — der Hochwald muß erhalten bleiben.

Schon ist die Glut mit gieriger Zunge weit hineingedrungen in die Eichen und Edeltannen. Die schwarzen breiten Streifen am Boden, noch dampfend, lassen den Weg des Feuers erkennen. An tausend Stellen zugleich drang es vor, und wenn es auch nur an einer Stelle den Hochwald durchdringt — die Schonung erreicht, die sich im Südwesten anschließt, dann ist auch diese verloren, denn immer heftiger bläst der Oststurm.

Ein Extrazug ist eben eingetroffen, bringt an hundert Arbeiter, — neue Kräfte.

Mit Einsicht und Sicherheit disponiert der Förster. Bald ist ein Cordon durch den Hochwald gezogen, die Schaufeln arbeiten — dem Elemente wird hier ein „Halt" geboten.

Aber unaufhaltsam setzt die Glut ihr Vernichtungswerk fort — dort im Nadelwalde.

Noch steht die Sonne im Südwesten, und schon hat das Feuer die letzte Querschneuse übersprungen, den äußersten Teil der Schonung ergriffen. —

Da brechen, von der Hitze aus ihrem Versteck ver-

trieben, die Rehe hervor — ein starker Bock voraus — acht Stück — zwei Kitzen darunter.

In wilder Hast stürmen sie dem Hochwalde zu, fort über den glimmenden Boden, hindurch zwischen den Arbeitern. Nur eine alte Ricke findet nicht den Entschluß. Erschreckt von all den Menschen, von Rauch und Hitze betäubt, macht sie Kehrt. Die Funken stieben auf unter ihren Schaalen — sie stürzt zurück in die brennende Dickung. — — —

Am Kornfelde — nach Westen zu, hat der Brand seine Grenze gefunden. Der Hochwald ist gerettet.

Der Wind hat nachgelassen — ein milder Abend folgte dem stürmischen Tage. Wohl glüht's und knistert's noch heimlich unter der Laubdecke — dort wird's nach Tagen erst völlig erloschen sein. Aber die Wachen sind ausgestellt — die Gefahr ist vorüber.

Auf der Anhöhe am Wiesengrunde steht der Förster. Seine Kleider sind zerrissen, seine Stiefel verbrannt, sein Gesicht ist geschwärzt vom Rauch. Er fühlt nicht Hunger, nicht Durst, trotz der furchtbaren Anstrengungen. Starr ist sein Blick auf die Stätte vernichteter Hoffnungen gerichtet. „Zweihundertdreißig Morgen!“ Schmerzvoll klingen die leise gesprochenen Worte, — er schüttelt langsam den Kopf. Ausgestorben — einem riesigen Kirchhofe gleich — liegt vor ihm seine Schonung. Aus schwarzem Grunde ragen die Stämme und strecken die dürren Äste empor. „Warum mußten wir so jung sterben?“ tönt's wie leises Rauschen an des Försters Ohr. — Hier und da noch grüne Nadeln an den Wipfeln und oberen Zweigen. — Kein trügerisches Hoffen! Morgen werden sie welken! — Geblieben ist nichts!

Neben ihm liegt — halb versengt, — die Ricke. Die Männer haben sie herbeigeholt, nachdem die Glut erloschen. Noch immer steht der Förster sinnend, auf seinen Schaufelstock gestützt. Da ertönen vom Ebereschenbaum am Hochwaldsaum langgezogene Klagetöne

— ein Trauerlied dem gestorbenen Walde. Hat auch die Nachtigall ihr Glück verloren, ihr stilles Nest im dichten Grün? Über die geschwärzten Wangen des Mannes läuft's feucht hinab in den Bart. Er zieht das große bunte Taschentuch.

„Der verdammte Rauch hat mir die Augen gebeizt!" murmelt er. —

Frauenfrage

Kriegsnovellette

„Und wenn das alles so wird, — wenn erst die Frauen in allen Dingen gleichberechtigt sind, dann dürfen sie doch auch keine besonderen Rücksichten mehr von uns verlangen! — Gleiche Rechte, gleiche Pflicht und Last! — Ich stehe dann nicht mehr auf in der Pferdebahn und hole mir den Schnupfen auf dem Vorderperron, — und wenn Frauen Logik lernen, dann brauchen sie doch auch nicht immer recht zu haben, wie bisher und — dann wird's wieder nicht recht sein und — der Teufel heirate da noch, wenn —"

„Mein lieber Hans — ereifere dich nicht unnütz!" unterbrach ich meinen Freund, „du bist eben noch nicht reif für die Frauenfrage — die lernt man erst in der Ehe kennen. Will man Frieden haben, giebt man hübsch nach und thut dann — was man für das Richtige hält, dennoch. Immer mit Höflichkeit, ‚ça flatte au beau sexe' lehrte mich ein alter Franzose in der Touraine, und wenn ich seinen Rat nicht befolgt hätte — moderten meine Knochen vielleicht zu dieser Stunde im tiefen Felsenkeller zu Baule — da unten an der Loire!"

Die Grabesstimme, mit der ich die letzten Worte gesprochen, mußte wahrhaft grausig wirken, denn sofort war die Debatte über Frauenrechte, die nun schon eine halbe Stunde am dicht besetzten Biertische geführt wurde und die unglaublichste Unkenntnis der Sache zu Tage förderte, völlig abgeschnitten und wich der Sorte von Wissensdrang, die wir bei uns Männern ungern mit dem richtigen Namen nennen.

„Wie war das? — Wo modertest du? — Wo hast du flattiert?“ so stürmte man auf mich ein, und „Kinder, wenn ihr denkt, es war etwas Pikantes, dann irrt ihr gründlich“, antwortete ich.

Aber man ließ mir keine Ruhe, und da that ich denn, was ich eben noch als Kardinaltugend eines guten Ehemannes angedeutet hatte, ich gab nach und erzählte: „Der Krieg war zu Ende. Wir waren auf dem Rückmarsche von Tours nach Orleans. Ich stand als Reserveleutnant bei der zweiten Schwadron der neunten Dragoner und wir bildeten die äußerste Nachspitze für die abziehende neunzehnte Division des X. Korps. Hinter uns wurde die Klappe zugemacht. Die Fäuste wurden aus der Tasche genommen — ganz rückhaltlos, — wo bislang noch die Furcht den Ingrimm zurückhielt. Wir machten uns freilich nicht viel daraus, wie man da unten dachte und fühlte, aber — netter ist's doch, in freundliche Gesichter zu sehen, wie sich so bitterböse angucken zu lassen — besonders wenn's die Frauen betrifft. Nun, — so berührte es uns — das heißt, meinen Rittmeister, mit dem ich meist als Jüngster zusammenlag, und mich — denn auch förmlich wohlthuend, als wir — es war am 12. März 1871 — von unserem Quartierwirte, einem Weinbauern zu Baule, einem Dorfe an der Loire, zwischen Beaugency und Meung, durchaus freundlich aufgenommen wurden. Obwohl der Ort während der Dezembertage im Schlachtfelde lag und enorm gelitten hatte, war es jetzt, nach drei Monaten, im Hause des Monsieur und der Madame Laharotte

schon wieder ganz behaglich. Daß es auch eine allerliebste brünette und warmaugige Mademoiselle Laharotte gab, trug — wenigstens für mich — nicht unwesentlich dazu bei, den Reiz des guten Quartiers zu erhöhen.

Ja, meine Herren, — ich will's nur gleich voraussagen, daß mir das Mädel da ausnehmend gefiel — so etwas kommt ja vor — und daß ich allen meinen Respekt vor der schöneren Hälfte der Schöpfung in die liebenswürdigsten Wortwendungen zusammenfaßte, die mir mein „Französisch" gestattete. — O, meine Herren, dabei ist nichts zu lächeln! Ich, als Weinhändler von Beruf, hatte schon die französische Korrespondenz in meines Vaters Geschäfte zu Danzig geführt und — das kam mir nun zu gute.

Madame Laharotte hatte uns ein wirklich vortreffliches Diner hergerichtet, und mit Erstaunen gewahrten wir, daß auch die guten Lagen des Baule-Weines keineswegs durch den Krieg völlig erschöpft wurden. Es war wirklich behaglich, unser Diner am 12. März, und wäre noch behaglicher gewesen, wenn nicht zur Rechten von Mademoiselle Zuzanne so ein Neveu des Hauses, Monsieur Raoul Tel et Tel, gesessen hätte, der ein konfisziertes Gesicht hatte und sich auf den ‚ancien Officier des mobiles' aufspielte. Aber — das hinderte mich nicht, mich mit Zuzanne lebhaft zu unterhalten und — so eine gewisse Ecke in ihren schönen Augen, die verriet mir, daß sie sich gern unterhalten ließ. Wißt ihr, meine Herren — so etwas, das merkt sich, man weiß eigentlich nicht woran. Freilich, man muß sich dazu mit der Frauenfrage beschäftigt haben! Besonderes Interesse erregte es bei Zuzanne, als ich ihr davon erzählte, wie auf meinem Grundstücke an der Ostsee, da am Haff, nicht selten bedeutende Mengen von Bernstein gefunden würden, und daß ein Bernstein-Halsband aus recht schönen dicken Perlen zu dem dunklen Haar und dem admirablen Teint der Mademoiselle köstlich passen würde. Ja, ich redete mich über ihre Schönheit und — über

die Auslese aus den bestaubten Flaschen — in eine solche Begeisterung hinein, daß ich schon an einen Ritter dachte, der fern aus dem Norden herbeikommt und sein trautes Lieb zum Hochzeitstage mit einem Bernsteingehänge schmückt. Ja, meine Herren, ich hielt das damals noch für etwas ganz Hübsches, und erst später, als ich der Frauenfrage praktisch näher trat, da lernte ich, daß dem ewig schönen Geschlecht Diamanten und Saphir wünschenswerter erscheinen als Ostsee-Bernstein.

Am Abend, nach obligater Mittagsruhe, — an der ich mich übrigens nicht beteiligte, da ich es vorzog, Zuzanne aus irgend einem Schmöker vorzulesen, was mir die erdenklichsten Schwierigkeiten bereitete — also am Abend waren wir wiederum mit der Familie vereint, und wenn Monsieur Laharotte schon vorher liebenswürdig war, so wurde er jetzt hinreißend. Sogar Monsieur Raoul bemühte sich eines heiteren und artigen Tones. Eine Flasche nach der anderen wurde herbeigeholt, und mein Rittmeister fing schon an, ganz ‚gemütlich' zu werden, als Monsieur Laharotte von der Ausdehnung seiner Keller erzählte. Direkt in den Felsen gehauen und vielverzweigt, seien sie teilweise selbst den Truppen — Freund wie Feind — entgangen, und der Raum, in welchem seine Ausbrüche lagerten, sei in seiner Jungfräulichkeit vom Kriege unberührt geblieben. Dann kam's auf die Jahrgänge — auf den 38er, den 47er, den 52er zu sprechen, und endlich schlug Monsieur Raoul eine Weinprobe an Ort und Stelle vor. Der Rittmeister war elektrisiert über den Gedanken, und sofort begannen die Vorbereitungen für die Expedition — Heber und Gläser wurden herbeigeschafft, und eine riesige Laterne warf bald ihre Strahlen auf die Gesellschaft, die jetzt durch den Regen die Straße hinabstieg zum Lagerhause, in welchem der Eingang zum Keller sich befand.

‚Sonderbar', dachte ich mir — ‚hatte ich denn richtig gehört?' Als wir das Haus verließen, war Zu-

zanne im Dunkel des Flurs einen Augenblick dicht an mich herangetreten und — ein Irrtum war nicht möglich — sie hatte mir die zwei Worte: ‚Prudence! attention!‘ in das Ohr geflüstert. Was sollte das? War's eine Warnung? Erst jetzt wurde es mir klar, daß sie mich mehrfach, als von der Weinprobe gesprochen wurde, mit ängstlichen Blicken angesehen hatte. Fürchtete sie vielleicht, ich könnte des Guten zuviel thun — unterliegen den Geistern des Kellers? Was thun? Umkehren — nein — das hätte wie Feigheit ausgesehen. Aber ich hielt die Augen offen, wie im Luftzuge verflogen plötzlich die Einflüsse des bereits genommenen Weines — ich war völlig nüchtern. Inzwischen war der Keller erreicht, die große Außenthür wurde geöffnet und vorwärts ging's, — durch weit verzweigte unterirdische Felsengänge, an endlosen Reihen von Fässern und Tonnen entlang, immer der Laterne nach, die Monsieur Raoul vorantrug.

Ich weiß nicht, warum ich mir immer wieder das Wort Zuzannes zuflüsterte: ‚prudence!‘ Laut ließ ich meinen Säbel über den Felsboden klappern, als wollte ich mir dadurch Mut machen. Endlich, nach langen und verworrenen Wegen durch zahlreiche Kellerräume waren wir vor einer festen eisenbeschlagenen Thür angelangt.

„Hier ist das Allerheiligste — ‚le sanctuaire‘ — c'est ici que reposent mes arches —“ sagte Herr Laharotte, während der Neffe und Mobilgardeleutnant mit einem ungeheuren Schlüssel das rostkreischende mächtige Schnappschloß öffnete. Dann ging's weiter. Niemand konnte gewahren, daß ich — für eines Gedankens Kürze nur — zurückgeblieben war. ‚Prudence!‘ hatte es wohl wieder in meinem Ohre nachgehallt.

Es war wiederum ein weiter Raum, der vor uns lag. Die Strahlen der Laterne reichten längst nicht bis an das Ende, aber verheißungsvoll reihten sich auch hier die Gebinde aneinander, später durch Regale mit Flaschenabzügen unterbrochen. Man fühlte ordentlich, wie

stolz die beiden Franzosen auf ihr ‚propre cru‘ waren. Bei jedem Jahrgange wurden dessen Vorzüge eingehend erwogen und an jedem Fasse wurden die Proben genommen. Mit ungeheurem Behagen schlürfte der Chef das edle Naß, und fleißig thaten ihm die beiden Weinbauern Bescheid. Auch mir tranken sie zu, aber nur zum Schein kam ich ihnen nach — ich wollte nüchtern bleiben — ‚prudence‘.

Weit hinten im Keller waren ein Tisch und eine Bank angebracht — dort ließen wir uns nieder. Der Chef hatte kaum seine schweren Glieder zur Ruhe gebracht, als er auch schon recht bedenkliche Spuren von Müdigkeit zeigte. Das Haupt sank auf den aufgestützten Arm — die Zunge versagte den Dienst. Ich mahnte zum Aufbruch, aber die beiden meinten, in einigen Minuten würde sich der „camarade“ erholt haben — sie kennten das. Wer konnte es ihnen verdenken, wenn sie sich dabei verständnisvoll ansahen und lächelten? Von neuem reichte mir eben Monsieur Raoul das gefüllte Glas.

„Zur guten Nachtruhe!“ rief er mit auffallender Betonung und in demselben Augenblick erlosch die Laterne. „Was bedeutet das?“ rief ich wohl durch die Dunkelheit, aber mein Ruf fand keine Antwort. Dafür hörte ich deutlich auf dem Felsboden entlang eilen — schleichende rasche Schritte. Ich wollte nachlaufen, tappe an den Fässern entlang, aber schon fiel die schwere Eisenthür schallend zu — das Schloß sprang ein, wir waren gefangen.

Als ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, fiel ich in ein lautes Gelächter — ich konnte nicht anders — es hallte förmlich durch den Raum. „Gott Lob für die ‚prudence‘ und dir Dank, du liebes Kind, für deine Warnung!“ rief ich aus und wog den mächtigen Schlüssel in der Hand, den ich vorhin im Hereingehen aus dem Schlosse gezogen. Aber vorläufig war ich dennoch festgebannt — einmal, weil mein Rittmeister

den Schlaf des Gerechten schlief, und dann — stockfinster war's. Da plötzlich fiel mir ein, daß ich so ganz beiläufig einen Lichtstumpf, in eine Flasche gesteckt, erkannt hatte. — Nur zwei Zündhölzer fühlte ich noch in meinem Feuerzeuge. Ich zog es vor, zunächst das Licht zu suchen. Nach einer Viertelstunde Tappens hatte ich's gefunden. Ich entzündete das erste Streichholz — ich hatte Licht, wenn auch höchstens auf eine halbe Stunde. Dann versuchte ich meine Stimme, aber kein Gedanke, daß jemals ein Ton nach oben dringen würde durch die Felsmassen. Vorsichtig leuchtete ich mich an die Thür — horchte. Draußen alles stille — also kein neuer Verrat zu gewärtigen. Ich versuchte aufzuschließen — nach einigem Mühen gelang es — die Thür war offen.

Aber, was beginnen mit dem Rittmeister? Ihn hier lassen? Das ging doch nicht! Abwarten, bis sein Rausch verschlafen? Dann war auch mein Licht erloschen. Also rasch zur That! Ich trug meinen Lichtstumpf vorsichtig bis an die nächste Kellerwandung und dann — holte ich meinen Rittmeister. Als ich ihn nach lebhaften Mühen endlich bis an die Kellertreppe gebracht hatte, fing er wohl an zur Besinnung zu kommen, aber meine Kerze war jetzt erloschen und wieder stand ich vor verschlossener Thür im Dunkel, diesmal ohne Schlüssel. Ich rief — aus vollem Halse — „Hilfe!" Aber wer war bei der Nacht draußen auf der Straße — es regnete ja in Strömen! Schon hatte ich mich gefaßt gemacht, dennoch bis zum Tagesanbruch gefangen zu bleiben, als ich plötzlich den Gleichschritt deutscher Soldaten durch das Unwetter schallen hörte — die Wachablösung. Ein wahres Höllengebrüll stelle ich an und höre auch erst wieder auf, als ich die Stimmen draußen erkenne, als man fragt:

„Wo denn? — Wo sind Sie denn?"

„Hier im Keller — Leutnant Schreiber!" rufe ich mit letzter Lungenkraft.

Bald war die Thür gesprengt. Vorläufig ließ ich

aber aus begreiflichen Gründen den Rittmeister noch im Trocknen, während ich meinerseits durch einige Leute das gastliche Haus des Monsieur Laharotte umstellen ließ. Dann ging ich vorsichtig hinein. Es brannte noch Licht. Für alle Fälle nahm ich den Revolver in die Hand und trat dann dicht an die Thür. Drinnen erkannte ich Zuzannes Stimme. Unter Schluchzen hörte ich sie flehentlich um etwas bitten — verstand die Worte ‚perfidie‘ — ‚mourir de faim‘ — ‚injustice‘, und dann unter höhnischem Lachen klang's rauh von Raouls Munde: „Ah, ma belle, il vous a piqué au cœur, ce jeune Barbare?“ In das Lachen mischte sich dann auch die Stimme des Vaters. ‚Au revoir, ma fillette — pour demain‘ rief er spöttisch.

In diesem Augenblicke stieß ich die Thür auf und befand mich meinen Feinden gegenüber.

Marschfertig standen sie da — in die landesüblichen Capote-Mäntel gehüllt, mit großen Stiefeln angethan und mit Regenschirmen ausgerüstet — es goß ja draußen in Strömen. Kein Zweifel — sie waren im Begriffe, sich auf das bereits geräumte Gebiet zu begeben.

Ein ungeheurer Schrecken bemächtigte sich der eben noch hämisch lachenden Männer. — Als ob ich eine Geistererscheinung wäre, so erstarrt schienen sie. Kein Wort, kein Ausruf! — Nur das Schluchzen Zuzannes, die ihr Gesicht in der Schürze barg.

„Messieurs — vous êtes mes prisonniers!“ rief ich den beiden Kerlen entgegen. Sie suchten sich zu entschuldigen, sprachen von ‚plaisanterie‘, von ‚freundlichem Empfang‘, den sie uns bereitet, und dergleichen. Als sie aber sahen, daß ich's ernst meinte, verwies Monsieur Laharotte auf den Frieden und sprach mir die Berechtigung ab, ihn zu arretieren. — Es half alles nichts. Ich ließ ein paar kräftige Dragoner eintreten, die Gefangenen abführen — und zwar direkt in den dunkeln hinteren Weinkeller, das ‚Sanctuaire‘. „Morgen weiter nach Deutschland!“ rief ich ihnen zum Trost zu und

zog den großen Schlüssel ab, aber erst nachdem ich ihnen das Feuerzeug abnehmen ließ. —

Der Rittmeister hatte sich inzwischen so weit erholt, daß ich ihn ohne Auffälligkeit nach Hause führen und zu Bette bringen konnte. Selbst schlafen zu gehen — nein — das ließ mein gutes Herz nicht zu!

„Frauenfrage!" warf einer meiner Freunde ein.

„Ganz recht! Man muß, um das richtige Urteil zu bekommen, die Frauen studieren, wo man immer kann! Im Wohnzimmer war's noch hell. Ich ging hinein. Welch' eigenartiges Bild! In einem Fauteuil — zusammengesunken — saß Madame Laharotte — in starrer, stummer Resignation. Die alte Frau hatte sich am Abend schon frühzeitig zur Ruhe begeben und mochte von der ganzen Niederträchtigkeit der beiden Männer nichts geahnt haben. Zu ihren Füßen kniete Zuzanne — schluchzend barg sie den Kopf in der Mutter Schoß. Es war wahrhaft rührend anzusehen und — na, ich leugne es nicht — ich gab mich durch eine Weile dem Anblicke hin. Dann erhob das Mädchen den Kopf — flehend streckte sie die Hände zu mir empor —! Der thränenfeuchte Blick — die gelösten, rotbraunen, vollen Haare, — die herrliche volle Gestalt — ach — es war zum — — — Ich sehe das Mädchen noch heute vor mir.

Den Bitten eines so herrlichen Wesens, dem Flehen aus solch' reizendem Munde — na, dem widerstehe 'mal einer! Das wird wohl auch so bleiben, wenn längst die Frauenrechte durchgefochten wurden — 's giebt „Rücksichten", die niemals verschwinden werden — nicht einmal im Pferdebahnwagen! Also — ich ließ mir durch reizende Blicke und liebe Worte ganz allmählich Concessionen abringen, — die ich im stillen ja von vorn herein beabsichtigt hatte — ich versprach Vater und Vetter am folgenden Morgen zurückzulassen. „Aber die Nacht hindurch und bis zu unserem Abmarsche müssen sie unten bleiben," versicherte ich, — „ich wüßte nicht, sie vor der

Wut meiner Soldaten zu schützen!" Das sagte ich mit ungeheurem Ernst, und das leuchtete denn auch ein.

Nach und nach wurde dann Zuzanne mitteilsamer und ich erfuhr, daß sie die hinterlistigen Pläne von Vater Laharotte und dem sauberen Vetter belauschte, daß sie gebeten, gefleht habe, das Gastrecht nicht zu verletzen, daß aber Raoul — dem sie von den Eltern verlobt sei, — von Eifersucht gegen mich bethört, auf der Ausführung der Schändlichkeit bestanden habe.

Der Plan war gefahrlos — denn schon morgen war dieser Landesteil frei vom Feinde — in das terrain délivré durften ja keine deutschen Soldaten mehr zurückkehren.

Die Aussicht, da unten von den Unsrigen gehört und gefunden zu werden, wäre allerdings äußerst schwach gewesen, und die Sache war gar nicht so schlecht angelegt, wenn nicht die Frauenfrage mitgespielt hätte. „Immer höflich, auprès du sexe", womit natürlich das Sprichwort nur das schöne Geschlecht berührt. Die Achtung dieser Grundlage in Behandlung der Frauenfrage hatte uns auch hier aus einer argen Lage errettet, vielleicht vor Mißhandlungen bewahrt. Schön Zuzanne vertraute mir dann auch endlich an, daß sie die Absicht hatte, uns unter allen Umständen rechtzeitig zu befreien — sobald die beiden Männer sich auf neutralem Gebiet befunden haben würden, und daß diese wohl schon früher das Weite gesucht hätten, wenn sie sich nicht mit nutzlosem Suchen nach dem vermißten Kellerschlüssel aufgehalten hätten, den jeder vom anderen abgezogen glaubte, da er nicht im Schlosse steckte.

Die Nacht war freilich über diesen Auseinandersetzungen fast dahingegangen — aber, nun, ich leugne es nicht, für mich recht wechselvoll und unterhaltend. Als ich am anderen Morgen vor dem Abmarsch der schönen Zuzanne den Schlüssel zum Keller übergab — da sahen die dunklen Augen gar nicht so lachend drein, wie ich das erwartet hatte, und ehe ich mir's versah — da hing

sie an meinem Halse und küßte mich — ganz ordentlich — nicht so französisch auf beide Backen — nein — ich fühlte die roten Lippen, die schönen, weißen Zähnchen auf meinem Munde! „Au revoir — jamais je n'oublirai — votre bienveillance!“ — Nun, meine Herren, da ist gar nichts zu lachen — ich war doch damals noch 25 Jahre jünger!“

„Ach, wir glauben's schon, mein alter Schreiber, wenn du auch jetzt die Frauenfrage von einer anderen Seite — weniger praktisch — auffassest! Aber — eins möchten wir doch noch erfahren — ging der Ritter mit dem Bernstein-Collier an den Loirestrand, um die holde Zuzanne —“

„Danke schön! Möchte mir nicht besonders gut bekommen sein! Aber — na — ich will's nur gestehen — ein paar Jahre später — ich war schon verheiratet — da fand ich einmal in Danzig ein sehr schönes Bernstein-Halsband — Prachtstücke — klar wie Glas — und — billig! Na — da dachte ich an Zuzanne und habe ihr's zugeschickt. Sie hat es auch angenommen und mir einen herzigen Brief geschrieben — sie hat den Raoul nicht genommen, weil er uns gegenüber so verräterisch vorging — nach dem Frieden noch! Aber — — — meiner Frau hab' ich's nicht weiter mitgeteilt! Wozu auch? Dergleichen liegt außerhalb der Frauenfrage und — ein ordentlicher Weinhändler darf's nicht zu genau nehmen!“

Die Scharte in der Degenklinge

Kriegsnovellette

Der Major hatte eben seine Partie Ecarté mit dem ältesten Hauptmann beendet. Beide lehnten sich bequem in die Kasinosessel und — beide schwiegen. Wovon sollen auch so ein paar alte Junggesellen, die sich alle Tage nach körperlichen Exerzierplatzmühen und geistigen Bureauanstrengungen gegenübersitzen, immer sprechen — noch dazu, wenn die Garnison klein ist? Drüben aber am langen Eßtische im Speisezimmer, da schien man um das Gesprächsthema nicht verlegen.

Der Major wandte jetzt das Ohr der lauten Unterhaltung der jüngeren Kameraden im Nebenzimmer zu.

„Aha — die Verlobung," rief er dann. „Na ja! Wenn so ein Glücksmensch einmal einen guten Fischzug thut, dann möchten gleich alle fischen! — Aber die Goldkarpfen sind rar, und wenn man sie näher besieht, dann findet man sie meist grobschuppig und häßlich!"

Der Hauptmann lachte. „Im allgemeinen mögen Sie recht haben! Gott soll mich bewahren vor den Schätzen, deren Liebesreiz erst hinter den Schubschlössern des ‚save' zu finden ist! Aber diesmal — da ist's doch

anders! Ich versichere Sie, ein reizendes Ding ist's! — Nein, nein, Herr Major, schütteln Sie nicht ungläubig den Kopf! Ich habe ja die Photographie selbst gesehen, als ich der Frau Oberst zur Verlobung des Sohnes gratulierte — sie kam gleich mit dem Bilde herausgerückt!"

„Mütter sind blind — auch gegen Schwiegertöchter," erwiderte der Major, „und Mammon macht schön! Und was das Bild betrifft — na — Ihr guter Glaube in Ehren, — aber die Photographen, das sind heutzutage die reinen Engelmacher! — Doch mir soll's recht sein, wenn der junge Barnewitz einen Griff in den Glückstopf that — gönn's auch unserem Alten! Haben Sie eine Ahnung, wie sich die Sache so gemacht hat? Sie ist doch aus Schleswig — da oben — und er steht in Konstanz!"

„Keine Ahnung! Aber das muß doch der Regimentsadjutant wissen. — He! — Kommen Sie doch 'mal heran, lieber Saefkow!"

Der junge Offizier, dem die letzten Worte galten, kam herüber in das Spielzimmer und setzte sich eben zu den beiden, um nach Wissen und Phantasie Auskunft zu erteilen, als plötzlich nebenan das muntere Geplauder aufhörte und alle Offiziere sich von ihren Stühlen geräuschvoll erhoben.

„Bitte, sitzen bleiben, meine Herren!" ertönte des Obersten Stimme in ganz ungewöhnlich milder Klangfärbung, und freundlich lächelnd nahm der bereits ergrauende, aber ungemein frisch und lebhaft dreinschauende Kommandeur die Glückwünsche derjenigen Herren entgegen, die heute den Anschluß in der Visitenstunde — genau von 12 bis $1^1/_2$ — noch nicht gefunden hatten.

Jetzt betrat er das Spielzimmer, und nachdem auch der Major seinem Herzensdrange in ‚aufrichtigen' Glückwünschen Raum gegeben, ließ sich der Oberst in bester Laune zwischen ihm und dem Hauptmann im Eckdiwan nieder.

„Eben sollte uns Saeskow erzählen, wie und wo eigentlich Ihr Herr Sohn sein Glück gefunden hat," begann der Hauptmann. „Konstanz—Schleswig — das ist ja ‚vom Fels zum Meer'!"

Der Oberst schien offenbar erfreut über die Frage. Er strich sich über den langen, grauen Bart, und ein Lächeln trat in seine Züge. „Ja, meine Herren," sagte er, „mein Sohn dankt seine Braut eigentlich — meinem Degen!"

„Ihrem Degen, Herr Oberst? Wie ist das zu verstehen?"

Der Oberst schien ein stilles Behagen über die Neugier zu empfinden, die sich in den Zügen seiner Zuhörer aussprach.

„Ja, meine Herren," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „und zwar sind volle 30 Jahre vergangen, seit meine Klinge indirekt um die Braut für den Hermann, meinen Sohn, warb."

„Aber vor 30 Jahren? — Pardon, Herr Oberst — vor 30 Jahren — — Ihr Herr Sohn ist doch erst 24 und seine Braut, Fräulein Hansen, erst 18, wie mir die Frau Oberst sagte?"

Der Oberst sah seinen wortkühnen Adjutanten verständnisvoll an. „Die Reflektion macht der Schnelligkeit Ihres Denkens alle Ehre, lieber Saeskow!" meinte er dann freundlich. „Die Sache ist auch nicht so einfach, wie das so scheint. Haben Sie jemals in der Degenklinge, die ich im Dienste zu führen pflege, eine bedeutende Scharte bemerkt?"

„Gewiß! — Der Herr Oberst sagten einmal, sie stamme aus dem Kriege 64!"

„Ganz richtig! Aber nicht im Kampfe gegen die Dänen, nicht durch den Schlag eines feindlichen Schwertes wurde der gute Stahl verletzt. Eine Frau war's, die meine Waffe so verunstaltete! Und dennoch — habe ich die Scharte nicht ausschleifen lassen — vielleicht gerade deshalb nicht. Durch 30 Jahre hat sie mich an eine

Episode erinnert, die — nun, meine Herren, die den Grund zu meines Sohnes Glücke lieferte. Ich stand damals — anno 64 — beim 60. Regimente — rückte als Degenfähnrich mit aus und trug dieselbe Klinge, die auch mein Vater schon 1815 getragen hatte. Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, der auch uns Preußen an den Feind bringen würde, nachdem die Österreicher bereits die ersten Lorbeeren bei Oeversee gepflückt hatten. Wir achteten damals kaum der Schwierigkeiten, die uns während des Vormarsches von Kiel über Eckernförde durch das abscheuliche Waten in Schlackerschnee, bei Glatteis und wider Regen entgegentraten. Die Geschütze blieben mitunter in den aufgeweichten Wegen stecken, und wir Infanteristen hatten alle Not, in dem schweren Boden vorwärts zu kommen.

Endlich war der Tag erschienen, den wir sehnsüchtig erwarteten. Wir standen dem Feinde zum erstenmale gegenüber! Ich habe dieses Bewußtsein niemals wieder so empfunden, wie am 2. Februar 1864. Der Feind hatte die Stellung von Missunde, den Übergang über die Schlei, stark verschanzt, und diesen Abschnitt der sogenannten Dannewerke zu forcieren, war die erste Aufgabe preußischer Truppen. Prinz Friedrich Karl befahl für den 2. morgens eine starke Erkundung gegen den Brückenkopf von Missunde; auch unser Regiment, die 60er Brandenburger Jungen, wurde dazu befohlen. Es war wieder ein Heidenwetter am 2., ein Nebel, daß man die Hand nicht vor Augen sah. Aber die Artillerie feuerte trotzdem auf beiden Seiten ununterbrochen, immer ins Ungewisse hinein. Wir und die 35er hatten unser Rendez-vous bei der Ornumer Mühle, während links von uns die 15er der Front der Schanzen gegenüberstanden. Noch ehe wir die feindliche Stellung erkennen konnten, fielen einzelne Leute in unseren Kolonnen, von Geschossen getroffen. Aber unaufhaltsam rückten die Schützenschwärme den Schanzen näher. Immer dichter fiel aber auch der Schnee, mit Regen wechselnd; immer

dichter erschien der Nebel. Seit Stunden waren wir im Feuer, und Mann auf Mann fiel unter dem verheerenden Feuer. Mit Sehnsucht erwarteten wir den Sturm auf die Verschanzungen, denn unser Feuer blieb wirkungslos. Ich habe eine ähnlich fatale Gefechtslage nicht wieder erlebt, nicht bei Königgrätz, nicht bei Sedan.

Noch immer fehlte alle Fernsicht, und als meine Schützen plötzlich Flankenfeuer von rechts bekamen, sprang ich auf, nahm ein paar Leute vom Flügel und lief in der Richtung vor, aus welcher die Schüsse kamen. Ich sollte feststellen, was und wer dort drohte. Etwa 100 bis 200 Schritt mochte ich vorgedrungen sein, als eine Salve uns entgegenkrachte und wir mit Geschossen überschüttet wurden. Zugleich teilte sich der Nebel für einen Augenblick und ließ mich erkennen, daß ich eine Übermacht feindlicher Schützen vor mir hatte, mit der einen Kampf aufzunehmen nicht möglich schien.

„Zurück!“ rief ich daher meinen Leuten zu, fühlte aber in demselben Augenblicke einen empfindlichen Schlag am linken Unterschenkel. Ich wußte, ich war verwundet, aber mit ungeheurer Anstrengung suchte ich noch, mich dem feindlichen Feuer zu entziehen. Es war vergebens — furchtbar schmerzte mich jeder Schritt, und näher rückten die feindlichen Schützen. Ich wußte damals nicht, daß inzwischen meine Kompagnie ihre Stellung aufgegeben hatte. Während die Truppen noch mit Spannung den Augenblick des Sturmes erwarteten, hatte Prinz Friedrich Karl aus der Entwicklung des Kampfes und der Hartnäckigkeit des Gegners erkannt, daß hier des Feindes Stellung ohne übergroße Opfer nicht durchbrochen werden könne. Gegen 4 Uhr hatte der prinzliche General das Gefecht abbrechen lassen.

Wie ein Verzweifelter wehrte ich mich; ich glaubte ja immer noch, meine Kompagnie hinter mir zu haben.

Es war vergebens — bald war ich von den Feinden völlig umringt. — —

Noch ein paar Verwundete meiner Kompagnie und einige Leute anderer Regimenter teilten das Los der Gefangenschaft mit mir. Mit wirklich anerkennenswerter Sorgfalt führten mich die dänischen Soldaten zurück hinter den Brückenkopf; sie mochten Mitleiden haben mit dem bartlosen Verwundeten — ich war ja damals kaum 18 Jahre alt. Nachdem uns der erste Verband angelegt war, wurden wir in Vereinigung mit dänischen Verwundeten auf Wagen gelegt — einfache Leiterwagen mit Strohlager — und zurücktransportiert über das Defilee von Missunde. Es war bereits stockfinster, als wir im Dorfe Brodersbye eintrafen. Das Gemeinde- und Schulhaus war zu einem provisorischen Feldlazarett eingerichtet, und in einem großen Raume fand auch ich meinen Platz in der langen Reihe der Verwundeten.

Wenn auch die dänischen Ärzte mit anerkennenswerter Sorge sich unser annahmen, so dankten wir doch die baldige Besserung unserer Lage ein paar energischen Frauen — echten Holsteinerinnen. Eine ganz besondere Thätigkeit entwickelte die Dame des Gutsbesitzers aus Brodersbye — Frau Hansen. Sie zeigte eine bei ihrer Jugend kaum zu erwartende Energie. Bald war das Strohlager durch Betten und Matratzen ersetzt. Erwärmender Thee belebte die während der Fahrt fast erstarrten wunden Krieger, und für jeden fand sie zur guten That auch ein freundliches Wort — einerlei, ob sie zu einem Dänen dänisch oder zu einem Preußen deutsch sprach.

Ich kann wohl sagen — dank der Frau Hansen befand ich mich für einen verwundet Gefangenen schon nach ein paar Stunden in einer leidlich erträglichen Lage. Nur eine Sorge quälte mich: Bislang hatte man mir meinen Degen, das ehrenvolle Erbstück meines Vaters, nicht abgenommen — sorgsam bewahrte ich meinen Schatz, unter der Matratze geborgen. Aber — morgen — beim Tageslichte — da würde man die Waffe bemerken — das war mir klar. Die ganze Nacht

waren meine Wundfieberträume mit meinem Degen beschäftigt, und als in der Frühe unsere freundliche Fee mir den Morgentrunk reichte und plötzlich bemerkte: „Da haben Sie ja noch Ihren Degen!“ — ja, da faßte ich plötzlich ein volles Vertrauen zu der hübschen, freundlichen Frau, — da sagte ich ihr, daß mir der Degen fast ebenso lieb wäre, wie mein wundes Bein. — War es ein Ahnen gewesen, dem ich gefolgt war? Noch hatte ich meine Mitteilung nicht vollendet, noch nicht gesagt, daß meine Klinge mitgewirkt im großen Befreiungskriege der Deutschen, als sich die Hauptthür öffnete und der leitende Arzt eintrat, um seine Runde zu machen. Das wäre nun an und für sich mir nur recht gewesen, wenn ich nicht mit Schrecken bemerkt hätte, daß er einigen meiner Mitverwundeten, die etwa noch ihr Seitengewehr bei sich hatten, die Waffen abnehmen ließ. Wartend sah ich zu Frau Hansen empor, die noch neben meinem Lager stand. Mit einer Art von Triumphblick antwortete sie auf meine stumme Bitte.

Hatte ich ihre Mienen falsch gedeutet? War plötzlich das Gefühl der ‚Dänin‘ über sie gekommen? Sie — der ich eben noch glaubte, meine geheimsten Wünsche ans Herz legen zu dürfen, sie selbst schien mir jetzt zeigen zu wollen: ‚Du bist Preuße, bist unser Feind, bist Gefangener!‘

Mit einem spöttisch überlegenen Lächeln, das ich mir nicht zu erklären vermochte bei der eben noch so milden Dame, beugte sie sich nieder und hatte meine Waffe ergriffen, ehe ich noch Zeit gewann, den Umschwung in ihr zu begreifen.

Ohne sich um mein Erstaunen zu kümmern, ohne auf mein leise gesprochenes „Bitte, bitte!“ zu achten, trat sie mit meinem Degen an den großen Tisch, auf dem die Erfrischungen für uns hergerichtet wurden, zog die Klinge aus der Scheide, nahm aus einem bereitstehenden Korbe ein mächtiges Stück weißen Zuckers und begann mit Hilfe des Stahles die Zerkleinerung.

Als es nicht sogleich gehen wollte, ergriff sie den dicken, eisernen Ofenhaken und ließ ihn unbarmherzig niederfallen auf meine ehrwürdige Klinge.

„O, über die Weiber!“ kam's mir zwischen den Zähnen hervor. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine Enttäuschung erfuhr von seiten einer Frau — später wurde das anders. Aber mein Zorn sollte sich in derselben Minute in Erstaunen wandeln. Der Oberarzt hatte eben meine Wunde untersucht. „Auch Sie hatten noch Ihre Waffe,“ sagte er in gutem Deutsch. „Ich bedauere, sie einem so tapferen, jungen Soldaten abnehmen zu müssen — eine Ausnahme ist mir leider nicht gestattet worden!“

Also er hatte meinen Degen schon gestern abend bemerkt, hatte mir die Waffe lassen wollen. Das erhöhte fast meinen Zorn gegen die Preußenfeindin da drüben. Schlag auf Schlag traf das schwere Eisen auf meinen Stahl — ich fühlte es ordentlich. Ohne weitere Erklärung lenkte ich des Chefarztes Aufmerksamkeit auf die Zuckerklopferin. Er trat an den Tisch heran, und ich hörte, wie er mit höflichen Worten auf die Abgabe des ‚Handwerkszeuges‘ drang. Aber — kurz angebunden, mit einem Tone, der allen Widerspruch abschnitt — Frauen finden mitunter diesen Ton — erklärte Frau Hansen: „Das Ding dient jetzt friedlichen Zwecken; ich werde es nach Gebrauch schon abliefern!“ — Der Arzt lächelte und ließ ihr den Willen. Was sollte er auch machen?

Drei Tage diente mein Degen als Zuckerschläger. Durch drei Tage drang das Donnern der Kanonenschüsse von Missunde zu uns herüber. Dann — am 5. Februar — änderte sich plötzlich die Lage. Die Preußen hatten bei Arnis die Schlei überschritten, die Dänen waren auf dem Rückzuge. Wir hörten auf, Gefangene zu sein. Dankbar unseren dänischen Ärzten für deren Hilfe, gingen wir jetzt in die Behandlung der preußischen über. Aber auch Frau Hansen, unsere gute

Fee, verschwand aus dem Feldlazarett und zu gleicher Zeit mein Degen.

Ich wurde dann zurücktransportiert und traf erst zu den Tagen von Düppel wieder beim Regimente ein.

Erst nach der Schwimmpartie über den Alsensund, nach völliger Niederwerfung der feindlichen Macht, ging mir eines Tages durch die Feldpost ein Brief zu, in welchem kurz mitgeteilt wurde: „Die Klinge, die einst Deutschland befreien half, die mit dazu beitrug, die armen, braven Dänen niederzuwerfen — sie soll dem jungen preußischen Krieger erhalten bleiben für künftige Thaten und zu neuen Ehren.“ Unterzeichnet war das Billet kurz „Emmi Hansen“.

Nach dem Friedensschlusse wurde es mir nicht schwer, während des Rückmarsches einen kurzen Urlaub zu bekommen. Ich war inzwischen Leutnant geworden und hatte mir auf Alsen den Roten Adler mit Schwertern erkämpft — allerdings mit einem nagelneuen Degen.

Ich fand im Hansenschen Hause eine freundliche Aufnahme — man sah in mir nicht den bisherigen Feind, sondern den jugendlichen Pflegebefohlenen. Mit welcher Freude ich meinen alten Degen wieder hinnahm — na, das bedarf nicht der Erklärung! Die Scharte aber, die Frau Hansen mit dem Ofenhaken hineinschlug, die habe ich absichtlich nicht ausschleifen lassen. Durch den Degen war doch eine Bekanntschaft und später eine Freundschaft zuwege gekommen, die in den 30 Jahren stetig zunahm. Alljährlich war ich in Brodersbye — dahin machte ich meine Hochzeitsreise, und dort soll nun auch meines Jungen Hochzeit sein — meine künftige Schwiegertochter ist die jüngste von den beiden Töchtern der seit zwei Jahren verwitweten Frau Hansen. Das war die Geschichte von meiner Degenklinge, und ich kann nur hoffen, daß die Tochter wird, wie es die Mutter war.“

„Da gestatten mir, Herr Oberst, die herzliche Wieder-

holung meines Glückwunsches — noch ferner 30 Jahre der treuen Freundschaft!" Die Offiziere stimmten ein in die Wünsche, der Major und der Oberst schmunzelten gutlaunig. Der Hauptmann aber flüsterte dem Stabsoffizier ins Ohr: „Na — na — das wird am Ende noch was zwischen der Witwe und dem Witwer! Warum auch nicht, sie kennen sich ja über 30 Jahre!"

„Brr!" machte der Major, und darin sprach sich die ganze abscheuliche Gesinnung des alten Junggesellen aus!

Auf fremdem Pferde

Kriegsnovellette

„Graf Norsingen auf Gottenheim und Gräfin Norsingen, geb. Gräfin Kageck, geben sich die Ehre, den Königl. Oberst à la suite des 4. Garde-Ulanen-Regiments und Kommandeur der 62. Kavallerie-Brigade, Herrn von Waldau, zur Feier der Vermählung ihrer Tochter Asta mit dem Königl. Leutnant der Reserve des 2. Dragoner-Regiments, Herrn Baron von Endlaw auf Appenwihr, Grundherrn zu Longelsheim und Hoettenschlag, ergebenst einzuladen.

Die Trauung findet am 21. Mai um $2^1/_2$ Uhr in der Schloßkapelle zu Gottenheim statt.“

So lautete die gedruckte Einladung, die ich nach Karlsruhe, wo ich seit vier Wochen garnisonierte, zugeschickt bekam; handschriftlich war noch auf dem Rande hinzugefügt:

„Erst jetzt erfahre ich von Ihrem Avancement, Ihrer Versetzung in meine engere Heimat. Ich rufe Ihre Erinnerung wach an die gemeinsamen Erlebnisse beim 2. Dragoner-Regimente. Wenn wir uns in 23 Jahren

nicht sahen, so soll nun das Begegnen um so froher werden! Absage lasse ich nicht gelten.

Ihr alter Norsingen.“

„P. S. — Ich habe auch eine Überraschung für Sie! Und dann — mein Gewährsmann sagte mir, Sie seien garçon; sollte er sich irren, dann gilt die Einladung natürlich auch für Ihre Gemahlin!“ — — —

Norsingen! — Von dem hatte ich ja seit einer Ewigkeit nichts mehr gehört!

Erst nach und nach trat mir das Bild des jungen Kameraden wieder vor Augen. Richtig, er rückte als Reserve-Unteroffizier mit dem Regiment aus, zum Feldzuge, hatte eben sein Examen als Rechtspraktikant bestanden, wurde auch bald Offizier. Ich war damals Premier-Leutnant, wurde zum Divisionskommando kommandiert, an der Lisaine verwundet und später zu den 22. Ulanen nach Schlesien versetzt. Dann verlor ich ihn aus den Augen. Niemals war ich wieder nach dem Westen zurückgekehrt, bis der Zufall das 2. Dragoner-Regiment, bei dem ich nur durch 1½ Jahre eine Gastrolle gegeben hatte, nun wieder unter meinen Befehl brachte.

Wie es so geht — andere Umgebungen, die Entfernung, die lange Zeit von 23 Jahren hatten mich den einstigen Kameraden entfremdet, und erst nach und nach erinnerte ich mich, daß ich eigentlich den jungen Norsingen sehr gern hatte, daß er ein frischer, thatkräftiger Soldat war, und daß ich ihn damals persönlich in amitié genommen. Freilich, aus der Rangliste war er bald wieder verschwunden, und wo sollte man ihn suchen? Halt — der Grafenkalender! Ich schlug nach, Seite 371, da stand er: Engelbert Graf Norsingen! — Und schon seit 1873 verheiratet! — Aha, nur eine Tochter, Asta, Erbtochter auf Gottenheim, natürlich!

„Der junge Mann jetzt Familienvater!“ rief ich unwillkürlich aus, und dann kam mir doch der Wunsch, den „jungen Mann“ wiederzusehen. Eigentlich mußte

ich mich schämen, daß seine Erinnerung und seine Anhänglichkeit sich so viel frischer und treuer erwiesen hatten, als bei mir, aber, wenn man behaglich auf seinem Schlosse zu Gottenheim sitzt, fern dem ewigen Wechsel dienstlichen Treibens, dann ist das „Sich-erinnern" freilich auch leichter.

„Komme gern. Schiebe alle Mitteilungen bis zum Begegnen auf!

Ihr alter Freund und Junggeselle Waldau."

Das stand bald auf einem Telegrammformular und ersparte mir langatmige Briefe.

Mit dem Frühzuge fuhr ich am 21. Mai nach Freiburg. Eine Reihe von Wagen stand dort für die eintreffenden Gäste bereit, und am fruchtbaren Elzthale entlang, durch blühende Felder und freundliche Ortschaften, führte der Weg nach Gottenheim, zur Rechten die Ausläufer des Schwarzwaldes, der Kandelberg mit der ehrwürdigen Zähringer Burg, — zur Linken die herrliche Rheinebene, von den fernen blauen Vogesen überragt. Dort drüben, jenseits des deutschen Stromes, waren wir badischen Dragoner vor 23 Jahren zum erstenmale auf den Feind getroffen, bei Bliesheim am 14. September. Und nun trat aus der sonnigen Landschaft auch Neu-Breisach, die alte Veste, deutlich hervor. Wie anders war sie mir damals erschienen, als noch die Franzosen das Land drüben festhielten, als die Francтireurs uns im Walde von Kuenheim entgegentraten; und als wir Dragoner dem geschlagenen und auf Breisach abziehenden Feinde in die Flanken fielen. Dann, — nachts — der Patrouillenritt über Randolsheim! Richtig, da war ja der Norsingen auch dabei gewesen!

Während ich mir noch die nächtliche Streife ins Gedächtnis zurückrufe, fährt auch schon der Wagen ein in den geräumigen Schloßhof, und der, den ich eben noch als jungen, schneidigen Reitersmann im Kampfe vor mir sah, — er empfängt mich an der Rampe: „Herr von Waldau, wie mich das freut!" — „Graf

Norsingen! Wahrhaftig, genau so, wie Sie sind, hatte ich Sie in der Erinnerung, nur etwas jünger!" Und so war's auch. Trotz der angegrauten Haare hätte ich meinen ehemaligen Unteroffizier sofort wiedererkannt, der, heute in der Malteseruniform, in frischer Jugendkraft mir gegenüberstand.

Am liebsten hätten wir wohl beide uns sofort in längst vergangene Zeiten zurückversetzt, — aber dazu war jetzt keine Zeit; schon fuhren neue Gäste vor. Wie es so geht bei ländlichen Hochzeitsfeiern, so ging's auch auf Schloß Gottenheim. Vorstellungen im Versammlungssaale, Erfrischungen am Frühstücksbuffet, dann Erscheinen der Nächststehenden, Gratulationen, Platzgreifen der feierlichen Stimmung und endlich Ordnung des Zuges zur Kapelle.

In der Uniform, die auch ich einst getragen, stand der angehende Ehemann neben der lieblichen Braut, und während des feierlichen Trauaktes nach katholischem Ritus fiel immer wieder mein Blick auf die Frau, die zu führen mir die Ehre wurde, die Baronin Endlaw. War das denn wirklich die Mutter des Bräutigams? Wohl glichen sie sich auf ein Haar; aber viel eher hätte man sie für seine ältere Schwester halten dürfen. Beide trugen dunkles volles Haar; beide hatten dieselben feingeschnittenen, fast klassischen Züge und die gleichen lebhaften, ins Schwarzblaue spielenden Augen. Als einmal meine Augen wohl gar zu forschend auf der Baronin ruhen mochten, da wandte sie mir plötzlich den Blick zu, eine Sekunde nur. Dann flog ganz kurz ein kleines, kleines Lächeln über ihre Züge, und die Wangen färbten sich röter, fast jungfräulich kam mir das vor. Aber bald trat der Ernst der Stunde wieder in seine Rechte.

Die Ringe waren gewechselt, der Zug begab sich zurück in die Säle des Schlosses. Neue Glückwünsche mit und ohne Thränen. Wer hätte schließlich nicht begriffen, daß der Gräfin Norsingen die Trennung von

dem einzigen Kinde schwer wurde, daß sie selbst immer wieder aussprach, was ihr als Beruhigung vorschwebte: Gott sei Dank, Longelsheim ist in 1½ Stunden zu erreichen, und die Asta liebt ihn doch so sehr!

Zum Diner erhielt ich meinen Platz wiederum neben der Baronin Schwiegermutter. Je länger ich sie ansah, um so erstaunlicher erschien mir der verheiratete Sohn, und als ich schließlich fragte: „Ist der Baron — Ihr rechter Sohn?" da antwortete sie mit reizender Offenheit: „Warum denn nicht? Er ist 22 und ich? am 17. Juli bin ich 39!" Das klang so natürlich und wurde mit einem so hübschen Accent gesprochen, daß ich darauf brannte, mir mehr erzählen zu lassen. Und so erfuhr ich denn, daß die Baronin seit vier Jahren Witwe, seit langem in regem Freundschaftsverkehr mit den Norsingens stand, daß der verstorbene Baron, obgleich Franzose, nicht nur mit dem Grafen sich bald nach dem Kriege eng befreundete, sondern auch seinen, ihren einzigen Sohn im Sinne der veränderten politischen Lage erziehen ließ. Ich hörte dann, daß sie auf einem der Schlösser des Sohnes, in Longelsheim, ihren Witwensitz eingerichtet habe, um das junge Paar ganz unabhängig von sich zu machen, daß sie aber beabsichtige, sich mit ihren Kindern zum Winter beim Karlsruher Hofe vorstellen zu lassen und dort zu verkehren, wie das seit langem auch Norsingens thaten.

Ich wußte damals mir nicht so eigentlich Rechenschaft darüber zu geben, weshalb ich mich so sehr angenehm berührt fühlte, als Graf und Gräfin Norsingen mich aufforderten, nicht noch abends zurückzufahren. Obwohl das junge Paar schon am Nachmittag abgereist war, die Mehrzahl der Gäste gegen Abend das Schloß verließ, freute ich mich doch sehr, im Schloß Gottenheim bleiben zu dürfen. Ein kleiner Kreis sammelte sich abends um die Gräfin, und — auch die Baronin Endlaw war unter den Gebliebenen. „Ich muß doch meine arme Schwiegerschwester trösten," hatte sie gesagt.

Was war natürlicher, als daß nun Norsingen und ich auf unsere Feldzugserlebnisse zu sprechen kamen; um so natürlicher, als sich bald eine rege Aufmerksamkeit auch bei den Damen geltend machte.

„Erinnerst du dich noch," sagte eben der Graf (wir hatten inzwischen nach Tische Brüderschaft gemacht, weiß der Teufel, wie wir alten „Knöppe" so ganz unvorbereitet dazu kamen), „erinnerst du dich noch der Patrouille gegen Breisach, damals in der Nacht vom 14. auf den 15.?"

„Gewiß erinnere ich mich! Richtig — auch du warst ja dabei! Es hätte uns schlecht gehen können, damals im — na, wie hieß doch das Gehölz?"

„Im Kastenwalde war's!"

„Ja, ja, im Kastenwalde! Wenn wir nicht noch —"

Ich brach plötzlich meine Erzählung ab. Es war mir, als ob sich ein Anflug von Wehmut über der Baronin Züge legte. Hatte ich das Nationalgefühl der geborenen Elsässerin schmerzlich berührt? Sie hatte meine stumme Frage sofort richtig gedeutet.

„Bitte, erzählen Sie weiter, Herr Oberst," versetzte sie in freundlichem Tone, „ich habe von meinem verstorbenen Gemahl gelernt, kriegerische Handlungen ohne Vorurteil zu beurteilen, auch wenn sie — damals gegen uns gerichtet waren. Je braver der Gegner, um so ehrenvoller der Sieg, pflegte Baron Endlaw zu sagen."

„Ein Sieg war's freilich nicht, von dem ich erzählen wollte," fuhr ich fort; „aber dafür darf ich hier von der Bravheit unserer Feinde sprechen, die uns fast zu den Besiegten gemacht hätte — nicht wahr, Norsingen, es fehlte nicht viel, dann hätten sie uns nach dem Dinge drüben, dem Neu-Breisach gebracht, d. h. wenn sie uns lebend bekommen hätten."

Eben wollte der Graf in die Erzählung des fraglichen Vorganges eingreifen. Aber die Baronin unterbrach ihn. „Bitte, lassen Sie Herrn Waldau erzählen! Wie war das in der Nacht zum 15. September, Herr Oberst?"

„Baronin, wir hatten schon am 14. vielfache kleine Zusammenstöße gehabt. Überall traten uns wohlgeordnete und uniformierte Franctireurs entgegen, teilweise, wie z. B. bei Bliesheim, in Vereinigung mit Linientruppen aus Breisach. Am Abend hatten wir noch stärkere feindliche Abteilungen aus Kolmar zurückgedrängt auf das Gebirge und uns dann, die Dragoner und das 5. Regiment, in dieser Stadt und in Horbourg einquartiert. Aber meinem Kommandeur war's doch ungemütlich, so mitten zwischen zwei feindlichen Abteilungen; ich erhielt daher noch spät abends den Auftrag, mit einem Teile meines Zuges gegen Neu-Breisach zu patrouillieren. Hier, der Graf war auch unter den Mannschaften, die ich zu dem nächtlichen Ritte auswählte. Ohne Hindernisse hatten wir den ausgedehnten Kastenwald erreicht, in den wir nun, unserem Auftrage gemäß, dem Wege von Adolsheim auf Neu-Breisach folgend, hineinritten. Der Reserveunteroffizier Graf Norsingen ritt an der Spitze. Es war undurchdringlich finster im Walde. Erst als wir den östlichen Ausgang erreichten, begann das Grauen des Morgens. Ich war vorgeritten, um vom Waldrande aus, wenn möglich, einen Überblick zu gewinnen, und hatte eben mit dem Grafen gemeinsam festgestellt, daß diesseits des Dorfes Wolfgantzen eine Bewegung auf der Landstraße stattfinde, und zugleich beschlossen, im Walde das Erscheinen des Tageslichtes abzuwarten, als plötzlich hinter uns auf der Straße das Galoppieren von Pferden hörbar wurde. Französische Kommandos ließen keinen Zweifel, und jetzt wurden auch schon die Reiter sichtbar; — in dichten Haufen rückten sie vor. Natürlich wir kehrt und entgegen. Schon war mein Zug im Handgemenge, als wir herankamen. Blindlings hieben wir sofort ein; aber auch die Franzosen schienen nicht gewillt, sich die Früchte des gelungenen Überfalles entgehen zu lassen. Wie die Verzweifelten kämpften wir. Wir waren völlig abgeschnitten, denn jetzt fielen auch von drüben einzelne Schüsse hinein in den dichten Haufen;

ich kann sagen, zum Glück, denn nun lockerte sich der Knäuel. — Ein paar Pferde lagen schon auf der Straße. Mit wilder Wut wurde Mann gegen Mann gekämpft. Soeben hatte ich meinen Leuten zugerufen: „Einzeln durch den Wald — zurück!“ — ich wollte versuchen, wenigstens einige Meldungen zurückzuschicken, denn heftiger und heftiger wurde das Feuer, Feind und Freund niederstreckend. In diesem Augenblick bemerkte ich, wie das Pferd des immer neben mir kämpfenden Grafen Norsingen tödlich getroffen zusammenbrach und wie zu gleicher Zeit der feindliche Offizier auf ihn zujagt mit erhobener Klinge. Sofort werfe ich ihm mein Pferd entgegen, und fast Leib an Leib trafen wir aneinander, mit furchtbarem Anprall. Wir waren zu nahe, um unsere Klingen gebrauchen zu können, tönend schlugen sie zusammen. Dann aber prallten wir beide zurück. Schon hob sich meines Feindes Hand — ich sah den Säbel blitzen im ersten Morgenlichte — da traf meine Klinge seinen Kopf; wohin, ich weiß es nicht, aber der Arm sank schlaff herunter, die Waffe fiel zur Erde, und langsam nach rückwärts glitt der Körper vom Pferde.

„Ah — mon Dieu, c'était vous?“ kam es plötzlich über die Lippen der Baronin Endlaw, die in höchster Spannung der Erzählung zu folgen schien.

Ich hielt unwillkürlich inne und sah ihr in die erregten Züge. Aber „Continuez!“ rief sie schon mit den Zeichen der höchsten Ungeduld wieder.

„Ob er tot war — ich weiß es nicht,“ fuhr ich dann fort. „Ich sah, wie mit katzenartiger Gewandtheit sich Graf Norsingen — hier, mein Freund — auf des Feindes Pferd schwang und suchte dann selbst über den Graben das Dickicht zu gewinnen, denn von neuem rückten die Reiter vor, immer heftiger feuerten die Freischärler hinein, und von meinen Leuten war im Halbdunkel nichts mehr zu sehen.

„Mein Gott, wie schrecklich! Alle tot?“ flüsterte eine alte Gräfin Wengen, eine Tante des Hausherrn.

„Nicht doch!“ antwortete ich. „Als ich nach ein paar Stunden Reitens durch Feld und Wald wieder vor Andolsheim eintraf, fand ich ein gutes Teil meiner Patrouille wieder zusammen. Nur fünf Mann fehlten — unter ihnen der Graf Norsingen. Sie werden verstehen, daß ich in niedergedrückter Stimmung meinen Weg nach Horbourg fortsetzte. Eben hatte ich meinem Rittmeister gemeldet, auch auf das Fehlen des Grafen besonders hingewiesen, als dieser wohlbehalten auf einem vortrefflichen Blutpferde angesprengt kam. Ich erkannte sofort den Hengst des gefallenen Franzosen. Ja, ja, meine Damen, Sie sehen, der Norsingen war ein gewandter Kavallerist, der sich zu helfen weiß; — schade, daß er nicht dienen blieb, würde jetzt ein tüchtiger Regiments-Kommandeur sein! Wäre ich nicht fortgekommen vom Regimente, hätte ich dich auch nicht weggelassen.“

„War mir doch lieber so!“ meinte die Gräfin, und „Wissen Sie nicht, was aus Ihrem überwundenen Feinde geworden ist?“ fragte die Baronin Endlaw.

„Keine Ahnung! Schon am folgenden Tage ging's weiter, und dann kam noch mancher Kampf — erst hier in der Nähe des Ortes ist das kleine Gefecht mir wieder so recht klar geworden.“

„Und hat Ihnen der Graf nicht erzählt, was er dann erlebte nach dem escarmouche im Kastenwalde drüben?“ fragte jetzt die Baronin nachdrücklich.

„Niemals! Was gab's denn da noch?“ fragte ich den Grafen.

Norsingen sah unsicher auf die Dame, und erst als diese ihm unsicher zunickte und dann fast traurig hinzufügte: „racontez toujours, mon cher, il n'y a rien plus à cacher!“ meinte der Hausherr:

„Wie Sie wollen, Schwägerin! Bislang habe ich überhaupt noch mit niemand über die Sache gesprochen, anfangs, weil ich's nicht durfte, und später — na, ich bin überhaupt kein Erzähler!“

„Das sei Gott geklagt!“ rief die Gräfin. „Nicht einmal ich weiß, was denn nun kommen wird!“

„Um so besser!“ sagte der Graf lachend, „dann ist's um so interessanter. Also — ich schwang mich damals auf des Feindes Pferd, nicht sowohl mit katzenartiger Gewandtheit, wie mit dem Bewußtsein, daß das meine ultima ratio war. Oben saß ich und vorwärts ging's auch — immer in den Wald hinein. Bald aber hatte ich alle Orientierung verloren, wußte nicht aus, nicht ein. Vom Feinde nichts mehr zu hören. Im Osten ward's hell — da war der Feind. Ich ließ dem Pferde freien Lauf in dieser Richtung und nicht lange, so hatte es einen Weg gefunden, auf dem wir gemeinsam vorantrabten. Der Wald nahm ein Ende, und ich glaubte mich auf der richtigen Straße nach Andolsheim zu befinden ... Schon ziemlich hell war's, als ich ein Dorf vor mir erkannte ich hielt's eben für Andolsheim; ich hatte das ja auch nur bei Nacht kennen gelernt. Es fiel mir daher nicht auf, daß ich an einem mit einer niederen Mauer umgebenen Park entlang ritt, und muß hier einschalten, daß ich beim Sturze meinen Helm verloren hatte und baarhäuptig ritt. Im dunkeln Schatten der Ulmenallee folgte ich der Mauer, vorsichtig nach vorwärts spähend, als plötzlich aus der Laubfülle hervor die Stimme einer Frau an mein Ohr drang: „Alphonse! Grâce à Dieu que vous retournez — j'ai entendu les coups de fusil.“ — Mit einem Schrei unterbrach sie die Worte und klammerte sich fest an das Geländer des Altanes, der aus der Mauer hervortrat. „Es ist nicht Alphonse,“ antwortete ich, „es ist nur sein Pferd, das den Weg hierher fand.“ Ich griff dann in die Satteltasche, nahm die darin befindliche Brieftasche heraus und warf sie der Unglücklichen zu, die hier in kühler Herbstnacht auf die Schüsse jenseits des Waldes gehorcht hatte und nun — vielleicht einen Gefallenen beweinte. Aber, im Kriege dauert auch eine Mitleidsanwandlung nicht allzu

lange; ich trabte bald meines Weges weiter, nach Horbourg!"

Der Graf blickte wiederum fragend auf die Baronin, die in ernstes Nachdenken versunken schien, dann aber mit einem „Continuez!" zu weiterem Erzählen ermunterte.

„Wie du weißt," wandte sich der Graf jetzt an mich, „wurde ich bald Offizier und behielt den Hengst. Wenn ich mir schon am 27. Oktober das Eisenkreuz erwarb, so dankte ich das nicht zum mindesten der Schnelligkeit und Ausdauer des Pferdes, das in der Schwadron bald unter dem Namen „Franctireur" bekannt war.

Während des ganzen Feldzuges hatte mich der „Franctireur" treulich getragen. Als ich nach beendetem Kriege zur Reserve entlassen wurde, erstand ich das Pferd als mein Eigentum und nahm es mit nach Gottenheim. Aber jedesmal, wenn es mir morgens vorgeführt wurde, sagte mir eine innere Stimme: „Der Hengst gehört nicht dir, du hattest nur ein Recht an ihn, solange der Krieg dauerte!" Ob mein Gewissen zu streng war — na — darüber läßt sich streiten. Eines Morgens aber ließ ich das Pferd besonders sorgfältig putzen — setzte mich dann auf und ritt direkt hinab an den Rhein. Bei Alt-Breisach ließ ich mich übersetzen, erreichte über Fort Mortier den Kastenwald und hielt zwei Stunden später an derselben Stelle, wo der Altan aus der Parkmauer hervorragte. Aber keine zarte Dame war jetzt da oben, und ich mußte mich bequemen, in den Schloßhof zu reiten. Diesmal blieb mir die Schloßfrau nicht in dämmerhaftem Dunkel verborgen. Eine stattliche, schöne Frau war's, die ich in dem Schloß kennen lernte und auf meine Anmeldung hin auf die Rampe trat und beim ersten Blicke auf mein Pferd den Namen „Raspail" ausrief. Auch der Herr, eine stolze Erscheinung, der man den Edelmann im echtesten Sinne des Wortes ansah, erkannte das Pferd sofort — und um's kurz zu machen — ich stand vor dem Offizier der Freischärler

aus dem Kastenwalde, demselben, der uns bei Bliesheim zu thun gegeben hatte. Ich sagte ihm, weshalb ich gekommen sei, und unter Dankesworten nahm er sein Eigentum zurück — vielleicht nicht ohne eine innere Überwindung. Ich wurde natürlich gastlich empfangen, und schon nach kurzer Zeit wich die Zurückhaltung vor der natürlichen Umgangsform zwischen zwei Männern, die zwar politisch sich als Feinde gegenübergestanden hatten, beide aber in derselben Gesellschaftssphäre aufgewachsen waren. Die Schloßfrau erzählte mir dann, wie sie den Mann, dem sie erst vor wenigen Monaten als Gemahlin gefolgt, am Morgen des 15., noch besinnungslos, in das Schloß getragen hatten, wie der Arzt einen schweren Schädelhieb konstatiert und an der Herstellung gezweifelt hatte und wie dann doch die gute Natur den Sieg davongetragen. Die große, rote Narbe über Stirn und Auge sprach für die Schwere der Blessur. So lernte ich den Baron Endlaw und die Baronin kennen und so wurde nicht nur der Grund zu einer langjährigen nachbarlichen Freundschaft, sondern auch zu der Familienvereinigung gelegt, die wir heute feiern.

Nicht ohne eine gewisse Unsicherheit hatte ich den Blick auf die Baronin Endlaw gerichtet. War doch kein Zweifel mehr, ihr Gemahl war's, den ich niederhieb.

Und dennoch — vielleicht im Drange der Verlegenheit — fragte ich: „Sie, Baronin, waren —“

Langsam wandte sie das jetzt wahrhaft schöne Gesicht mir zu. Ein mildes Lächeln legte sich um ihren Mund.

„Ja, Alphonse war's, mein nun verstorbener Mann, den Ihre Klinge traf in der Nacht zum 15. September.“

Ich suchte nach Worten, sprach von Bedauern, aber sie schnitt meine Worte ab:

„Wie oft hat mir Alphonse erzählt von dem braven deutschen Offizier, der sich ihm mit einer Hand voll

Männern so mutig entgegenwarf, wie oft sprach er den Wunsch aus, Sie kennen zu lernen. O, wie würde er sich gefreut haben, mit seinem gewaltigen Gegner, wie er Sie nannte, sich nun friedlich aussprechen zu können. Er war gewiß ein braver Streiter; das hat er als Werber und Führer seiner Freischar bewiesen; er war aber auch ein denkender Mann, der es gewiß verstand, die politischen Fragen von den persönlichen zu trennen!"

„Das hat er uns bewiesen!" fiel der Graf Norsingen ein „und in seine Frau —"

„Die folgte nur seinem Beispiele —" sagte die Baronin, „und sie fuhr gut dabei! — Machen Sie nicht ein gar so erschrockenes Gesicht, Herr Oberst!" wandte sie sich dann an mich. „Ich weiß bestimmt, auch mit Ihnen würde Alphonse gut Freund geworden sein!"

Ich kann gar nicht sagen, welchen Eindruck mir die Frau machte an dem Abend. Mein Freund, der Graf und die Gräfin waren auch gar nicht erstaunt, als ich's ihnen sagte, nachdem die Baronin zur Ruhe gegangen war. Ich fand in der Nacht jedenfalls keine Ruhe!

Am anderen Morgen, ehe ich abreiste, lud mich die Baronin ein, doch mit meinen Freunden auch einmal gelegentlich zu ihr herüberzukommen über den Rhein, nach Longelsheim auf ihren Witwensitz und nach Appenwihr, zu dem jungen Ehepaare. — —

Seitdem sind einige Monate vergangen, und nun sollte ich auf diesen Blättern meinen Freunden erzählen von den zahlreichen Ausflügen, die ich seitdem nach dem Breisgau und dem Elsaß gemacht, sollte erzählen, wie das in Kolmar garnisonierende Regiment meiner Brigade gar nicht begriff, was die sich fast wöchentlich wiederholenden Besuche seines Brigadekommandeurs bedeuteten — da bringen die Kreuzzeitung und die Straßburger, die Karlsruher Zeitung und das Militärwochenblatt im Inseratenteil eine Anzeige, die mich aller ferneren Mitteilungen überhebt. Unter dem Kopfzeichen: Verheiratungen ist zu lesen:

„Ihre heute zu Schloß Appenwihr vollzogene eheliche Verbindung beehren sich bekannt zu geben

Hans von Waldau,
Oberst à la suite des 4. Garde-Ulanenregiments und
Kommandeur der 62. Kavallerie-Brigade

Leontine von Waldau,
verwitwete Baronin Endlaw, geb. de la Bussière.

Aus dem Leben einer Witwe

Historische Erzählung

Seit zwei Tagen war ich der Gast meiner polnischen Freundin, der alten Gräfin v. W., im Schlosse von Czenstochowo — Gouvernement Warschau — d. h. eigentlich war ich der Gast des Grafen, ihres Gemahls — aber — der war jetzt, wie allabendlich, den Anstrengungen der Jagd erlegen und schlummerte sanft in einer Sofaecke, während die Gräfin und ich, am behaglich knisternden Kaminfeuer sitzend, echt russische Cigaretten rauchten, — denn die verachtete selbst meine enragiert nationalpolnische Wirtin nicht.

Es war eben eine kurze Gesprächspause eingetreten.

„Sie beabsichtigten, mir aus Ihren Erinnerungen von Paris zu erzählen!" sagte ich, an ein Versprechen vom Vorabend erinnernd. „Ja — richtig — aus den Erlebnissen — — — Kennen Sie etwas von Balzac?" unterbrach sie sich selbst.

„Ich denke, die ‚Comédie humaine' ist keinem gebildeten Deutschen unbekannt," antwortete ich.

„Eh bien — dann werden Sie vielleicht Interesse an meinen Mitteilungen nehmen."

Einen Augenblick schien sie, dicke Dampfwolken aus der Cigarette ziehend, nachzusinnen.

„Ja ja — Paris!“ begann sie dann. „Wollen wir es doch nicht leugnen, meine Landsleute und ich, daß wir uns erst ganz glücklich fühlen, wenn wir unser ‚Mekka‘ sahen — Paris! Paris gilt uns Polen gleichsam als Vorort für den Himmel, Paris läßt uns ahnen, wie es dort sein könnte, und hoffen, daß es dort einst so sein möge. Wir malen uns eben unseren Himmel mit Pariser Farben, meinetwegen Pariser Rot, das ist unser Geschmack, und wir ziehen das dem ‚Berliner‘ Blau und dem ‚Russisch‘ Grün nun einmal vor.

„Ich für meinen Teil trug vom 12. bis zum 18. Jahre das Sehnen nach der Weltstadt in meiner Mädchenbrust mit mir umher, meistens ohne Zumischung sonstigen Sehnens, — und wie ein Wendepunkt meines Lebens erschien es mir, als im Juni 1878 eine dringende Einladung meiner Tante, der Gräfin K., eintraf, welche meinem Vater die Notwendigkeit einer Luftveränderung für mich in den Worten klar machte: „Die Lisinka muß unter allen Umständen kommen, baldigst zu mir nach Paris kommen, denn erstens bin ich allein, seit meine Tochter verheiratet, und dann — wird die Weltausstellung deiner Jüngsten Gesichtskreis erheblich erweitern.

„Das leuchtete dem Vater und vor allem mir ein. Die nötigen Reisemittel wurden natürlich aufgeliehen, die erforderlichen Besuche im seligen Vorgefühl der Himmelfahrt erledigt und hinter zwei wohl etwas bejahrten, dagegen aber ganz sicheren Rossen, den Kutscher mit einem nagelneuen Tressenrocke und zerrissenen Hosen auf dem Bocke, (doch das sah man nicht, da er das Tablier über die Knie legte), das gräfliche Wappen auf einer Wagenthür, — von der anderen war es abgefallen, — so begann ich meine Reise nach Paris. Für den Anfang ging's freilich etwas langsam, 14 Werst Landweg zweifelhafter Qualität, dann aber per Expreßzug.

Nicht ein einziges Mal habe ich mich umgesehen nach dem väterlichen Schlosse, aber das kam daher, daß mein Hals noch ganz steif war vom Rheumatismus. Und der Rheumatismus, der kam von dem Zugwinde im Schlosse und dieser wieder von den vielen zerbrochenen Fensterscheiben.

Indessen mag er auch Folge des Durchregnens in meinem Schlafzimmer gewesen sein, woran ich mich so schwer gewöhnte.

Doch das alles war mir ganz egal.

Papa brachte mich bis Warschau und dann — o es war eine himmlische Reise! Berlin, Köln, — wie mir das alles winzig vorkam, obgleich ich außer Warschau noch niemals eine Stadt gesehen. Fuhr ich doch nach Paris!

Auf Anordnung meiner Tante telegraphierte ich von Lüttich aus, und dann empfing mich diese in eigener Person auf dem Nordbahnhofe.

Der erste Eindruck erinnerte mich an den Ausspruch eines Binnenländers, der zum erstenmale den Ocean — das Meer! — erblickte: ‚Ich hatte es mir größer gedacht!‘ Man sieht doch immer nur so weit, wie das Auge reicht und muß sich dann das gesehene Partielle zusammenreihen zum Ganzen.

Immerhin machten mir die Boulevards mit ihrer ungeheuren Breite, ihren Baumreihen und ihren Palästen einen überwältigenden Eindruck, der dann, — es war schon am ersten Nachmittage — seinen Höhepunkt erreichte in der Weltausstellung am Trocadero. Und doch war's auch dort wieder wie ‚am Ocean‘.

Meine Tante, eine Polin vom reinsten Wasser, — bis vor wenigen Jahren mit dem russischen Grafen K. verheiratet, jetzt geschieden, war immer noch eine sehr schöne, geistvolle Frau. Ich begriff den verflossenen Onkel nicht, der ihr irgend eine junge Germanin, da um Dresden herum, vorgezogen hatte.

Wo wir auch erschienen, wir bildeten den Mittelpunkt eines Kreises der vornehmsten und anregendsten Menschen, und da ich weder schön bin noch geistreich, so mußte ich das meiner Tante zuschreiben.

Selbstverständlich bestand der Zirkel, dessen Stern die Tante K. war, zum großen Teile aus unseren Landsleuten, meist solchen, welchen die Rückkehr in die Heimat aus politischen Gründen versagt blieb. Wohl 14 Tage mochte ich die Seligkeit, in Paris zu leben, gekostet haben. Schon begann ich, von der Seineluft angesteckt, etwas blasiert zu werden, als wir eines Tages — wie täglich — durch den Ausstellungspark schlenderten.

In der Nähe des japanischen Pavillons machte mich meine Tante auf zwei Damen aufmerksam, die unter den ausgestellten Produkten des ostasiatischen Kulturstaates eine wahrhaft fürstlich reiche Auswahl trafen und selbst in Paris die Aufmerksamkeit der zufällig Näherkommenden erregten.

Zwei, mit Eleganz und doch in größter Unscheinbarkeit gekleidete Diener waren bemüht, sich mit den erstandenen Schätzen zu beladen.

„Sieh dir die Damen genau an,“ flüsterte meine Tante, und ging dann auf die ältere zu, sie mit ganz besonderer Herzlichkeit begrüßend, während die jüngere ihrerseits der Gräfin respektvoll entgegenkam. Dann rief mich ein Wink heran und ‚Lisinka Madolska‘ wurde ich kurz vorgestellt.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den ich empfand, während mich die alte Dame mit ihren großen klugen Augen förmlich umfaßte und dann fragte:

„Sind Sie die Tochter des Grafen Madolski auf Wyszkowo?“ Als ich bejahend antwortete, richtete sie sich an ihre Begleiterin und sagte mit offenbarem Interesse:

„Du mußt dich des Grafen erinnern, er kam so oft nach Wierzchowina, und dein Vater verehrte in ihm einen Freund. Und Sie, liebe Gräfin,“ wandte sie sich

dann an meine Tante, „werden hoffentlich Ihre Nichte bei mir einführen und mir die Gelegenheit geben, meine junge Landsmännin näher kennen zu lernen."

Sie verabschiedete sich, reichte mir die Hand, die ich ehrerbietig küßte.

„Wer ist die Greisin mit den wunderbar schönen Augen?" fragte ich dann.

„Es ist Madame de Balzac, die Witwe des berühmten Schriftstellers. Sie bewohnt mit ihrer Tochter, der Gräfin Mniszeck, das geheimnisumwobene, vielbeschriebene Dichterhaus in der Rue Fortunée, jetzt Rue Balzac.

Meine Tante schien eine gewisse Vorkenntnis über die Verhältnisse des Dichters als so selbstverständlich vorauszusetzen, daß ich kaum wagte, nachzufragen. Das Bild der alten Dame hatte sich meiner aber so bemächtigt, und die Andeutungen meiner Tante über ihr vielbewegtes Leben beschäftigten meine Phantasie derartig, daß ich Paris und die Ausstellung vergaß und die halben Nächte bei Balzacschen Romanen verbrachte.

Fünf oder sechs Tage später fuhren wir in der Rue Balzac vor.

Mit kaum zu unterdrückender Erregung begrüßte ich die Aussicht, eine Frau kennen zu lernen, um die sich der Schleier des Mysteriums in immer dichteren Falten zusammenzog, je mehr ich durch Äußerungen der Gräfin über sie und ihre Vergangenheit hörte.

Der Wagen hielt. Während wir angemeldet wurden, hatte ich Zeit, mir das Dichterheim von außen zu betrachten. Der Eindruck war nun freilich ein zweifelhafter, denn zu einem großen Bauplatze hatte sich die Umgebung gestaltet, bis hinan an die Ecke der Straße St. Honoré. Das einst als Musterbild eines aristokratischen Dichtertuskulums geschilderte Haus sollte demnächst einem gigantischen modernen Baue weichen, von welchem allerdings bislang noch nichts zu sehen, wie ein Teil der Grundmauern und ungeheure Steinmassen.

Doch nicht lange durften wir warten. Es würde mir schwer werden, den ersten Eindruck wiederzugeben, der mich beim Betreten der Räume überfiel, von denen ich nun wußte, daß sie der Dichter durch Jahre auf den Empfang einer Frau vorbereitete, die noch die Frau eines anderen war und von der er einst sagte:

„Mein ganzes Sein dem Glücke dieses Weibes zu ergeben, ist der Traum meines Lebens.“

Nun stand ich dieser Frau gegenüber, diesmal mit Bewußtsein.

In einem Salon, ganz in orientalischem Stile eingerichtet, empfing uns Frau von Balzac. Ich bemerke, daß, wenigstens im intimen Verkehre, fast ausschließlich polnisch gesprochen wurde.

Nach der ersten Begrüßung mit meiner Tante küßte sie mich auf die Stirn und machte mich mit einem Herrn bekannt, welcher seine Lage auf einem bequemen Divan kaum veränderte. Graf Mniszeck, ihr Schwiegersohn, litt bereits damals unter den Erscheinungen einer Lähmung, die drei Jahre später seinen Tod zur Folge haben sollte.

Während meine Tante in eine Konversation mit dem geistig regen und lebhaften Grafen vertieft war, ließ die Greisin mich neben sich niedersetzen und nahm meine Rechte zwischen ihre schmalen kleinen Hände.

„Wie ich mich freue,“ begann sie, „in Ihnen gleichsam einen Gruß aus der Heimat zu erhalten, eine Erinnerung aufzufrischen an längst vergangene Tage, längst vor Ihrer Geburt durchlebt.

Nun sprechen Sie mir zuerst von Ihrem Vater, von Wyszkowo, von Ihrer verstorbenen Mutter — o, wie Sie dieser lieben Gräfin Kel . . . ähnlich sehen!“

Ich teilte alle kleinen Erlebnisse aus der Heimat mit, und sie folgte mit offenbarem Interesse. Als ich eine Pause machte, fiel sie ein:

„Wie rein und weich Sie unsere Sprache reden,

wie wohl das thut! Wie schade, daß meine Tochter und mein Neffe nicht zu Hause sind!"

Sie hatte den Satz kaum beendet, als die Portièren von schwerem, persischem Seidenstoffe sich teilten und die Gräfin Mniszeck eintrat, begleitet von einem Herrn, dessen jugendliche Schönheit — ich leugne es nicht — mich für einen Augenblick förmlich blendete.

Ein feines Lächeln lief über die regelmäßigen, fast faltenlosen Züge der alten Dame, als ich mich fragend nach ihr umsah. Sie mochte den Eindruck empfunden haben, den ihr Großneffe auf die junge, unerfahrene Landsmännin machte, zu unerfahren, um das Rot aus den Wangen zurückhalten zu können, wenn's nun einmal dahin drängte.

„Mein Neffe, Herr von Wehowski," stellte jetzt die Gräfin diesen vor, und während sie sich dann neben meiner Tante an des Kranken Lagerstatt niederließ, nahm der junge Baron, von seiner Großtante aufgefordert, den Platz uns gegenüber ein. Was ich dann gesagt habe, ich weiß es nicht, wußte es wohl schon damals kaum. Erinnerlich blieb und bleibt mir nur die gütige Aufforderung der Frau von Balzac, ihr Haus öfter zu besuchen. Erinnerlich blieb mir aber auch, daß Herr von Wehowski sehr dunkle Augen, dunkles, dichtes Haar und eine edle, gerade Nase hatte und das schöne Haupt über hoher Gestalt mit tadellosem Selbstgefühle zu tragen verstand.

„Weißt du, Tantchen," kam es unwillkürlich während der Rückfahrt von meinen Lippen, „das war doch der interessanteste Tag, den ich in Paris verlebte." Weshalb er so interessant war, darüber mochte die Tante klareres Urteil haben, als ich selbst. Auf dem Lande, in der Einsamkeit, bleibt man über so manches unklar.

Für die nächsten Tage wurden die Besuche zwischen beiden Häusern wiederholt.

Eines Abends lauschte ich wiederum den Erzählungen der Greisin. Auch der Baron war zurückgeblieben,

während die Gräfin mit dem kranken Gemahl in irgend ein Theater gefahren war.

Da kam es über mich, — ich weiß selbst nicht recht, woher ich den Mut nahm —, die alte Dame zu fragen, ob sie mich gern habe und mir eine große Freude machen wolle? Sie sah mich doch etwas befremdet an und sagte:

„Welche wäre das?"

Ich kniete vor ihr nieder und fühlte die Glut in meinen Wangen, als ich vorbrachte:

„Würden Sie mir Ihre Lebens- — Ihre Liebesgeschichte erzählen?"

Lächelnd legte sie mir die Hand auf den Kopf.

„Kind," sprach sie, „über meine Lebensgeschichte hat man Bände geschrieben, Wahres und Unwahres gemischt. Man hat mich zu einem Engel erhoben, der ich nicht war, und man hat mich zur Sünderin gestempelt, wo mein Herz mich freisprach von Schuld. Mein Leben gehörte der Pflicht und der Liebe. Auf dem guten Boden der Pflicht habe ich Jahrzehnte geackert und dann wenige Wochen des Glückes — des höchsten Glückes — in einer erhabenen Liebe geerntet!"

Ihr Blick verklärte sich und ihr Schweigen war — wie soll ich sagen — wie ein Gebet.

Dann wandte sie sich mir freundlich zu und sagte:

„Niemals habe ich bisher erzählt, welche Gefühle vor nun 45 Jahren dieses alte Herz durchzitterten. Niemals aber hat man mich auch so kindlich schmeichelnd und mit solchem Vertrauen gebeten, aus meiner Erinnerung mitzuteilen. Freilich, in einem Abend geht's nicht, da müssen Sie schon mit hinauskommen auf mein Schloß Beauregard in Villeneuve St. Georges, wohin ich in den nächsten Tagen mit meiner Tochter und meinem Schwiegersohne umziehen werde für den Rest des Sommers.

Der Tante Erlaubnis hatte ich mir bald erschmeichelt, und wenige Tage später wandte ich „Mekka" den

Rücken. Auf der Bahn nach Lyon erreicht man Villeneuve St. Georges, zwei Meilen aufwärts an der Seine gelegen, in kaum $^3/_4$ Stunden.

Die Equipage der Frau von Balzac erwartete mich am Bahnhofe — und auf dem Bocke der offenen Viktoria, die Zügel in der Hand, erblickte ich Herrn von Wehowski.

„Erschrecken Sie nicht," rief er mir lachend und mit der Peitsche salutierend entgegen, „auch ich habe mich in aller Eile ‚kindlich schmeichelnd' in das Vertrauen der Großtante hineinlanciert, und ernstlich, mir ist die Großtante lieber wie ganz Paris."

Ob nun Wehowski da unbewußt oder bewußt log, das will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls lenkte er die Rappen mit vielem Geschick — darin kommt niemand uns Polen gleich — und in wenigen Minuten schon hielt der Wagen vor der Rampe des Schlosses. Ich habe mir später sagen lassen, daß der Stil, in dem es erbaut, Spätrenaissance ist, und Wehowski, der das alles kannte, erzählte mir schon unterwegs, es sei künstlerisch durchgeführt, habe an allen vier Ecken Pavillons und eine vortrefflich gearbeitete Fassade mit Säulen der drei Ordnungen in den drei Stockwerken. Ich selbst sah nur, daß es reizend war, das rote Schlößchen, wie es aus seinem schönen Park hinabsah auf das Seinethal — so nahe, als ob man hineinwerfen könne in den Strom. —

Schon im Vestibül — der Baron hatte mich die Freitreppe hinaufgeführt — empfing mich die Schloßfrau mit fast inniger Herzlichkeit. Sie selbst geleitete mich in ein Erkerzimmer mit entzückender Aussicht.

Es war ein herrlicher Sommertag, und Wehowski führte mich nach dem Dejeneur durch den Park. Doch fanden wir beide nicht den rechten Stoff zur Unterhaltung, denn — ich für meinen Teil wenigstens, sehnte mich nach dem Abend, der uns die Geschichte der Schloßfrau bringen sollte.

Während des ganzen Nachmittags stand ihr Bild mir vor Augen.

Wie imponierend sie aussah, viel schöner noch, als in der Rue Fortunée!

Trotz der 74 Jahre trug sie einen Charm in den edlen Zügen, in denen kaum ein Fältchen zu erkennen war, zeigte eine Grazie in der etwas starken Erscheinung, ebenso selten in solch' hohem Alter, wie der Klang der weichen und wohlthuenden Stimme, welcher ihre Zuhörer bezauberte.

Endlich kam auch der Abend heran. Nach dem Diner erinnerte sich die alte Dame ihres Versprechens und lud ihren Großneffen und mich ein, in ihr Boudoir zu treten.

„Setzt euch, Kinder," begann sie, eine Cigarette entzündend. Es war das erste Mal, daß sie zu mir französisch sprach.

Den Blick fast immer nach einem lebensgroßen Ölgemälde gerichtet, welches die Wand zwischen den Kuppelfenstern, ihr gegenüber, einnahm, fuhr sie dann — das Französische beibehaltend — fort:

„Wenn ihr auch um zwei Generationen jünger seid als ich, so wird eure Kenntnis in der Geschichte unseres Vaterlandes doch zurückreichen in die Zeit, als Wenzeslaus Rzewuski des Königs Stanislaus August Berater und Obergeneral war. Wäre der König seinem Rate gefolgt, er würde vielleicht nicht in gleiche Abhängigkeit von Katharina der Zweiten gekommen sein.

Wenzeslaus war mein Großvater.

Seine geistigen Fähigkeiten, sein dichterisches Talent waren nicht auf meinen Vater übergegangen, welcher in bescheidenen Verhältnissen auf seiner Besitzung Baczkowo lebte. Dagegen sind euch beiden gewiß die Dichtungen meines Bruders Henry nicht unbekannt.

Von drei Geschwistern war ich allein daheim geblieben und fristete im Vaterhause, in öder unwirtlicher Gegend gelegen, ein trübes Jugendleben.

Fast wie eine Erlösung mußte ich es ansehen, als ein reich begüterter Nachbar um meine Hand anhielt, und freudig folgte ich dem um 30 Jahre älteren Manne auf sein Schloß Wierzcownica. Ich war damals, im Jahre 1818, kaum über 14 Jahre alt, und wenn auch äußerlich entwickelt und älter erscheinend, war ich doch geistig, trotz aller Lebhaftigkeit, noch ganz unreif.

Graf Rzewuski, mein Gemahl, unterließ nun nichts, um seiner jungen Frau das Leben bequem und angenehm zu gestalten. Er war von ausgesuchter Artigkeit und von liebenswürdigen Formen, die er niemals außer Acht ließ. Er pflegte mir keinen meiner Wünsche zu versagen — nur eine Bedingung hatte ich bei meiner Verheiratung eingehen müssen, — den Verzicht auf die Teilnahme an der Geselligkeit in einer Stadt, sei es, welche es sei. Der Graf, welcher lange in Petersburger Hofkreisen gelebt hatte, mochte seine Gründe haben, diese Klausel in den Ehekontrakt zu bringen. Übrigens war die Entbehrung für mich kaum fühlbar — ich kannte ja die Welt nicht.

Selbst hochbegabt und sehr belesen, versorgte mich mein Gemahl stets mit den neuesten Werken des Büchermarktes, und immer mehr gewöhnte ich mich daran, meine langen Winterabende der Lektüre zu widmen, während wir den Sommer fast ausschließlich auf Reisen zubrachten. Ich muß gestehen, ich fühlte mich in dem gewohnten Leben glücklich und glaubte kaum anderen Wünschen Raum geben zu können, als denen, welche mir mein Gemahl so freudig erfüllte. Als im Jahre 1830 unsere Ehe mit einer Tochter gesegnet wurde, da meinte ich vollends, das Schicksal habe mich mit seinen besten Gaben überschüttet.

Meine Seele ahnte nicht, daß mir Eins vorenthalten war, und daß dieses Eine das Höchste, das Erhabenste — das Allermenschlichste war. Wohl hatte ich gelesen, in Romanen und Gedichten, von alles bewältigender Liebe, — aber was können Worte beschreiben, wenn es

sich um das höchste Gefühl handelt, das Gott in unsere Brust gepflanzt.

Meine Seele führte eine Art von Traumleben, lag in einer Erstarrung, die bislang noch kein Bann gebrochen hatte. Und doch war ich damals 28 Jahre alt, war seit 14 Jahren verheiratet und seit einem Jahre Mutter.

Da kam ein leiser Windhauch daher und blies an der Asche, und der Funken unter der Asche begann zu glühen in dem belebenden Odem, den ich bislang nicht gefühlt.

Unter den französischen Werken, die mir mein Gemahl zur Verfügung stellte, befanden sich seit einiger Zeit die Dichtungen Balzacs, eines bis dahin unbekannten Autors.

Der Genius, der aus seinen Worten sprach, berührte mich mächtig, fast überwältigend. Da war eine Tiefe, ein Seelenverständnis, wie sie nur in so wunderbarer Sprache wiedergegeben werden konnten.

Was ich von ihm las, das las ich mit der Seele.

Ja, ich habe ganze Erzählungen wörtlich abgeschrieben, um im Geiste länger mit dem Inhalte beschäftigt zu sein.

Den Sommer 1833 lebten wir, d. i. mein Gemahl und ich, — unser Kind war in Polen mit seiner Bonne zurückgeblieben, — in einer Villa bei Neuchatel. Mein Gemahl hatte den Ort gewählt, um seinen ornithologischen Studien nachgehen zu können, und ich war fast immer mir selbst überlassen. Eben war wiederum ein neues Werk Balzacs erschienen, welches mich in hohem Grade ergriffen hatte, „le Médecin de Campagne“ hieß der Titel, und meine Gedanken waren lebhaft mit der Erwägung beschäftigt, wie der persönliche Verkehr mit einem Manne beglücken müsse, der so in die Tiefen des Menschenherzens hineinzusehen vermöge, dessen Geist sich so über das Niedere des Erdenlebens hinauszuheben verstehe und dessen

Blicke nichts entgeht, gleich dem Adler, der aus der Höhe des Firmamentes auf die Erde niedersieht!

Während ein magnetisches Sehnen mich unwillkürlich hinüberzog nach jenem mir wunderbar sympathischen Geiste, hatten auch schon meine Hände einen Weg gefunden, dem elektrischen Funken ein leitendes Medium zu schaffen — zu ihm hinüber.

Mit einer Beredsamkeit und Wärme, wie ich sie nie zuvor zum Ausdruck gebracht, schilderte ich in einem Briefe die unvergeßlichen Eindrücke, welche mir durch des Dichters Werke entstanden, und legte als Zeichen meines Interesses eine Abschrift des „Louis Lambert“ bei.

Ohne Besinnen übergab ich die Sendung der Post, und als ich abends meinen Gemahl von diesem Schritte Mitteilung machte, strich er freundlich mit der Hand über mein damals schwarzes Haar und sagte lächelnd: „Er wird dich für eine Überspannte halten, mein Kind!“

Tage vergingen. — Während der Graf nach seltenen Steinen suchte, verbrachte ich die Morgenstunden in den herrlichen Anlagen am Ufer des Sees.

Die schattenreichen Gänge und Alleen waren um diese Tageszeit nur selten besucht, und die stille Ruhe unter dem grünen Laubdache der Bäume wirkte wohlthuend auf mein krankes Gemüt. Ja, ich war krank, das fühlte ich, und wußte doch nicht, wo es in mir krankte.

Wie aus tiefem langem Traume erwachend, suchte ich nach dem, was mir der Traum gezeigt. Ich suchte und wußte doch nicht, was das war, dessen Fehlen mir plötzlich die schöne, reiche, prächtige Welt öde und leer erscheinen ließ — mir, der fast 30jährigen Frau.

Auf meinen Spaziergängen hatte ich einen Ruheplatz gefunden, der mir für meine Stimmung besonders zusagte. An einem wenig besuchten Seitenwege, auf einem Vorsprunge des Ufers gelegen, bot sich die wunderbare Aussicht über den See und auf das jenseitige Ufer, im Hintergrunde von den fernen Alpen

überragt. Das dichte Laub der Buchen, den Abhang bis zum See hinab anfüllend, all das Geäst der mächtigen Baumgruppen, begrenzte den Durchblick und teilte das Landschaftsbild in einzelne Veduten, von grünen Rahmen umschlossen.

Hier weilte ich stundenlang, selten durch Vorübergehende gestört, hier im Anblicke der zaubervollen Natur, vertiefte ich mich in die Charaktere, deren Schilderung meine Seele mit einem glühenden Interesse für den Dichter, für — Balzac — erfüllte."

Die Greisin schwieg für einige Augenblicke und legte die Hand vor die Augen, als wolle sie ihre Gedanken sammeln.

„Kinder," wandte sie sich dann zu uns, „man hat den Dichter der „Comédie humaine" einen ‚Seher' — einen ‚Hellseher' genannt. Ich möchte ihn bescheidener einen ‚Beobachter' nennen, aber den größesten der Nation, des Jahrhunderts! Unter den zweitausend Charakteren, die er ergründet, durchdacht und durchforscht, ist keiner, der dem anderen gliche, und doch sind alle wahr, lebenswahr — aus allen Phasen des Lebens — aus allen Schichten des Volkes entnommen — die ganze „Comédie humaine" umfassend."

„Ich schweife ab, Kinder," unterbrach sie sich, „ich wollte euch von mir erzählen, und doch bin ich nur durch ihn geworden, was ich bin; er nahm meine Seele in sich auf, er lebt mit mir fort in jedem Gedanken. Wo ich auch bin, ich fühle die Nähe seines Geistes überall, fühle, wie er aus seligen Höhen auf mich niederblickt."

Sie faltete die Hände, und durch das Halbdunkel sah man sie den Blick hinaufrichten zu dem Porträt ihr gegenüber.

Gerade in diesem Augenblicke entzündete ein Diener — wie jeden Abend — geräuschlos die Reflexlampe, die ihren Schein über das Bild warf. Es war das bekannte und berühmte Porträt Balzacs von Louis

Boulanger, den Dichter im weißen weiten Gewande, von einem Gürtel zusammengehalten, darstellend, wie er es durch lange Jahre getragen.

Das „Benediktinerkleid“ sollte ihn an die Zeit seiner klösterlichen Abgeschiedenheit (1829 bis 1836) erinnern. Über dem Mönchsgewande aber zeigte sich ein Kopf von eminentem Geistesausdrucke. Die dunklen Augen unter starken Brauen trugen den Ausdruck hohen Strebens und energischen Wollens, und die hohe Stirn, die gerade Nase, der kleine festgeschlossene Mund, das alles würde sich zu einer Wiedergabe vollkommener männlicher Schönheit vereint haben, wenn nicht die dunklen Schatten unter den Augen, die Falte auf der Stirn dem Ganzen einen düsteren Ton beigemischt hätten.

Das zu beobachten fanden wir Zeit, bis Frau von Balzac — jetzt in auffallend ruhigem Tone — ihre Erzählung wieder aufnahm.

„Auch der 18. August fand mich schon seit früher Morgenstunde auf meinem Lieblingsplatz über dem See.

Meine Gedanken waren vertieft in die Lektüre des „Médecin de Campagne“ und ich achtete nicht eines mehrfach Vorübergehenden, kaum dann, als er in meiner Nähe stehen blieb.

Erst als mit harmonisch wohlklingender Stimme die Frage an mich gerichtet wurde: „Ist es unbescheiden, zu fragen, welches Werk die Aufmerksamkeit von Madame so sehr in Anspruch nimmt?“ erhob ich den Blick und — sah in ein Paar dunkle Augen, deren Gewalt ich sofort empfand, — ernst und mild zugleich, fast erschreckend in ihrer Tiefe und doch unwiderstehlich anziehend, fascinierend.

Als er dann von mir ab und auf das Buch sah, das mir im Schoße ruhte, fand ich die Antwort auf seine Frage.

„Es ist ein Werk meines Lieblingsdichters. — Balzac, der Durchforscher der Menschenseelen, der Genius, dessen Name einst eingezeichnet sein wird im Pantheon

unter den Namen der Größesten — er schrieb diese Blätter.“

Wieder traf mich sein Blick, und diesmal war's, als wenn auch Glück aus seinen Augen leuchtete. Fast unhörbar sprach er: „Balzac, c'est moi.“

Worte können den überwältigenden Eindruck nicht schildern, den ich empfand, als ich so unerwartet den Mann mir gegenüber sah, der als Prototyp geistigen Aufschwunges meine Träume belebt und mich Tags hatte von sich träumen lassen. Ich sah ihn vor mir in edler Verkörperung seines Geistes. Und doch hatte ich mir niemals zuvor ein Bild von ihm gemacht — ein körperliches Bild.

„Sie haben in Ihrem Schreiben bedauert, Madame, daß räumliche Entfernung und andere Verhältnisse ein Begegnen unmöglich machten. Gräfin, ich habe Ihre Zeilen nicht so gelesen, wie ich die Mehrzahl der Briefe lese, die mir zugehen aus allen Departements von sich und mich mißverstehenden weiblichen Seelen. Ich fühlte, daß die Schreiberin keine gewöhnliche Frau sei; ich folgte einer Vorahnung, welche mir sagte, der Einfluß eines Engels werde erleuchtend wirken auf mein großes Vorhaben.“ Seine Sprache war so frei von jedem Mißtone der Schmeichelei, daß ich ihn anhörte, ich glaube, ohne rot zu werden. Das kam aus dem Herzen und drang zum Herzen.

Natürlich wandte sich die Konversation zuvörderst den Geistesprodukten des Dichters zu, der mir volle Offenheit über seine Ziele entgegenbrachte.

Seine Werke sollten, — gesammelt, — einen Einblick gestatten in das Leben aller Klassen und Stände, sollten ein Gesamtbild der menschlichen Gesellschaft bieten.

„Diesen Vorsatz hat mir mein Genius eingegeben! Die Ausführung soll der Welt nützen und mich berühmt machen. Denn ich kenne nur zwei Wünsche, — große Wünsche, — in meiner Seele, für deren Erfüllung ich meine Lebens- und Geisteskraft voll einsetze: Ruhm, un-

sterblicher Ruhm und — Liebe, eine große verstandene Liebe! Beides blieb mir bislang versagt — beides wird mir nun auch mein Genius erringen helfen.“ —

Die Stunden waren traumhaft dahingegangen, dort oben auf meinem stillen Belvedere, und als der Dichter, meiner Einladung folgend, mit mir im Hotel eintraf, da hatte mein Gemahl längst meine Rückkehr erwartet und empfing die Nachricht, daß seine Frau nun doch nicht für eine Überspannte gehalten, nicht nur mit Erstaunen, sondern auch mit offenbarer Freude.

Er fand mehr und mehr Gefallen an dem Verkehr mit dem Manne, der in allen Sätteln gerecht war, für alles Interesse zeigte und dem Interesse Verständnis und Studium zugesellte. Er nahm jetzt häufig an unseren Ausflügen in die Umgegend teil, und als die Zeit herankam, welche unserem Aufenthalt in Neuchatel ein Ziel setzte, bat er selbst den Dichter, uns in die Heimat, nach Polen zu begleiten. —

Tage, — Wochen, voll reinen Glückes, verlebten wir in Wierzcownica.

Immer freier machte sich meine Seele von den Fesseln, die sie so lange umspannt gehalten, und auch mein Gemahl war beglückt über die Entwicklung des Geistes in mir, dessen Existenz ihm durch 13 Jahre entgangen war.

Aus des Dichters Vergangenheit blieb mir ebenso wenig ein Schritt verborgen, wie er mir seine Zukunftspläne vorenthalten hatte.

Eine ganze Reihe von Biographieen beleuchten seine Jugend. Was aber die Biographen niemals in vollem Umfange beleuchtet haben, das ist die wahrhaft und tief fühlende Menschenseele, das herrliche Gemüt, welches in seinem großen Herzen verborgen lag hinter all dem Ehrgeiz, dem rastlosen Geistesschaffen und der oft übertriebenen Einbildungskraft.

Wie selten unverdorben sein Herz sprach, das sollte ich in jener Zeit erfahren.

Es war genau drei Wochen nach unserem Eintreffen im Schlosse. Wir hatten gemeinsam den Stoff zu einigen Novellen durchsprochen, die sich in nächster Zeit an die so lange Reihe seiner Arbeiten anschließen sollten.

Ohne einen weiteren Übergang zu suchen, aber tief traurigen Ausdruckes sagte er plötzlich:

„Madame, ich werde morgen das Schloß verlassen, ich bin nicht stark genug, um einem Gefühle länger sein Recht versagen zu können, das mein Herz mit unendlicher Gewalt bestürmt.

Jetzt, vor dem Scheiden sollen es Ihnen diese Lippen sagen, was zu verschweigen ein Frevel an der Natur wäre, an der heiligsten aller menschlichen Empfindungen! — Evelina, ich kann nicht länger als Freund neben dir leben, wo mein ganzes Sein mit ewigen Banden, ewiger Liebe, an dich gefesselt ist. Ich schwieg, so lange ich konnte, nun ich gesprochen, kann ich nicht mehr Gast dieses Hauses sein.“ — — —

Wie es kam, ich weiß es nicht — aber ich lag an seinem edlen Herzen, und in langem Schluchzen überwand ich die Umwälzung, die ich in meiner Seele erfuhr. Der Funke unter der Asche war eben zur hellen lodernden Flamme angewachsen, ehe ich seine Glut empfunden.

Ein kurzes seliges Glück durchlebte ich in den wenigen Stunden bis zum Scheiden — ein wonnevolles, wehmutsreiches unbegrenztes Glück! — Dann folgten viele Jahre der Erinnerung, des gemeinsamen Weiterlebens in Schrift und Gedanken. Blieb mir doch das sichere Bewußtsein, — o, es war so unumstößlich sicher, — seiner Treue, seiner Liebe.

Ich aber lebte von dem Tage an nur der Pflicht für meinen Gemahl, meine Tochter, — und der Erinnerung an den Mann, der auch meine Seele erkannt und seiner Liebe, vor allen, würdig gefunden. In fast täglichem Briefwechsel blieben wir vereint. Durch vierzehn lange Jahre ist keines seiner Werke erschienen, das

nicht vorher die Reise zu mir gemacht, zu welchem er nicht meine Beurteilung erbeten hätte.

Schon wenige Wochen nach seinem Scheiden übersandte er mir das Manuskript der „femme de trente ans“, in welchem er mich in idealer Auffassung dargestellt hat.

Mit Stolz blickte ich auf die Dedikation zur Novelle „Modeste Mignon“, in welcher er mich ‚ein Kind im Glauben, einen Engel in der Liebe, einen alten Mann in Erfahrung, einen Mann an Einsicht, eine Frau im Herzen, einen Giganten im Hoffen, eine Mutter im Kummer und das Gedicht seiner Träume‘ nennt.“ — —

Die alte Dame versank für einen Augenblick in Nachdenken und schien über eine Frage zweifelhaft zu sein. Dann erhob sie stolz das Haupt und sagte:

„Meine Kinder, ich will euch nichts vorenthalten. Durch das Verschweigen würde ich mich selbst zu einer Unnatur umgestalten. — Es haben allerhand Biographen ein Gefallen daran gefunden, mich zu einer Heiligen zu stempeln, indem sie sagen, in den 16 Jahren bis zur Vermählung im Jahre 1850 wären wir, Balzac und ich, uns niemals begegnet. — Kinder, ich möchte die Tage, die Wochen nicht aus meiner Erinnerung streichen, in denen wir das Glück der Gemeinsamkeit mit vollem Verständnis in uns aufnahmen, in welchen wir unser Denken und Fühlen im lebendigen Worte austauschten und dann wieder in angestrengter Arbeit zum Dichterruhme des zu früh Heimgegangenen beitrugen. Es erfüllt mich mit Stolz, daß der Mann mich zu gemeinsamem Geistesschaffen würdig erachtete.

Mit Stolz aber erfüllte es mich auch, dort dem rechten Verständnisse zu begegnen, wo ich durch lange Jahre eine treue sichere Stütze gefunden hatte, — bei meinem Gemahl.

Ihm habe ich mit offenem Freimute aufgedeckt, welche wunderbare Veränderung mit mir vorgegangen sei, sein edles Herz fand ein tiefes Verständnis für meine

Gefühle. Mit wahrer Bewunderung sah ich hinauf zu dem klugen alten Manne, als er mir damals die Rechte auf den Scheitel legte und in seiner milden Art sagte: „Mein Herzenskind, ich wußte, wie es steht um dich, ehe du es aussprachest. Ich wußte, daß du Balzac liebst, und weiß, daß deine Liebe wahr und tief ist. Ich bin aber zu alt, um mich für den Rest meines Lebens noch von dir trennen zu können, und so wie ich dich kenne, ist es gerade das Ideale deiner Liebe, was dich glücklich macht. Dieses ideale Glück würdest du verlieren, wenn ich dich frei gäbe. Du würdest dich niemals losmachen können von dem Bewußtsein, die Pflicht verletzt zu haben, indem du den alten Gatten verließest und deiner Tochter die Heimat zerstörtest.

Der Mann aber, den du verehrst, dessen edler Geist auch auf mich seine magische Kraft ausübt, er wird uns ein treuer Freund bleiben, bis — ich einst nicht mehr bin."

Niemals habe ich den Grafen so lieb gehabt, wie in der Stunde, wo er in meinem Herzen las, als ob es ein offenes Buch wäre, und niemals habe ich aufgehört, ihm dankbar zu sein für solches Verständnis — solches Vertrauen. — — —

Der Graf selbst war es, der Balzac aufforderte, zurückzukehren nach Wierzcownica. Er war es, der mich nach Paris führte in die Rue des Batailles, wo jener, von der Welt abgeschieden, sich in einen mystischen Schleier hüllte und durch Jahre unter dem Namen einer Veuve Durand lebte.

Man hat geglaubt, er habe sich dem Dienste in der Nationalgarde entziehen wollen. Ich aber weiß, wie er in angestrengter Arbeit unverdrossen nach seinen Zielen rang, ich durfte ihm helfen.

Dann kamen die Jahre seiner Erhöhung. Die Kritik, die ihn so lange verfolgte, sie mußte endlich den erhabenen Genius anerkennen. Aus dem von Gläubigern verfolgten Litteraten wurde der Besitzer von Häusern

und Villen in und um Paris. Das Volk begann seinen größten Dichter zu würdigen, und der Senat ehrte seinen Bürger durch Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion.

Mit ungeheurer Schnelligkeit erstieg er die Stufen zum ersten Ziele seiner Wünsche. Mit ungebeugter Willenskraft, mit niemals unterbrochenem, rastlosem Fleiße hatte er seinen Geist zur Geltung gebracht und unbegrenzten Ruhm errungen.

Und der andere Teil seines Lebenszieles? Ja, Kinder — es war eine große Liebe, die er treu bewahrte, die in einer Gegenliebe Erwiderung fand, wie sie nur ein Menschenherz empfinden kann, das ganz, ganz verstanden wird, keinen — keinen Raum mehr hat, außer für dieses eine mächtige Empfinden. —

Und diese Liebe — war hoffnungslos!"

Die Greisin fuhr sich mit dem Tuche über die feuchtglänzenden Augen und sagte dann mit freundlich wehmütigem Lächeln:

„Ich werde morgen meine Geschichte vollenden; es ist zu traurig, was nun kommt, und ich möchte eure jungen Herzen nicht heute, am Tage des Kommens schon, trübe stimmen."

Da sprangen wir beide auf, und während ich zu der alten Frau Füßen kniete und bescheiden mein ‚bitte, bitte!' sprach, küßte Wehowsky der Großtante Stirn und versprach, ganz gewiß morgen heiter sein zu wollen. „Nur weiter erzählen, liebe, liebe Großtante!"

Und sie erzählte weiter.

„Niemals haben Balzac und ich über eine künftige Verbindung für das Leben gesprochen, und doch hoffte er, daß ich meine Hand in die seine legen würde, sobald ich frei wäre.

Es mag das wie ein Widerspruch klingen — aber gerade das Bewußtsein, daß auf die Stunde meiner Freiheit der Mann warte, zu dem ich mich mit jeder Faser meines Herzens hingezogen fühlte, — das Be-

wußtsein bestärkte mich auch im Streben, meinem Gemahl Ehrfurcht und Dankbarkeit zu zeigen. Ich selbst glaubte alles zu besitzen, was mein reines Lebensglück bedingte in dieser Ehrfurcht und in der, vom Grafen selbst gewollten, Beziehung zu dem großen Dichter.

Wohl fühlte ich mitunter, wie dieser litt unter solcher Teilung. Ich habe ihn auch gebeten, sein stummes Warten aufzugeben und seine besten Jahre nicht einem Schattenbilde zuzuwenden, wie es eines Mannes Liebe immer sein muß und sein wird, die nicht in den ewig wahren Gesetzen der Natur ihr Ziel, ihren Abschluß — ja den Boden zum Gedeihen findet.

Als Antwort richtete er sein neuerworbenes Haus in der Rue Fortunée mit einer Erfindungsgabe zu meinem einstigen Empfange ein, wie sie nur eine so große Liebe zu verleihen imstande ist. Es ist dasselbe Haus, welches ihr vor wenigen Tagen besuchtet.

Da ist kein Kunstwerk, das nicht nach Form und Geschmack verraten hätte, daß es für mich beschafft. Das alles habe ich freilich erst später beobachten können, denn noch in demselben Jahre am 18. November erlag zu Wierzcownica mein Gemahl seinem schweren Leiden, nachdem seine Krankheit mich fast ein Jahr an sein Schmerzenslager gefesselt hatte.

Ich dankte es der zarten Rücksicht Balzacs, daß er, abgesehen von einer förmlichen Condolenz, erst im April des folgenden Jahres sich brieflich an mich wandte. Am 7. April traf sein Schreiben ein und gab die ganze Seligkeit wieder, welche er bei dem Gedanken an eine baldige Vereinigung empfand.

Und ich? — Kinder, die Natur legt mitunter Widersprüche in ein und dasselbe Menschenherz, deren Vorhandensein uns unmöglich, unerklärlich erscheint.

Was ich einst heiß ersehnt, — ganz dem Manne anzugehören, den ich so grenzenlos liebte, das machte mich jetzt erschrecken.

Zweiunddreißig Jahre hatte der Graf nur meinem Glücke

gewidmet, er, der Mann, dessen hoher Sinn sich bis zum letzten Atemzuge kund gab. Nun war er gestorben, mich segnend gestorben. Es war mir, als ginge dieser Segen von mir, wenn ich an eine zweite Ehe dachte.

Wie es durch 16 Jahre gewesen, so sollte es auch bleiben. Meine ganze Thätigkeit wollte ich der Erziehung meiner Tochter widmen.

In dem Sinne beantwortete ich die Zeilen, die mir die innigsten, treuesten Empfindungen übermittelt hatten. Meine Worte waren leidenschaftslos und fast kalt. Ich fühlte das und konnte doch nicht anders. Ich bat um seine Freundschaft und weinte dann, als das Schreiben fort war, über meine eigene, mir selbst unerklärliche Wandlung.

Die Antwort ließ nicht lange warten. Sie brachte mir nicht etwa Bitten und Schwüre, sondern die Erklärung: „Ich werde besserer Zeiten harren, wie ich seit 16 Jahren meines Glückes harrte. In jedem Menschenherzen keimt nur eine große wahre Liebe, und deren Wurzeln auszureißen vermag nur der Tod.“

Kinder, ich fühlte seine Thränen durch die einfachen und doch so schmerzreichen Worte — und dennoch kam ich seinem Wunsche nicht entgegen, wie ehedem.

Es blieb mir nicht verborgen, daß der Dichter sich wiederum von der Welt zurückzog und sich in jenem Hause, als dessen „Wächter und Portier“ er sich einst Freunden gegenüber bezeichnet hatte, einem Einsiedlerleben ergeben. Es war auch wohl diesen Freunden nicht fremd, als wessen „Portier“ er sich dort betrachtete. Von einem unter ihnen ging mir daher die Mitteilung zu, daß die unerhörte Arbeit Balzacs der Nation bald den größten Dichter entreißen würde, wenn er fortfahre, sich allen Schlafes zu berauben. Ich wußte, was ihn zu solcher Rastlosigkeit trieb — er wollte im Ruhme jene Lücke ausfüllen, die ihm die Liebe offen gelassen. Und doch — ich konnte nicht!

Im Jahre 1849, am 23. November, verheiratete

sich mein einziges Kind mit dem Grafen Henry Mniszeck. Die Feier war beendet und das junge Paar fuhr der Grenze zu, über Warschau nach Wien. Als ich allein zurückblieb im stillen Schlosse von Wierzcownica, kam ein Gefühl von Einsamkeit und Wehmut über mich, wie ich es bislang nicht gekannt.

Vor meiner Erinnerung erschienen die Phantasiebilder von Glück und Wonne aus vergangenen Zeiten, und mit neuer Kraft wirkte diese Erinnerung auf das Herz der nun schon alternden Frau. Kann es denn noch ein Glück geben ohne Enttäuschung, wenn es so spät gewonnen wird? Diese Frage legte ich mir immer von neuem vor, und dann sah ich meine ergrauenden Haare und sah, wie die einst schlanke Gestalt die Figur der Matrone angenommen.

Durch mehrere Tage schon schwankte ich unentschlossen über die Wege, die ich einschlagen solle, als mit einem Schlage allen Fragen eine kurze versöhnende Antwort gegenübergestellt wurde. Eines Abends rollte ein Wagen vor das Schloß und brachte — Balzac.

Die Flammen aber, die ich schon ersterbend glaubte, sie schlugen wiederum mächtig empor, trotz der Asche, die meine Vernunft darübergestreut.

Dieselbe Wonne empfand meine Seele, als mein ergrauender Kopf sich an seine breite Brust lehnte, wie zu jener Zeit, als die Locken schwarz.

In derselben Dorfkirche, in welcher vor wenigen Tagen meine Tochter getraut, legte ich am 1. Mai 1850 meine Hand in die seine zum ewigen Bunde.

Gegen Ende des Monats zogen wir ein in die Stätte, die er mir so liebevoll bereitet hatte, und die Mysterien, welche bislang unser Haus umgaben, sollten vor einem glücklichen, friedevollen, klaren Leben zurückweichen, niemandem verborgen, denn das Glück versteckt sich nicht gern. —

Der bisherige ‚Wächter‘ aber war nun der frohe, glückliche Besitzer geworden.

Doch großes Glück hat selten lange Dauer und mein Glück war zu groß.

Die übermäßigen geistigen Anstrengungen hatten selbst meines Gatten herkulisch starken Körper erschüttert, und dem kurzen Glücke folgten bald die Tage der Angst, der Sorgen. Das Herz, das noch vor wenig Monaten mir so froh, so friedesuchend entgegengeschlagen, es pulsierte schwächer und schwächer und dann — dann hörte es ganz auf zu schlagen. Frankreich verlor seinen erhabensten Geisteshelden, und ich war seine Witwe.

In meinem Arme that er seinen letzten Atemzug, es war am 19. August, $3^1/_2$ Monat nach unserer Trauung. Sein Geist aber lebt fort in seinen unsterblichen Werken, und seine Liebe, die wohnt hier in meiner Brust, bis wir einst wieder vereint sein werden — dort, wo keine Trennung ist."

Sie schwieg und ihre Augen richteten sich wiederum auf das Porträt des Heimgegangenen.

Als die alte Frau, die so viel durchlebt und doch so kurzes Glück gefunden, dann den Blick zu uns wandte, da sprangen wir auf und knieten zu ihren Füßen — beide. Worte aber fanden wir nicht und Worte erwartete sie auch nicht, als sie uns beide küßte und mit freundlichem Lächeln sagte:

„Que voulez-vous, mes enfants, un grand malheur comme le comble de bonheur — donne de la grandeur, même à un être insignifiant.“ —

* * *

War es die eigentümliche feuchte Luft, die aus dem Seinethale hinaufstieg zum Schlosse von Beauregard, oder waren meine Nerven erregt über das Schicksal einer Frauenseele, in die mir der Einblick gewährt war, — gewiß ist, daß mich der Schlaf floh und daß ich mit Tagesanbruch schon hinunterstieg in den Park. Auch den jungen Wehowski fand ich bereits im Freien, und

es war nur zu natürlich, daß unsere Konversation sich um die Schicksale der Frau von Balzac bewegte.

Wir ließen die Erlebnisse — die Seeleneindrücke, die uns geschildert waren, noch einmal an uns vorübergehen, und endlich meinte der Baron:

„Ich beneide meine Großtante um das kurze, große, mit ganzem Bewußtsein durchlebte Glück, — ein Glück, welches das gleichsam konzentriert, was gewöhnlich in einem langen Leben unbegriffen und ungewürdigt stückweise sich darbietet.

O, es muß wunderbar sein um solch eine große, kurze Liebe in reifem, verständnisvollem Alter!"

„Und warum soll eine solche Liebe denn nicht auch schon früher beginnen, in der Jugend, und doch über das reife Alter hinaus dauern, zum Beispiel, wenn man gar nicht nötig hat, den Tod eines Gemahls zu erwarten?" antwortete ich. Es mußte wohl nicht so ganz dumm gewesen sein, was ich sagte, denn er sah mich ganz erstaunt an und nickte dann: „Freilich — aber das wäre doch viel weniger romantisch."

Nun, da mußte ich ihm wieder recht geben. — —

Wenige Tage später traf die Mitteilung von dem plötzlichen Hinscheiden meines Vaters ein, und so froh, wie ich gekommen — so traurig trat ich die Heimreise an. Es war mir, als hätte ich etwas verloren in der Stadt der Städte.

Was es war — das erfuhr ich erst drei Jahre später. Baron Wehowski hatte es gefunden und brachte es mir zurück nach Polen. Als unsere Hochzeit war, zählte er 23 Jahre, und als ich ihn dann fragte, warum er nun plötzlich der konzentrierten Liebe die stückweise verabreichte vorziehe, da meinte er:

„Na, die kann ja später kommen."

Daß das aber nicht geschieht, dafür werde ich die Augen offen halten — sehr offen.

Also 1882 am 8. April war meine Hochzeit und wir reisten natürlich nach Paris.

Ich sehnte mich — nein, nicht nach ‚Mekka‘ — aber nach der Greisin, deren Bild mir nun seit vier Jahren vorschwebte, umgeben vom Glorienscheine großer Liebe — langer Entsagung.

Ihr galt meine erste Frage nach der Ankunft in Paris.

Mit innigem Mitgefühle erfuhr ich dann, daß sie am Zehnten, vor kaum vier Tagen, — sich mit dem längst vorausgegangenen Gatten vereint habe — da oben auf dem Père Lachaise und dort, wo große Seelen sich wiederfinden — im ewigen Paradiese.

Mit tiefem Mitleide vernahmen wir die erschütternden Nachrichten über den Lebensabend der Frau, deren Geist einst dem großen Dichter würdig zur Seite stand, ratend und schaffend, deren Herzensleben wenigen wohl so bekannt war, wie uns beiden, Stanislaus und mir.

Nach dem Tode des Grafen Mniszeck hatte sich der beiden Frauen eine an Geistesstörung rührende Verschwendungssucht bemächtigt. Millionen auf Millionen wurden für Kunstwerke ausgegeben, von der Tochter mitunter schon wieder unter den Hammer gebracht, ehe sie von der Mutter bezahlt waren.

Noch im Jahre 1875 besaß Frau von Balzac-Hauska im Verein mit Tochter und Schwiegersohn ein Vermögen, das ein Einkommen von 600000 Francs repräsentierte. Sie hatte die ererbte gesamte Litteratur des verstorbenen Dichters mit großem Verständnisse zu verwerten gewußt, und jetzt, sieben Jahre später, entging sie nur durch den Tod dem Bettelstabe.

So endete der Teil der Comédie humaine, der lange nach des Dichters Scheiden dessen Werk abschließen sollte, zwar ungeschrieben, aber von der Frau durchlebt, deren Glück er einst sein Leben geweiht!

Madame de Balzac erreichte das Alter von 78 Jahren und überlebte den großen Dichter um 32 Jahre,

während ihre Tochter wohl schon in ihrer wahnsinnigen Verschwendungssucht eine geistige Störung zu erkennen gab, die sich in der Art ihrer Liaisons später wiederspiegelte.“ — — —

Sie fragen mich, Herr Oberst, ob Sie meine Mitteilungen veröffentlichen dürfen? Wenn Stanislaus nichts dagegen hat, gern, ich werde Ihnen die betreffenden Notizen zugehen lassen.

Karten

Plauderei am Kamin

„Und Sie nicht am Spieltische, Sie, der Jagdkönig, im Damensalon? Spielen Sie überhaupt nicht, Herr Rittmeister?“

„Nicht mehr, Gräfin. Die einzigen Karten, die ich noch berühre, sind die Landkarten.“

„Das kommt ja so tragisch heraus, als ob gar ein Seelenschmerz dahinter steckte, oder, was noch schlimmer wäre, ein großer Spielverlust!“

„Beides, Gräfin! Was ich je verlor, das verlor ich im Spiele, gewann nur den Schmerz. Mein ganzes Fatum ist nun einmal durch die Karten gelenkt worden, aus den Karten las man mir glückliche Stunden, als ich mir einst als Kind wahrsagen ließ, die Karten brachten mir die Tage tiefsten Schmerzes, als ich ein Mann geworden, — bis ich endlich die Karten fand, aus denen ich nur Belehrung und Ruhe schöpfe.“

„Und der Zug von Melancholie, der sich in Ihrem Gesicht erkennen läßt, steht er auch im Zusammenhange mit den ‚Karten‘?“

„Ja, Gräfin! — Doch lassen Sie dies Thema, es würde zu lang und zu traurig sein für eine

Kaminunterhaltung, — sprechen wir von der heutigen Jagd."

„Nein, nein, Baron, wir sind allein und Sie haben Vertrauen zu mir. Sprechen Sie sich aus über das alles, was Sie quält. O, ich wußte und fühlte es längst, daß ein Druck auf Ihrer Seele laste. Selbst diese spontanen Anfälle von Ausgelassenheit, wie Sie sie mitunter zeigen, haben mich nicht täuschen können. Sie wissen, das Auge einer Freundin beobachtet scharf. Also, haben Sie Vertrauen und erzählen Sie!"

„Mangel an Vertrauen ist es nicht, wenn ich zögere, meine kurze Geschichte zu erzählen. Ich kann es aber nicht, ohne Ihnen ein Bild meines eigenen Charakters, meiner eigenen Fehler und Schwächen zu geben!"

„Ich habe ein mildes Urteil und kenne Sie zu genau, um meine Ansicht über Sie noch ändern zu können. — Also?"

„Nun denn: Sie wissen, Gräfin, daß meine Mutter starb, als ich zehn Jahre zählte, und daß mein Vater ein ungezügeltes Leben begann, als ihm die moralische Stütze genommen wurde. Leidenschaftlich, jeder Laune folgend, aufbrausend und doch wieder ohne Energie, ließ er sich vom Schicksale tragen, dahin tragen, wohin ihn das Blut seiner eigenen Mutter, einer Kreolin, führte. Meine Erziehung wurde von einer Tante geleitet, und als ich, sechzehneinhalb Jahre alt, die Prima des Gymnasiums zu F. bezog, da war ich gerade reif genug, um zu begreifen, daß meines Vaters Verhältnisse durchaus zerrüttet waren. Sie wissen vielleicht, daß er plötzlich starb, wissen aber nicht, daß er sich — vergiftete. Eine Ehren-Spielschuld ließ ihm keinen anderen Ausweg. Ich war nun elternlos, und von dem großen Familienvermögen war mir nur das kleine Majorat geblieben. Die Karten hatten mir meinen Vater und diesem — den ehrlichen Namen genommen."

„Das ist ja schrecklich! Aber im Grunde ist doch

das tragische Ende Ihres unglücklichen Vaters in der Schwäche seines Charakters und nicht im Spiele zu suchen?"

„Gewiß! Es giebt aber keine Leidenschaft, welche den Charakter in solcher Weise zu untergraben imstande ist, wie das Spiel. Es lockt alle nur irgend denkbaren bösen Funken aus dem Menschenherzen heraus, und diese Funken, sie verbrennen, was an guten Eigenschaften in uns blieb!"

„Aber Baron, Sie verurteilen das Spiel im allgemeinen und nicht nur das Hazardspiel?"

„Die Grenzen sind schwer zu ziehen. Jedes Kartenspiel, hoch gespielt, wird zum Hazardspiele. Die Sucht nach Gewinn stachelt die niedrigste Menscheneigenschaft, den Egoismus. Um zu gewinnen, müssen alle Künste der Verstellung zu Hülfe genommen werden. Die Verstellung wird zur Lüge. Die Lüge wird dem Spieler zur Gewohnheit. Jede seiner Mienen ist dann eine Lüge. O, glauben Sie, Gräfin, der Durst nach Spielgewinn, er tötet alle übrigen Interessen. Der rasche Erwerb benimmt die Freude am mühevolleren Berufe. Die Nerven werden in durchwachten Nächten künstlich zerrüttet und abgestumpft für alle edleren Empfindungen!"

„Wodurch haben denn Sie diesen Abscheu vor den Karten bekommen?"

„Durch eigene Erfahrung!"

„Bitte, fahren Sie fort in Ihrer Lebensgeschichte."

„Durch den Tod meines Vaters selbständig geworden, gab ich den Vorsatz, die Rechte zu studieren, auf. Ich wurde Soldat und Offizier. Meine Jugendjahre verlebte ich in Berlin in angenehmster Weise. Ich war damals gesellig, heiter, tanzte und hatte innige Freude an der Kunst. Da, eines Tages nach einem Liebesmahle, begleitete ich einen Kameraden, meinen besten Freund, zu jenem Hotel, in welchem sich eine Anzahl von Herren der vornehmsten Familien allabend=

lich zu vereinigen pflegte, fast ausschließlich Mitglieder des Jockeyklubs. Die leichte Art des Verkehrs unter den Herren, die vornehme heitere Bonhomie, die zur Schau getragen wurde, zog mich an, ich kannte ja die Lüge noch nicht, die sich dahinter verbarg. Das Lächeln, mit welchem große Summen verloren wurden, es imponierte mir. Kurz, der erste Schritt wurde gethan, und unhaltbar zog es mich weiter. Man sah mich nicht mehr in Gesellschaft, mit Widerwillen vollführte ich meinen Dienst — und nur ein Gedanke trieb mich, ließ mich den Abend herbeisehnen. Bald war ich als der vom Glück Begünstigte bekannt, und lange, lange blieb mir dieses sogenannte Glück hold. Ich gewann fast schreckenerregend und verlor meinen inneren Halt, meine Selbstachtung, meine Pietät für solche Tugenden, die den Kavalier auszeichnen. Das dauerte fort, bis die Nemesis auch mich ihre grauenhaften Züge erblicken ließ. Eines Abends, es war am 13. März 80, befand ich mich, wie allabendlich, in der Oscherstraße. Mein Freund, der in letzter Zeit unglücklich gespielt hatte, war mir bei meinem Eintreffen mit fahlem Gesicht und entstellten Zügen entgegengetreten und hatte eine größere Summe von mir verlangt. Dann hatte er in fast kopfloser Weise hoch pointiert, und nun trat er von neuem an mich heran.

‚Hans, ich habe alles verloren, o, der Ramadow ist mein Untergang, wenn er Bank hält, komme ich niemals mit einem Fuße an die Erde!‘

‚Aber höre doch auf, komm, laß uns gehen, ich begleite dich, vielleicht hast du morgen mehr Chance!‘

‚Unmöglich, ich bin Verpflichtungen eingegangen. Wenn du kannst, hilf mir aus, morgen werde ich alles regeln!‘

Ich gab ihm die große Summe, die ich noch bei mir trug. Doch nur kurze Zeit sah man ihn noch am Spieltische — auch der letzte Rest war in die Hände jenes russischen Edelmannes geflossen, den man nur in

Spielerkreisen sah und dessen Adel wie dessen Ehre hart angezweifelt wurden.

Sie erinnern sich des Eclats vom 14. März. Seit jenem Tage sah man Graf Ramadow nicht mehr in Berlin. — Als ich abends im Vorübergehen Moneels Zimmer hell und seinen Schatten unruhig am Fenster vorüberkommen sah, da rief ich zu ihm hinauf und bat ihn, zu öffnen, und ich bot ihm an, seine Angelegenheit morgen zu ordnen — ich mußte ja seine maßlose Unruhe bemerken. Er versprach alles und ich ging, es war ein Uhr nachts. Am anderen Morgen um sieben brachte mir sein Bursche ein Billet in die Reitbahn. Es enthielt die kurzen Worte:

‚Es ist vorbei, mir bleibt nur ein Ausweg — den wähle ich — als Ehrenmann. Hans, ich gab meinem Vater das Wort, nicht mehr zu spielen. Grüß ihn und meine Schwester.‘

In wahnsinniger Flucht stürzte ich zu Moneels Wohnung — um meinen armen Freund als Leiche zu finden. Sein treues Herz war von der Kugel durchbohrt."

„Ich erinnere mich des ungeheuren Aufsehens, das der Fall in Berlin machte. Es war schrecklich. Die Sache wurde untersucht und viele Bestrafungen traten ein. Der Kaiser soll empört gewesen sein —"

„Die böse Giftpflanze wird trotzdem nicht ausgerottet und — mein armer Ottomar war tot.

Ich selbst brachte die Leiche nach Schloß Dersum. Der alte Baron Moneel war ein gebrochener Greis — Martha aber fand keine Grenzen in der Trauer um den geliebten Bruder.

Drei Tage blieb ich damals in Dersum, und täglich von neuem schwur ich mir, niemals wieder eine Karte anzurühren. Und als ich abreiste, da fingen alle die guten und längst vergessenen Saiten in mir wieder zu tönen an, ich begann von neuem zu glauben an

eine innere Harmonie, nach den schrillen Mißtönen, die mich in den letzten Jahren durchklungen. Marthas schöne thränenfeuchte Augen, ihre dann so glaubensvolle Fassung, ihre treue liebe Stimme — alles hatte mich gehoben und wunderbar zu ihr hingezogen und —"

„Nun, Baron — Sie schweigen?"

„Ach, Gräfin, ich will kurz sein. Es war eine selige, wonnevolle Zeit, als dann Martha von Moneel meine Braut war. Wie rankte ich mich empor mit allen guten Vorsätzen an ihrem starken Herzen — o, so stark und so gerecht und doch so tief, so innig empfindend! Es ist mir oft, als fühlte ich noch, wie das blonde Köpfchen an meiner Brust lehnte, die schönen blauen Augen mit so innigem treuen Blicke auf mir ruhten, wenn wir des Bruders, des armen Ottomar in gemeinsamer Liebe gedachten.

‚Nicht wahr, mein Hans, so lange du mich lieb hast, berührst du keine Karte wieder, spielst nicht mehr?'

‚Nie, nie!' habe ich dann geantwortet, und meine Lippen drückten sich auf ihren schönen Mund, die Wahrheit meines Schwures besiegelnd." — — „Verzeihen Sie diese Pause, Gräfin — — ich bin gleich am Ende. Sie sollen alles wissen, und dann verurteilen auch Sie den Freund.

Im Herbst des folgenden Jahres schickten die Ärzte den Baron Moneel nach Nizza. Er hatte sich seit dem Tode des Sohnes nicht erholen können. Nach der Rückkehr, im Mai 82, sollte unsere Hochzeit sein. Wenn es überhaupt ein vollkommenes Wesen auf dieser Welt giebt, so war es Martha. Nie gab es wohl eine Frau von gleichem geistigen und körperlichen Ebenmaße, und wenn Carmen Sylva sagt: Étudiez le corps humain; l'âme n'est pas loin, so war Martha ein wunderbares Beispiel für die Wahrheit dieses Ausspruches. Gräfin, Sie werden fühlen, mit welcher Wonne im Herzen ich meinen Weihnachtsurlaub antrat, wie mir kein Schnellzug schnell

genug ging, als ich durch die Schweiz und Oberitalien nach Nizza fuhr.

Und welcher Empfang! Ich weiß nicht, ob Sie jemals so recht tief und innig geliebt haben, vielleicht können Sie dann begreifen, wie namenlos glücklich ich war! Vierzehn Tage war ich in Nizza. Tägliche Ausflüge in die Umgegend, in die wunderbar schöne, ewig jugendliche Natur — ach, Gräfin, Sie kennen ja Nizza! — Eines Tages waren wir hinausgesegelt in das schöne blaue Meer, in die Reede von Ville franche, und als die Yacht die Höhe des Kap St. Hospice erreicht hatte, traten im fernen Westen die hohen graublauen Ufer von Monte Carlo, gigantisch aus dem Meere emporsteigend, dem Auge entgegen!

‚Möchten Sie nicht Monaco sehen und kennen lernen, lieber Hans,‘ redete mich Herr von Moneel an, ‚es ist der Mühe wert, und bald ist Ihr Urlaub beendet!‘

‚Da müßte ich mich ja von Martha trennen! Können Sie nicht mitkommen?‘

‚Ich war schon dort und die Fahrt ist in wenigen Stunden abgemacht. Mir persönlich ist der Ort unheimlich, ich kann mich dort eines gewissen Grauens nicht erwehren, weil —‘

Er schwieg.

Als ich dann am folgenden Morgen von Martha Abschied nahm, als ich sie im Vollgefühle großen Glückes in die Arme schloß, als sie mir sagte: ‚Mein Hans, nicht wahr, du liebst mich und denkst an dein Versprechen,‘ als sie mich noch einmal zurückrief und ihre Lippen in langem wunderbaren Kusse auf meinem Munde ruhten, wer hätte da gedacht —

Der Zug führte mich nach Monaco. Die unvergleichlich schöne Lage des Monte Carlo mit seinen immer neuen Veduten, seinen lieblichen Villen, seiner auch damals erstaunlichen Vegetation, ja, die milde Frühlingsluft, bei hellem Sonnenscheine — das alles hatte wohl meine Nerven erregt.

Fast willenlos war ich auch zu den Spielsälen getreten, und willenlos, wenigstens gedankenlos, legte ich das erste Zwanzigfrankstück auf das grüne Tuch des trente et quarante-Tisches!

Gräfin, es war, als ob ein böser Dämon mich ergriffen hätte, ich gewann — gewann, und wie eine Sturmflut kam die längst vergessen geglaubte Leidenschaft wieder über mich. In jener Stunde fühlte ich nicht, wie Hunderte mich umstanden, wie die Aufmerksamkeit aller meinem enormen Glücke folgte. Stunden mag ich am Spieltische zugebracht haben. Ich weiß es nicht. Ich sah nur das Geld, das sich vor mir aufhäufte, sah mit leidenschaftlichen Blicken, mit geröteten Augen nur die Karten abschlagen, Talon für Talon! Da wurde mir plötzlich so weh, so weh! Es war, als ob Adlerflügel mich umrauschten, und dann wieder hörte ich das Schwirren zerspringender Saiten, die Lampen, die Karten, das Gold, alles war rot, und auf dem roten Grunde las ich in flammender Schrift das Wort: ‚Elender!‘ Dann sah ich nichts mehr — als — Nacht.

Als ich von schwerer Ohnmacht erwachte, befand ich mich in einem Zimmer des Hotel de X. Ein junger Arzt war um mich bemüht. Meine Bewußtlosigkeit hätte viele Stunden gedauert, sagte er mir. Ein Schauder ergriff mich, als ich auf dem Tische eine Schale erblickte, bis zum Rande mit Gold und französischen Bankbillets gefüllt. Es wurde mir nach und nach klar, was geschehen. Mit Aufwendung aller Kraft erhob ich mich. Es war 7 Uhr morgens! O, Gott, Martha! — Trotz dem Abraten des Arztes fuhr ich zur Bahn, den Frühzug zu erreichen. Was galt es mir damals, daß ich mein Leben in Gefahr brachte. Ich kam in Nizza an, und in wahnsinniger Fahrt brachte mich der mit Golde erkaufte Wagen zum Hotel.

‚Ist Baron Moneel schon aufgestanden?‘ war meine erste angstvolle Frage an den Garçon.

‚Der Herr Baron und die Baronesse sind vor einer halben Stunde abgereist!‘

‚Wohin?‘

‚Sie haben keine Adresse zurückgelassen, aber ein Brief für Herrn Baron von Desenburg liegt auf dem Zimmer!‘

Von dem Bewußtsein durchdrungen, daß mich ein großes Unglück erwarte, stürzte ich die Treppe hinauf — mit zitternder Hand erbrach ich das Siegel und — es stürzte jäh zusammen, das Kartenhaus meines Glückes — auf immer — immer!“

„Armer Freund!“

„Seit jener Stunde, seit ich jenen Brief hier auf meiner Brust trage, täglich von neuem lese, seit jener Stunde sind Freude und Hoffnung für mich begraben unter den Trümmern jenes Kartenhauses!“

„Und was enthielt der Brief?“

„Wenige Worte nur:

‚Hans, ich habe Dich geliebt mit aller Kraft meiner Seele, habe Dir vertraut, an Dich geglaubt — an Dich und Deine Liebe! Nun hast Du mit einem Schlage unser Glück zerstört, Deine und meine Zukunft leichtfertig auf eine Karte gesetzt. Von furchtbarer Angst getrieben über Dein Fortbleiben, fuhr ich nach Monaco — ich fand Dich, wo ich Dich suchte! Ich sah Dich, Hans! — Ich werde nie, nie mehr vergessen diesen Blick, diese Augen! Das war nicht mehr der Hans, der mir am Grabe meines Bruders versprach, der zerstörenden und verderbenden Leidenschaft zu entsagen. Nun wußte ich, Du liebst mich nicht, und ich, ich kann nur noch an Dich als an einen lieben Toten denken. Ich habe noch in dieser Nacht gepackt. Du wirst uns nicht mehr finden, wirst uns auch nicht folgen. Wir werden uns nicht mehr sehen, Hans, niemals mehr. Gott hat uns zu rechter Stunde den unergründlichen Schlund gezeigt, vor dem wir standen. Ich werde

Kraft suchen, mein tiefes schweres Leid zu tragen in dem Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben. — Versuch' bald ganz zu vergessen

Martha von Moneel.

Mein Vater billigt meine Schritte.'

Was erübrigt mir noch, Ihnen mitzuteilen, liebe Freundin? Zwei lange Jahre sind vergangen. Kein Lichtstrahl hat mein Herz erwärmt, kein Hoffen meinen Lebensmut gestärkt. Es erfaßt mich ein Grauen vor mir selbst, wenn ich Karten sehe, und in angstvollen Träumen sind es Karten, welche auf mich niederfallen, mich langsam begrabend, wie der Schnee den verlorenen Bergsteiger!"

„Und wenn nun einst doch noch alles zum Guten sich wendete, wenn einst eine andere Art von Karte mir die Mitteilung brächte, daß Ihnen, mein Freund, ein neuer Frühling erwachte, wenn diese Karte mich riefe zu einem freudigen, versöhnenden Feste?"

„Das wird nie geschehen, Gräfin, sie wird, sie kann sich nimmermehr an einen ‚Elenden' ketten!"

„Man sollte niemals die Hoffnung ganz aufgeben, lieber Baron. Ich wenigstens hoffe, Sie noch einmal das alles wiedergewinnen zu sehen, was sie im Fieberwahne der Leidenschaft verspielten: Glück, Lebensfreude und Vertrauen zu sich selbst. Jedenfalls hat der ‚Elende' in mir eine treue Freundin, hier, nehmen Sie meine Hand darauf! Und damit Sie sehen, wie ich Ihr Vertrauen zu schätzen weiß, werde auch ich Ihnen eine ganz kurze Geschichte mitteilen, die mich und mein Herz tief berührt:

Während meiner Pensionszeit in Altenburg war ich eng befreundet mit einer jungen Dame, deren Schönheit nicht allein mich außerordentlich anzog, sondern deren fester treuer Charakter, deren offenes klares Wesen, deren umfangreiches Wissen mir sogar stets Bewunderung abzwangen. Ich verlor dann, selbst früh

verheiratet, meine Freundin aus dem Auge, bis ich sie im vorigen Sommer in Pyrmont wiederfand. Wohl hatten sich alle die hervorragenden Eigenschaften, die ich einst bei ihr gekannt, wunderbar entwickelt. Ihre Talente, — sie sang hinreißend — ihr Geist, ihre Schönheit und ihr anspruchsloses, bescheidenes Wesen brachten ihr die Verehrung und Bewunderung aller derjenigen, die mit ihr in Berührung kamen. Nur eins fiel mir auf. An die Stelle der kindlichen Heiterkeit war ein früher Ernst getreten, der wenig zu diesem lieblichen Wesen paßte und sie mitunter fast wie eine Trauernde erscheinen ließ. Wir schlossen uns wieder eng aneinander, wie einst in Altenburg. Das gegenseitige Vertrauen war geblieben. So erfuhr ich denn, was der Freundin Herz drückte. Sie war einst glückliche Braut, sie hatte geglaubt, den geliebten Mann vom Wege des Leichtsinnes ablenken zu können, hatte ihm dann in der Überzeugung entsagt, daß sein Gefühl nicht tief, nicht ernst zu nehmen sei, nachdem er es nicht vermocht, ihr zu Liebe einer verderblichen Leidenschaft zu entsagen."

„O, Gräfin, Sie martern mich!"

„Hören Sie weiter! Meine Freundin hatte geglaubt vergessen zu können. Sie würde es gekonnt haben, wenn der, den sie einst so heiß liebte, auf der abschüssigen Bahn geblieben wäre. Sie weiß aber, daß seit dem Tage, an welchem sie ihn verließ, der volle Wert seines Charakters zur Geltung kam — sie weiß es — durch mich. Zürnen Sie mir nicht, lieber Freund, wenn ich ein falsches Spiel mit Ihnen trieb. Diesmal soll es zu Ihrem Glücke gereichen."

„Ist's denn möglich, Martha Ihre Freundin, und ich werde sie wiedersehen?"

„Und früher, als Sie erwarten. Ihre Erzählung hat mir die Überzeugung gegeben, daß Sie Martha in treuer Liebe anhängen, so erfahren Sie denn, was soeben eine Karte, eine Postkarte, mir mitteilt:

‚Dank für freundliche Einladung. Ich komme morgen mit dem Kurierzuge.

Martha!‘“

„Gräfin, liebe, teure Freundin, wie soll ich Ihnen danken?“

„Damit hat's Zeit. Nun gute Nacht. Schlafen Sie wohl, wenn Sie können. Denken Sie an ein neu gewonnenes Glück. Glück aber ist Liebe!“

Pünktlichkeit

Plauderei am Kamin

„Nun haben Sie volle fünfzehn Minuten von unserer Dämmerstunde am Kamin versäumt, und erst gestern Abend erklärten Sie, die Pünktlichkeit sei eines der ersten Erfordernisse, um einen Mann als „vornehm" qualifizieren zu können. L'exactitude c'est la politesse des rois! rezitierten Sie nicht so? — Fünfzehn Minuten! Heute werden Sie mir doch recht geben, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß es immerhin angenehmer ist, auf sich warten zu lassen, als selbst zu warten. Und dazu haben Sie mir gestern in den glühendsten Worten versichert, Sie würden sich den ganzen Tag auf das Knistern der flammenden Tannenzapfen freuen, und —

„Wenn ich das sagte, so klage ich mich hiermit in aller Form einer kleinen Unwahrheit an! — Nicht auf das Kaminfeuer habe ich mich gefreut, sondern auf — nein, sehen Sie mich nicht schon im voraus so böse an, Gräfin, ich sage ja niemals Komplimente, — sie sprächen denn die Wahrheit aus! Doch nun zuerst meine Rechtfertigung."

„Prinzipien aufstellen, — nicht durchführen, — rechtfertigen, — so sind die Männer! Natürlich haben Sie auch heute wieder recht — fünfzehn Minuten — akademisches Viertel — das ist Präzision! Nun?"

„Liebste Asta, so lassen Sie mich doch nur einen kurzen Augenblick zu Worte kommen. Sie sehen mich außer Atem ...."

„Nun, daran ist doch ihre Unpünktlichkeit schuld!"

„Aber, so hören Sie mich doch! Eine halbe Stunde hat mich der Oberst warten lassen, und dann kam er an, wie immer pfeifend, als ob er präzise wäre, und als ob seinen Adjutanten nicht eine fieberhafte Ungeduld hinüberzöge in die wohlige Plauschecke, an das knisternde Kaminfeuer, und zu der, die da weilt im „duftigen Teppichgemache". Hier ist's doch wirklich „wohlig und warm" —

„Ja, ja, es hat solch' Adjutant seine liebe Not mit der Erziehung seines Obersten, ‚er übt ihn in Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Geduld,' das sehe ich ein, ‚und wenn er nicht ganz glücklich ist, so ist's nicht seine Schuld' — nicht wahr, Vetter, das muß anders werden! Aber wie? Haha!"

„Sie sind heute recht böse, Asta!"

„Ich stehe auf der Seite Ihres Obersten. Die Pünktlichkeit ist ein Zwang, und der Zwang beengt die Freiheit, und die Freiheit ist das höchste Gut denkender Geschöpfe."

„Es ist mir immer noch lieber, wenn Sie auf Seiten des Obersten stehen, als — — ah! sagen Sie, Gräfin, woher stammt das wunderbare Rosenbouquet da auf dem Kaminsims?"

„Rittmeister von Seidenberg brachte es gestern — zu meinem Namenstage. Er hatte sich im Kalender gerade um einen Monat versehen."

„Das ist auch ‚unpräzise', Cousine. Darf ich fragen, kam er zu früh oder zu spät?"

„Ich denke mir, zu spät! Doch darüber kann ich

noch kein präzises Urteil fällen. Aber Sie springen ab von der Fährte, wir sprachen —"

„Von der Freiheit, richtig. Ach, Cousine, wenn doch Sie sich entschließen wollten, ihre Freiheit —"

„Nein, nein, davon sprachen wir nicht, wir waren beim Obersten."

„Gut, wie Sie wollen, er verschenkt wenigstens keine Bouquets zu —"

„Sie sind unausstehlich! Von Präzision war die Rede!"

„Richtig! Also alles Erdenkliche habe ich aufgestellt, ihn zu bessern. Ich habe die Uhr angesehen, bin fortgegangen und habe mich rufen lassen — habe geseufzt, daß es die Frau Oberst im Nebenzimmer hören mußte — aber auch das half nicht. Dann ließ er mich abends zehn Uhr aus dem Bette holen „in wichtigen Angelegenheiten". Was war's? Ein Cito-Brief um eine Mobilmachungseingabe! Als ob's damit nicht Zeit hätte bis zum nächsten Mittage? Natürlich — keine Ahnung hatte er! „Cito" und der Divisionsstempel! Da muß natürlich pünktlich geantwortet werden. Wir Adjutanten denken ruhiger darüber."

„Das glaube ich!" Aber bald müssen Sie nun doch diesen mühevollen Posten aufgeben, „Sie sind doch zum Rittmeister heran?"

„Längst müßte ich's sein, nach Verdienst! Aber es wird leider von den hohen und höheren Vorgesetzten nicht immer der rechte Augenblick erkannt, in dem es „Zeit" wäre, ‚pünktlich zu verschwinden'. Da gipfelt die Unpräzision in dem Worte ‚zu spät' oder ‚zu lange', fast niemals heißt's dagegen ‚zu früh'."

„Ich verstehe. Nach Ansicht der Leutnants kennzeichnen also die Vorgesetzten am ‚präzisesten' ihre ‚Pünktlichkeit' dadurch, daß sie ‚rechtzeitig' gehen!"

„Richtig! Ich danke für das pleonastische Wortspiel. Leider betrachtet man in jenen Höhen die Pünktlichkeit nach der Richtung hin für entbehrlich."

„Und doch, scheint mir, hat gerade Ihr Beruf — beim Militär — sie in Erbpacht genommen.“

„Pardon, in allen anderen Berufszweigen finden Sie dasselbe Erfordernis der Pünktlichkeit!“

„Zum Beispiel?“

„Muß nicht der Geistliche zur festgesetzten Zeit die Kanzel betreten, um —“

„Ach, Vetter, die Geistlichen haben ein billiges Auskunftsmittel bei Zeitverschleppungen! Da giebt es eine Gratisbeilage von einem halben Dutzend Gesangversen.“

„Leider für uns nicht verwendbar. Denken Sie nur, Gräfin, das Gesicht des Rittmeisters von Seidenberg, vor seiner Eskadron, den verspäteten Oberst erwartend, beim Absingen von Gesangversen!“

„Ich möchte wissen, warum Sie den armen Seidenberg immer ins Treffen schicken? Übrigens würde ich zu solcher Vorstellung expreß hinausfahren nach Ihrer Staubbüchse.“

„Das würde des armen Seidenberg Gesicht wieder erheitern! Solche Aufmerksamkeit würde ihn am Ende ermuntern, den ‚rechten Augenblick‘ für gekommen zu halten, um ‚pünktlich‘ bei einer jungen, schönen und vornehmen Witwe —“

„Da möchte es ihm am Ende gehen wie mit dem Namenstage! Zwar, der Ausgleich wäre da, diesmal käme er zu früh. Aber bitte, Vetter, bleiben Sie bei der Sache. Also — ich behaupte, für uns Frauen ist die Pünktlichkeit — sagen wir einmal — ‚entbehrlich!‘ Mag man uns erwarten, was schadet's?“

„Für Sie, à la bonne heure, da lasse ich's gelten, aber betrachten wir die Frage generell: Stellen Sie sich einen Ball mit Herrenmangel vor und dann versetzen Sie sich in die Lage des Vortänzers, den verspäteten Schönen gegenüber. Es ist furchtbar.

„Erst neulich hatte der Oberst den Ball im Klub

vergessen, sein Töchterchen kam nach dem ersten Walzer, leicht verweint, und ich — in meiner Dreigestalt als Vortänzer, Adjutant und — leider — Garçon, — ich war den ganzen Abend mit dem blassen Würmchen verheiratet! Das ist eine freudige Aufgabe, wie? Freilich, Cousine, wenn Sie einmal unpräzise sein wollten!"

„Ah, da kommen Sie ja in's feindliche Lager!"

„Nur in dieser einzigen Ausnahme!"

„Schmeichler!"

„Ich küsse die Hand! Also Sie kommen unbeschadet beim nächsten Balle zu spät. Aber in gewissen Lebenslagen müssen selbst Sie pünktlich sein. Denken Sie an Eisenbahn, Post u. s. w."

„Es muß idyllisch gewesen sein, als man noch seine Reisen im bequemen eigenen Wagen machte und abfuhr, wann man wollte."

„Und als der Briefbote zweimal wöchentlich kam und der Postwagen durch die Sandwege ächzte! Asta, ich habe Zeiten erlebt, in denen ich zürnte, weil ich nur dreimal täglich die Hoffnung hatte, von einer lieben, kleinen Hand einige flüchtige Zeilen, da fern aus dem Süden, zu bekommen, obwohl ich wußte, daß erst der 21. Bote meine Hoffnung erfüllen würde und dann auch nicht immer präzise! Jetzt freilich!"

„Jetzt sind Sie zu alt für solche Ungeduld, mit ihren dreißig Jahren, Vetter, gelt?"

„Zu alt wohl nicht, aber dieselbe Hand, von der ich auch heute noch mit Bangen Briefe erwarten würde, die kleine Hand, die damals in Palermo so treu die Krankenpflege übte, jetzt spielt sie mit einem armen — nein, nein, ich spreche ja nicht von einem Herzen, sie spielt mit dem japanischen Fächer, der mich eben so grausam gestraft hat."

„Stille, Vetter, wenn ich Sie nicht zur Ordnung rufen soll! Sprechen Sie mir von der Pünktlichkeit, wie es verabredet war."

„Wollen Sie den Beweis haben, daß auch die Hausfrau pünktlich sein muß?“

„Eh bien — rasseln Sie mit den Sklavenketten und — vielleicht thun Sie ein gutes Werk und bewahren mich, meine Freiheit mit solcher esclavage zu vertauschen.“

„Das möchte ich schon — und doch auch wieder nicht. Glauben Sie, daß zum Beispiel der Rittmeister Sei —“

„Hören Sie endlich auf mit ihrem Seidenberg und kommen Sie zur Sache!“

Also Hauspräzision:

„Das Erfordernis der Präzision beginnt bereits bei unserm Erscheinen auf dieser Welt. Wie mancher kleine unschuldige, aber unpräzise Erdenbürger erfährt es nur zu empfindlich, daß ihm niemals ein heiterer Frühling lacht, weil er selbst als „Frühling“ erschien. Eine Ungerechtigkeit ist es offenbar, daß dagegen „Spätlinge“ mit ganz besonderer Aufmerksamkeit empfangen werden.“

„Ich denke, Sie wollten von der Hauspräzision sprechen?“

„Gut! Betrachten wir also die Hausfrau! Muß es nicht einen Mann zum Verzweifeln bringen, wenn z. B. die allerbesten Forellen, lebend aus Grätz geholt, total verkochen, weil Madame nicht rechtzeitig aus der Kunstausstellung zurückkam?“

„Aber warum ißt der Mann denn nicht allein? Auch er hat ja seine persönliche Freiheit!“

„Sie sind entzückend, Asta! Der Mann wird glücklich sein, der sich einst an Ihrer Seite der absoluten persönlichen Freiheit erfreuen darf. Sie sind aber eben eine seltene Ausnahme. Verlassen Sie sich darauf, daß im allgemeinen die Uhr der unpräzisen Hausfrau stets so geht, wie es gerade ihr paßt. Was hat es neulich dem Rittmeister Heiberg genützt, daß er nach langem Warten allein zum Diner gefahren kam? Die allerlei

Mittelchen, welche er zu kosten bekommen hat — die armen Leutnants haben nachher darunter zu leiden gehabt — es soll schrecklich gewesen sein, brr! Dann kamen Sie freilich auf die schlaue Idee, für die gnädige Frau einen Bock zu schießen und diesen mit einem Bouquet zu begleiten — da ward's besser."

„Wenn's darauf ankommt, dann lasse ich's gelten, daß auch wir uns an die Zeit binden müssen — aber dann freiwillig, ohne Beeinträchtigung der Freiheit."

„Vergessen Sie nicht, daß auch die Pünktlichkeit geübt sein will, wie jede geistige, jede körperliche Thätigkeit. Der Ungeübte trifft selten das Ziel. Larochefoucauld sagt irgendwo: Der größte Fehler ist nicht das ‚Nichtanszielgehen', sondern das Ziel zu überschreiten."

„Das würde dem Wahlspruche Moltkes nahe kommen. Ich will Ihnen eingestehen, daß uns Frauen das Wagen stets einen größeren Eindruck macht, als das Wägen!"

„Cousine, ist das wahr? Wenn ich nun wagte —"

„Lassen Sie mich meinen Satz doch erst beenden! Wir lieben aber auch nicht die wilden Stürmer, die sich eben so sehr im Werte herabsetzen, wie die Zögerer. Das rechte Wort zur rechten Zeit!"

„Asta, da haben Sie ja die Pünktlichkeit in der Perfektion als Grundlage des Problems:

„Faß zu, wenn's winkt, trink aus, wenn's blinkt,
So kommst ans Ziel du unbedingt!"

„Bravo, Vetter, aber nicht zu herzhaft zugreifen, der Pokal möchte zerbrechen und könnte schneiden! Übereilung ist auch Unpünktlichkeit und irgendwo sagt jemand: ‚Unseres Lebens schwer Geheimnis liegt zwischen Übereilung — und Versäumnis!'"

„Vortrefflich, schon wieder plaidieren Sie für die Präzision."

„Nur für die Männer gilt jenes Citat. Ich selbst stehe zu Ihrem Oberst. Andre mögen stets nach dem

rechten Augenblick haschen, ich — will ihn nicht suchen, ich will ihn nehmen, annehmen, wenn er mir geboten wird."

„Asta, kam denn wirklich der Rosenstrauß zu spät? Und doch ist erst der Namenstag in vier Wochen.

„Der rechte Tag ist alle Tage, und der rechte Augenblick ist nicht abzulesen von der Uhr; der muß gefühlt werden. Auch das Herz sagt uns genau, was die Glocke geschlagen, wann wir nur hinhorchen. Und nun, Vetter, sehen Sie auf Ihre Uhr, ob unsere Plauderstunde vorüber ist, denn ich befürchte, daß in diesem Falle das Herz nicht pünktlich zeigt!"

„Das Herz, Gräfin, das zeigt gerade auf die Zeit zwischen Übereilung und Versäumnis! Asta, hat es richtig gezeigt? Findet mein Geheimnis Aufnahme?"

„Die Stunde ist vorüber und —"

„Heute Abend lege ich wirklich gar keinen Wert auf die Pünktlichkeit."

„Gut, daß Sie wenigstens kein Pedant sind!"

„Die Antwort auf meine Frage, Asta!"

„Ich werde sie wägen!"

„Nein, Asta, darauf wart' ich nicht, ich wag's ... Faß zu, wenn's winkt!"

„Aber Vetter, lieber Vetter, nun geh'! Das Feuer ist niedergebrannt!"

„Nicht für mein Leben! Hast du nicht für persönliche Freiheit plaidiert? Nun fand ich sie an deiner Seite und — dir opfere ich dafür heute meine Pünktlichkeit!"

„Alfred, lieber Alfred, wenn ich dich nun bitte — geh? — Nein? aber — in einer Stunde, bitte, bitte! . . . Ja?"

Wer hat Mut?

Plauderei am Kamin

„Ich finde Sie in Erregung, Baronin! Soll ich gehen, störe ich heute?"

„Nein, nein, lieber Graf, setzen Sie sich zu mir an den Kamin und nehmen eine Ihrer eigenen Cigarren. Sie wissen, bei einer Witwe ist die Garantie für den Import —"

„Ich danke schön, — befehlen Sie, daß ich noch ein Scheit auflege? — es ist grimmig kalt heute! So — und nun, darf man wissen, was Sie so empörte, Baronin?"

„Warum nicht? Ich bin eben dem Grafen Marsfeld begegnet, und er hatte noch den Mut, mich zu grüßen — mich!"

„Was ist mit dem Marsfeld?"

„Ach, Sie waren damals noch nicht hier. Also: Er war verlobt mit der Arlberg, einem charmanten, klugen und allgemein beliebten Mädchen, und entblödete sich nicht, schon als Bräutigam die unbegrenztesten Anforderungen an des künftigen Schwiegervaters Börse zu machen. Ein Freund desselben reiste nach Berlin, wohin

der Graf kommandiert war, um dessen Schulden zu ordnen, und fand ihn nicht allein in Gesellschaft einer höchst zweifelhaften Bühnenkünstlerin, sondern mußte auch hören, wie er über die Mutter seiner Braut, von welcher er sich wohl erkannt wußte, in der alleremphörendsten Weise sprach."

„Und dann?"

„Dann wurde die Verlobung aufgelöst, und jener Freund, ein Husaren-Leutnant Rudi, forderte ihn. Aber damit hatte er kein Glück."

„Dem Ehrenmanne fehlt wohl die Courage?"

„In dem Falle gewiß, aber die Courage, sich hier wieder sehen zu lassen, nach all den Vorgängen — mit schlichtem Abschiede entlassen und dann — mich zu grüßen, dazu gehört doch wahrlich auch ein Mut."

„Aber eine Spezies, die nicht auf dem schönen Ehrenschilde männlicher Tugend verzeichnet ist. — Aber warum erstaunen Sie so plötzlich? Habe ich unrecht?"

„Ich muß Sie rektifizieren, Graf. Der Mut ist erstens, wie Sie sehen, nicht immer eine Tugend, und zweitens keineswegs eine Sondereigenschaft des Mannes."

„Gern bin ich bereit, den Frauen alle anderen Vorzüge einzuräumen, aber Sie werden doch nicht leugnen, daß — natürlich mit Ausnahmen — gerade diese Eigenschaft —"

„Und ich trete für das Gegenteil ein — mit Wort und Beweis: Ist es nicht schon ein Akt des Mutes, wenn wir uns bei der Verheiratung für unser ganzes Leben fremdem Willen unterordnen? Verlangt nicht — der Frauenberuf dann das Einsetzen allen Mutes? Sie lächeln, aber glauben Sie, daß sich jede Frau voll und ganz der Ereignisse bewußt ist, denen sie offenen Auges entgegengeht."

„Das ist ein passiver Mut, der das Unvermeidliche hinnimmt, der Mut der Fatalisten."

„Fehlgeschossen. Sehr selten werden Sie Frauen finden, welche aus Furcht sich ihrem Frauenberufe ent-

ziehen. Fast immer wird der Mut der Liebe die Furcht besiegen. Der Mut der Liebe aber wird von den Frauen in allen Lebenslagen in viel höherem Grade zum Ausdrucke gebracht wie von den Männern."

„Inwiefern? Der Frau wird nach allen Natur- und vielen Sittengesetzen bei allen Völkern mit besonderer Achtung entgegengekommen, wenigstens bei Kulturvölkern."

„Und dafür das Recht nach allen Seiten beschnitten, selbst da, wo wahrlich die Verstandesgaben keinen Grund dafür bieten, — doch berühren wir nicht das heikle Thema der Frauenemanzipation, bleiben wir beim Mute, wir haben das Thema einmal zu besprechen begonnen."

„Gut denn. Im Anschlusse an den Berufsmut der Frauen stelle ich die Behauptung auf, daß es im Menschenleben keinen Uebergang, keine hervorragende und einschneidende Handlung giebt, die nicht mehr oder minder einen Aufwand von Mut verlangt, entweder physischer oder moralischer Spezies."

„Inwiefern?"

„Sehen Sie das Kind seine ersten Schritte machen, folgen Sie dem Knaben zum ersten Schulexamen, sehen Sie den Jüngling, mühsam sich vorbereitend für den Austritt aus der Schule und den Eintritt in das Leben, beachten Sie seine Handlungen auf der Hochschule, — überall wird physischer Mut verlangt und, wo er fehlt, durch Ehrgefühl anerzogen."

„Sie wollen damit wohl auch dem Duellwesen auf Universitäten das Wort reden?"

„Ganz gewiß. Im Duell, im Zweikampfe wird nicht allein der Mannesmut geprüft, sondern er ist auch die ultima ratio für die Aufrechterhaltung persönlicher Ehre, ja, manchmal des Friedens, wie es der Krieg für den Staat ist. — Doch weiter: Es ist eine Handlung moralischen Mutes, wenn der Jüngling um die Hand der Jungfrau wirbt. Denken Sie nur, wie oft wird eine

Werbung von der anmutigen Jungfrau mit Gleichmut aufgenommen, vom Vater mit Unmut zurückgewiesen. Der Bewerber wird sich dadurch erst seiner geistigen Armut klar, zieht sich in Demut zurück, verfällt nur selten in Schwermut, sondern kämpft sich mit einem gewissen Übermute durch zu einer anderen Schönen oder erträgt die Folgen seines ungerechtfertigten Heldenmutes. Wenn nun auch die Frauen, wohl stets eine Anerkennung für mutiges Auftreten bekundend, selten eine Handlung im üblen Sinne deuten, aus der sich männliche Entschlossenheit kundgiebt, so ist doch wiederum zu beachten, daß dem Mutigen die Welt gehört, nicht immer aber die Braut. Doch unter Kameraden!" —

„Ihr Geplänkel mit Wortspielen und Kalauern ist auch „gewagt", mein lieber Graf."

„Wer nicht wagt, nicht gewinnt, und im Wagen liegt eben der höchste Reiz. Fragen Sie den Sportsmann, den Segler, den Seemann. Paul Güßfeldt, der berühmte Bergsteiger und Forscher, sagte mir einst, das Glück wohne auf den höchsten Bergspitzen, mit Lebensgefahr erklommen. Für uns Soldaten, na, da ist der Mut schon Berufsfrage."

„Na, na!"

„Natürlich keine Regel ohne Ausnahme, aber der Mann, den die tödliche Kugel in voller Lebenskraft in jeder Minute treffen kann, und der dennoch im Aufblick zu Gott, freudig für sein Vaterland streitet, der zeigt dann wahrlich den Mut im besten Sinne."

„Und was verstehen Sie unter Mut im schlechten Sinne?"

„Ich wohnte neulich der Verhandlung gegen einen Mörder bei. Ein Raubschütz hatte soeben eine zwölfjährige Zuchthausstrafe beendet, weil er einen Förster erschossen hatte. Noch war kein Monat vergangen, als er abermals von Forstbeamten beim Wildern ertappt wird. Statt zu fliehen, greift er die Beamten an, bekommt selbst einen Schuß, schießt einen Förster nieder

und verwundet den anderen. Mutig bestieg er dann das Schaffot und starb ohne Zittern. Das ist ein Mut im bösen Sinne. Gedenken Sie der Schmuggler, die ihren Beruf im Verbrechen suchen, — ohne Mut geht's auch da nicht. — Nach zahllosen anderen Richtungen hin kann im menschlichen Leben der Mut zur Geltung kommen. Kennen Sie ein viel besprochenes Bild, zwei Liebende darstellend, die gemeinsam den Tod in den Wellen suchen? Ist es nicht der Mut der Verzweiflung, der in den Mienen sich ausspricht? Oder erinnern Sie sich eines Gemäldes von Tobie Rosenthal, den Familientisch eines Bauern darstellend, an welchem der Platz der Mutter durch einen leeren Stuhl dargestellt wird? Gehört nicht Mut dazu für den armen Mann, nun seiner kleinen Schar auch die Mutter vertreten zu müssen? Ist es nicht Wehmut, die sich in seinen Zügen ausspricht? Da haben Sie solche Gegensätze!"

„In dem Sinne müssen Sie dann auch des Glaubensmutes der christlichen Märtyrer gedenken!"

„Gewiß thue ich das. Durch die Märtyrer führen Sie mich auf den Unterschied zwischen Einzel- und Massenheldentum. Der Mut ist nicht nur individuell, sondern ganzen Stämmen in hervorragendem Maße von der Natur verliehen worden. Wo Mut war, da war auch Macht, und wo Macht, da Herrschaft. Wo der kriegerische Völkermut verloren ging, da schwanden die Stämme, — andere besiegten und unterdrückten sie. Wenn wir Deutschen unsere Tugenden, unsere Gefühle und Empfindungen mit dem Worte „Mut" so vielfach in Verbindung bringen so ist das ein Wahrzeichen für den Wert, den man im germanischen Stamme auf diese Tugend von je gelegt hat. Da nennen wir eine der kühnsten und besten Charaktereigenschaften „Freimut", wir sprechen von „Großmut". Und wie bezeichnend ist es, daß air die Fähigkeit zum Unterwerfen unter höheren Willen auch als Akt des Mutes ansehen und „Demut" nennen? Ist nicht „Edelmut" eine der höchsten ritterlichen

Tugenden? Wollen wir aber unseren Frauen eine hohe Anerkennung erzeigen, so sprechen wir gern von ihrer „Anmut“, wogegen wir den „Unmut“ nur den Männern kundgeben, wie ich schon andeutete.“

„Nun hören Sie auf, Ihre Beispiele zeigen arge Lücken. Was meinen Sie über den „Wankelmut“? Wenn er eine männliche Eigenschaft sein mag, so ist er aber doch keine Tugend, das können selbst — Männer nicht behaupten bei all ihrem „Hochmute“, und nur mit „Mißmut“ kann ich daran denken, wie oft sie mit Frauenherzen ein „mutwilliges“ Spiel treiben.“

„Wie würden Sie es nennen, wenn ein noch rüstiger Fünfziger all seinen Mut zusammennähme und seinen Blick hoffnungsvoll auf eine schöne, geistvolle Witwe —“

„Das würde ich „mutmaßlich“ „Übermut“ nennen.“

„Ihre Kontroverse hat mich wahrhaft „entmutigt“!“

„Dann ist es meine Pflicht, Sie auch wieder zu „ermutigen“ und Sie auf das bekannte Jagdbild vom Platzhirsche hinzuweisen, welches die Unterschrift trägt: „Dem Mutigen der Sieg!“

Lügen

Plauderei am Kamin

„Guten Abend, Cousine! Aber welch ernstes Gesicht! das paßt ja gar nicht hinein in unsere heitere Plauderecke!"

„Nun, es ist doch auch schrecklich, die ganze Stadt weiß es schon, und ich bin noch ganz erregt!"

„Aber, mein Gott, wovon denn?"

„Denken Sie, Vetter, die Besitzungen des Grafen Nemi sollen subhastiert werden. Er ist ganz fertig, kein Ziegel gehört mehr ihm, und seine Frau, die Gräfin, die stolze Frau, was wird nun aus ihr werden?"

„Das weiß Gott, und mir soll's einerlei sein. Ich habe mich für dies Paar niemals erwärmen können, habe den Leuten stets die Lüge gleichsam angefühlt."

„Die Lüge?"

„Nun ja, die Lüge! Als das Paar vor beiläufig zwei Jahren in Goldeck einzog, da umgab es sich von vornherein mit einem solchen forcierten Talmi-Aufwande, daß man schon die messingne Unterlage durchschimmern sah. Nun hat die Sache Grünspan angesetzt, das konnte nicht ausbleiben. Das Kupfer verliert den Belag und

Goldeck wird versilbert, nicht einmal der eiserne Bestand bleibt."

„Und das sagen Sie so ohne alles Mitleid?"

„Für den Artikel habe ich würdigeren Absatz. Hätte Graf Remi gelebt, wie es seinen Verhältnissen gebührte, so würde es jetzt nicht so schlecht um ihn stehen. Sein ganzes Auftreten war unwahr. — Sand in die Augen!"

„Aber die Frau?"

„Die bedauere ich noch weniger. Sie war es, die Remi zuerst hineingelegt hat. Die stolze Tochter Albions lebte in Genf auf dem großartigsten Fuße, in einem Millionen-Nimbus, — wissen Sie, so nennt man eine Art narkotisierenden Dampfes, aus aufgelöstem Golde hergestellt. Also mit einer solchen Dampfwolke hatte sie sich zu umgeben gewußt und — der Gimpel ging in die Schlinge, berauscht, — d. h. bis zur Hochzeit — von all den Dingen, die da kommen sollten. Nachher, ja nachher, da folgte der Katzenjammer, da wurde irgend ein alter Onkel hinten über dem Kanal, wieder jung, heiratete und die Erbschaft wurde — Nimbus, aber nur Nimbus. Sie hatte gelogen, aber gut gelogen, denn nun lag der arme Remi an der Strippe."

„Aber er, er ist doch dann unschuldig?"

„Gott bewahre. Seine gräflichen Schlösser waren im Monde, und Goldeck kaufte er auf das britische Lügengeld hin."

„Das ist schrecklich!"

„Nicht so schrecklich, wie Sie denken, Cousine, auch nicht so selten. Zürnen Sie nicht zu früh, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß die Mehrzahl der sogenannten Liebesbünde wenigstens mit einer kleinen Lüge begonnen, begründet und geschlossen werden."

„Wenn ich nicht Ihre Art „vorzutragen" kennte, dann möchte ich allerdings Ihnen zornig erwidern, daß auch Ihr Ausspruch —"

„Eine Lüge sei? Warten Sie ab. Erst urteilen und dann meinetwegen verurteilen!

Da betrachten wir zuerst die bei der Eheschließung oft versuchte Finanzlüge und zwar in zwei Unterabteilungen.

Einmal belügen sich die Komparenten selber — dann bleibt's wenigstens in der Familie — oder es werden im Komplotte die Mitmenschen belogen. Es wird eine Scheingröße entfaltet, ein Luxus entwickelt, der thörichte Menschen blendet, wie das Flittergold die unmündigen Kinder. Die Salons werden geöffnet, zuerst die Lüge, dann der Krach."

„Sie bewegen sich da im Kreise seltener Ausnahmen, Vetter!"

„Ich gehe weiter, ich behaupte sogar, der Staat, das Gesetz werden belogen und umgangen im Drange der Liebe. Oder wollen Sie behaupten, daß alle diese hungerleidenden Ehen von kaum erwachsenen Vaterlandsverteidigern und sonstigen Ehekautionspflichtigen auf der Basis der vollen gesetzlichen Kaution erbaut wurden?"

„Aber dabei ist doch das Gesetz gar nicht zu umgehen."

„Eigentlich nicht, uneigentlich doch. Onkels, Tanten, Muhmen und Basen werden da herangezogen und hinterlegen Kapitalien, von denen sie sich thatsächlich nicht trennen können, kurz: dem Schein wird genügt und das junge Glück wird zur Lüge, wenn die S o r g e n es einengen. — Doch lassen Sie mich zu einer anderen Heiratslüge gelangen. Wissen Sie, was man unter einem Sechs Wochen-Geist versteht?"

„Nun?"

„Es ist Ihnen bekannt, daß Mann und Frau sich wohl erst nach der Ehe eigentlich kennen lernen. Man sieht sich in der Gesellschaft, gelegentlich im Salon der Schwiegermutter, auf der Promenade und — wer wird darin ein Unrecht finden — man giebt sich von beiden

Seiten, so gut man eben kann. Da kehrt nun eine gewisse Sorte von geistreichen jungen Damen eine Gelehrsamkeit, eine Allwissenheit an die Außenseite, die wahrhaft staunenswert ist. Schwiegervater, Schwiegermutter und nun erst der Bräutigam, alle bewundern die gediegenen Kenntnisse, die philosophisch durchdachten Urteile der Braut. Ganz anders ist es sechs Wochen nach der Hochzeit. Die Gelehrsamkeit war nur für den Salon vorbereitet, für die Wohnstube langt sie nicht, und dann — für den Ehemann lohnt es auch nicht, den kleinen Meyer oder Brockhaus vor dem Thee oder vor der Promenade zu studieren und irgend ein Roß zu satteln. Kant wird nach der Hochzeit zur Konfirmationsbibel gestellt."

„Ein nettes Bild entwerfen Sie da von den Frauen."

„Ich will durchaus nicht die Epouseurs von dergleichen Kniffen ausschließen. Dahin gehört zum Beispiel die Vergötterung der holden Braut. Jede Braut ist ein Unikum. So etwas gab's noch gar nicht an Schönheit, Geist und wonnevollem Liebreiz. Der richtige Bräutigam oder feiner ausgedrückt „Verlobte" findet alles „unvergleichlich". Er ist ein wahres „Wunder" von Bewunderung und Liebenswürdigkeit. Was „Wunder", wenn da die Lüge sich nach der Hochzeit entpuppt, und manchmal „wunderbar" schnell?

Übrigens schließen sich den „Geisteslügen" unmittelbar die „Körperlügen" an, und die treffen hervorragend das schöne Geschlecht."

„Werden Sie nicht ungalant, Vetter!"

„Niemals. Wen's nicht angeht, den kümmert's nicht, und Sie, Asta, halte ich für durchaus wahr nach jeder Richtung."

„Danke schön! aber weiter. Was meinen Sie mit den Körperlügen?"

„Ich werde versuchen, der Wahrheit selbst hier ein Mäntelchen umzuhängen.

Also: Haben Sie die Frau von B. jemals Brotrinde beißen sehen?

Halten Sie die enormen Zöpfe der Rätin J. für menschenmöglich? Glauben Sie an die Farbenechtheit der Frau Oberst v. H.? — Ich werde so oft an die Worte aus dem Taucher erinnert: „Drunten aber ist's fürchterlich," Gott dankend, daß ich auf dem Trockenen sitze und nicht zu tauchen brauche."

„Sie sind ein abscheulicher Spötter und ein boshafter Mensch, ich will Sie gar nicht weiter hören, ganz gewiß nicht — aber fahren Sie fort!"

„Nun, was soll ich hinzufügen? Alle diese kleinen Lügen, sie sind gewiß nicht vor der Ehe proklamiert."

„Sie haben da gar nicht freundlich geurteilt über die Frauen und sollten —"

„Bitte, Cousine, verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche und berücksichtigen Sie, daß ich das Wahre, Wirkliche, Täuschungslose nur um so höher stelle, wenn ich die Lüge angreife."

„Aber dergleichen Lügen sind doch in der Gesellschaft ganz unvermeidlich und auch vollkommen geduldet, Vetter!"

„Ich möchte weder das eine noch das andere zugeben."

„Mein Lieber, ohne eine kleine Lüge ließen sich ja aber die gewöhnlichsten gesellschaftlichen Formen nicht innehalten. Zum Beispiel:

Man freut sich unendlich eines Besuches und denkt: „Gott schütze mich vor Menschen, die langweilig sind." Man bedauert, nicht zu Hause gewesen zu sein, man findet die geschmacklose Toilette der Frau Zeisig reizend und man gratuliert dem Abgeordneten Soundso zu seiner konfusen Rede. Man bewundert den durchgeistigten Vortrag einer mittelalterlichen Sängerin mit Fadenstimme, und der Leutnant findet die Gänge des neuen Rappen des Kommandeurs ganz vortrefflich, alles nur in der

menschenfreundlichsten Absicht. Sehen Sie, dergleichen Liebenswürdigkeitslügen sind doch unschädlich, — Kluge glauben Sie nicht und — nun den Dummen ist nicht zu helfen, es kommt ja bei denen auch nicht in Betracht."

„Irrtum, Cousine, grauenhafter Irrtum! Lügen schadet immer, wenn nicht anderen, so doch uns selbst.

Der Lüge kecke Zuversicht reißt hin. Das Wunderbare findet Gunst und Glauben, sagt Schiller irgendwo. Man lügt auch nicht aus Liebenswürdigkeit, sondern aus Eigenliebe. Gehen Sie einmal das Register der sogenannten amüsanten — vulgo klugen — Menschen der Gesellschaft durch, da werden Sie bald bei näherer Betrachtung finden, daß — natürlich nur im sogenannten geselligen Verkehre — die gesuchtesten immer die sind, welche es verstehen, die Fehler ihrer Mitmenschen durch etwas Beimengung giftiger Sarkasmen zu enormer Anschwellung zu bringen — Hefe in den Maischbottich — und was dann überfließt, das fangen sie auf zur eigenen Verherrlichung.

Es ist ja nicht immer ein Steuerbeamter da, der die Defraudation bemerkt.

Das moralisch Verächtlichste bei diesen Leuten ist das volle Bewußtsein, dieser ihrer Spezies der Lüge. Wenn dazu noch die Maske einer gewissen gutmütigen Harmlosigkeit angelegt wird, als Palliativ für das Gift, dann wird die Gefahr nur um so größer."

„Aber zu solchen Menschen hat man doch kein Vertrauen."

„Ist auch nicht nötig. Nachteiliges hört man auch ohne Vertrauen, selbst ohne es zu glauben, gern. Semper aliquid haeret oder für Sie verständlicher calomniez, il en reste toujours quelque chose!

„Die böse Saat geht auch im dürrsten Sande auf, während das „Gute" Boden erster Bonitierung und Steuerklasse verlangt, um Wurzel zu schlagen."

„Das mag bei den wenigen Fällen zutreffen, in

denen gescheite Menschen sich mit den Lügen der Medisance beschäftigten, ich gebe das zu, könnte mir sogar einige Beispiele vor Augen führen, aber —"

„Die dummen Verleumder seien unschädlich, wollen Sie sagen? Wieder Irrtum.

Denken Sie doch an den Grafen Flacher. Der Mann ist geradezu gefährlich in dummer unbewußter Lüge. Erinnern Sie sich noch, als er in der vorigen Saison verbreitet hatte, die Gräfin Dabow habe dem Herrn von Rubow ein „Andenken" geschenkt und sein Ehrenwort gab, er habe den einschlagenden Dialog auf dem Palaisballe selbst angehört? Die arme Frau war in aller Munde und aus dem „Andenken" waren bereits nächtliche Rendez-vous geworden — ebenfalls nur in aller Munde."

„Nun, und dann?"

„Dann schlug sich Graf Dabow, und Flacher schoß ihm eine Kugel in die Hüfte."

„Aber, Vetter, Herr von Rubow ist ja der ernsteste und strengste Mann und Familienvater, den —"

„Den man sich denken kann, und das gerade machte die Sache um so pikanter:

Das Wunderbare findet Gunst und Glauben."

„Und was war an der Sache selbst?"

„Gar nichts. Um ein Stück der Jarretière von der Hochzeit des Prinzen Heinrich handelte es sich — der Sohn der Dabow war Page und hatte es erobert — Sie wissen, Rubow ist Universalsammler."

„Da lag aber doch keine absichtliche Lüge vor?"

„Eben, was ich sagte, die Dummen sind die Gefährlichsten, wenn sie interessant sein, sich selbst Geist anlügen wollen! Und diese Lüge glauben sie sogar selbst, wie überhaupt die verbreitetste aller Arten der Lüge das „Selbstbelügen" ist. Es ist das eine endemisch-konstante Krankheit in der guten Gesellschaft.

Mit Kunst und Tücken sucht sich eine große Zahl der gebildeten Menschen über sich selbst im Unklaren zu

halten — der Ungebildete denkt überhaupt nicht über seinen Wert nach, und wenn er es thut, dann ist er eben auf dem besten Wege zur Herzensbildung. — Bei dieser Selbstbeschauung kommt man aber ohne strengste Wahrheitsliebe leicht auf Holzwege.

Glauben Sie z. B., daß der Rittmeister Wangen seinen Gesang für ebenso entsetzlich hält, wie wir? — Denken Sie, daß die Baronin Bergthal sich langweilig glaubt, wenn sie immer wieder von ihren Vorzügen, von allen den Höflichkeiten erzählt, die man ihr erwies? — Und doch ist sie nur die Frau ihres Mannes — weiter nichts!"

„Sie sind doch ungalant, Vetter!"

„Aber wahr —! Lassen Sie mich noch auf eine Art der Selbstbelügung kommen, die ich die Vorwurf-Ersparungslüge nennen möchte und die besonders bei Frauen vorkommt — Männer sind eben nicht sehr veranlagt, sich überhaupt Vorwürfe zu machen."

„Danke im Namen der Frauen für das Kompliment."

„Bitte!

Es giebt unendlich viele Menschen, die — auch bona fide — sich einbilden, das, was sie aus ganz eigener Gefühlseingebung thun, geschehe im Interesse anderer. Sie kennen die Redensart:

„Ich bringe meiner Frau immer etwas mit — was ich gern esse!"

Von allen den Frauen, die sündigen — und deren giebt es doch auch, Sie werden das zugeben, hie und da in der Gesellschaft — werden die meisten selbst glauben, sie opfern sich in reiner Selbstlosigkeit — aus Gutmütigkeit. Sie können eben nicht abschlagen, mögen dem nicht wehe thun, der nun einmal sie mit den Garnen der Liebe umspannt:

„Ich konnte doch nicht anders, und nun ist's geschehen, ich bin nicht schuld daran" — so sprechen sie in ihr eigenes Gewissen oder dergleichen ähnliches Werk-

zeug hinein und es hört auf zu funktionieren, als wenn man zu viel Öl in die Uhr gießt. Dann haben sie Ruhe, — die Selbstbelügung ist als gelungen zu betrachten, — wie der Angriff im Manöver, auch ohne wahre Überzeugung."

„Das war nicht hübsch, Vetter. Bitte, lügen Sie heiterer."

„Wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Sie rasend liebe, Cousine?"

„Das wäre eine „Liebenswürdigkeitslüge" in der Vollendung! Aber lassen Sie die Thorheiten. Sagen Sie mir lieber, was Sie unter Wahrheit verstehen nach all dem Lügengewebe?"

„Wahrheit ist, was man den Menschen nicht sagen darf und doch nicht ableugnen soll.

Rückert spricht in einem Vierzeiler:

O, Wahrheit, deinen edlen Wein,
Mußt du mit Wasser mischen,
Denn willst du ihn rein auftischen
Nimmt er den Kopf den Gästen ein!

Und Rückert war ein ehrenwerter Mann.

„Wer mich entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben," sagt Don Carlos, und über die Wahrheit schrieb Leibniz:

„Wahr ist einmal, was sich nicht widerspricht, zweitens, wofür sich ein hinreichender Grund anführen läßt." —

Wenn ich also auf meine Erklärung zurückkäme und wiederholte: „Cousine, ich liebe Sie," so müßte sie wahr sein, denn ein hinreichender Grund ist vorhanden, schon darin, daß bei Ihnen alle Lüge ausgeschlossen ist."

„Nun, ich dächte, wir hätten uns dafür heute genügend widersprochen, um selbst Leibniz irre zu machen an Ihrer Wahrheit."

„Ja, Cousine:

Wer die Wahrheit denkt, der muß schon sein Roß
am Zügel haben,
Wer die Wahrheit spricht, der muß schon den Fuß
im Bügel haben,
Wer die Wahrheit thut — der muß statt der Beine
Flügel haben —
Und doch spricht Mirza-Schaffy: Wer da lügt,
muß Prügel haben!“

Wie lieben Männer?

Plauderei am Kamin

„Aber Vetter, ich begreife nicht, wie Sie sich so abfällig über eine Verlobung aussprechen können, die doch nach allen Richtungen den Anforderungen entspricht, die man für eine solide und vernünftige Ehe zu stellen pflegt. Die Braut ist schön, reich, geistvoll . . .“

„Und der Mann mit ihr in fast gleichem Alter! Halten Sie es denn für möglich, Cousine, daß da ein dauerndes Glück erwachsen könne? Werden Sie mir nicht zugeben, daß über kurz oder lang ein Mißverhältnis entstehen muß, das keine Macht der Welt mehr ausgleichen und beseitigen kann? Denken Sie nur um zwanzig Jahre oder noch etwas länger voraus. Der sechsundvierzigjährige Mann neben der ebenso alten Frau!“

„Sie werden mir aber zugeben, Vetter, daß die Liebe nicht nach dergleichen Nebendingen fragt, wenigstens nicht fragen sollte. Sagt nicht Schleiermacher: „Das Erste in der Liebe ist der Sinn für einander!“?

„Wenn Sie die Liebe als die Unterlage für die Ehe betrachtet wissen wollen . . . dann irrt Schleiermacher. Bedenken Sie, Cousine, welche Reihe von Fragen

zu erledigen ist, ehe die Frage nach der Liebe überhaupt . . . in Frage kommt!"

„Das ist mir unverständlich, erklären Sie sich deutlicher!"

„Nun, da tauchen zuerst die unbewußten, gleichsam angeborenen, besser anerzogenen Vorfragen auf, denen niemand ungestraft entrinnt. Sie haben für den erzogenen Menschen nur eine ideale Bedeutung, beeinflussen aber immerhin die sogenannte freie Wahl mehr als irgend ein anderer Faktor. Ich gedenke der Standes-, Bildungs- und Erziehungsrücksichten, die sämtlich der frei wählenden Liebe die stärksten Schranken ziehen. Doch wie gesagt, für den erzogenen Menschen existieren diese Fragen nur ideell."

„Nun ja, das lasse ich gelten, aber weiter, es fehlt noch der Gegensatz zu den bewußten Fragen."

„Lassen Sie mich den Ausdruck „Vorfragen" beibehalten — wenn es erst zum „Fragen" kommt, dann ist es schon zu spät. Also: da giebt es zuerst die Kardinalfrage — realistisch gesprochen die Hungerfrage. Sie lautet: Wovon leben und wie leben? Sie müssen mir doch zugeben, selbst Sie als Frau, daß die „kleinste Hütte" längst aus der Mode gekommen ist. Sie stimmen zu? Nun also — dann erwähne ich der so wichtigen Frage der Familienbeziehungen. Sie schütteln den Kopf — ich meine ja nicht etwa Montechi-Capulettische Zerwürfnisse, sondern recht elementare Nebenumstände. Wollen Sie mir zugeben, daß ein verwandtschaftlicher Anhang das zu bildende Familienglück, selbst beim reellen Bestehen aller anderen Bedingungen, von Grund aus zerstören kann? Ich darf dann auch die Konfessionsfrage nicht unberührt lassen . . ."

„Teuerster Vetter, Sie spannen ja die Liebe in eine Zwangsjacke. Wenn Sie so schematisieren, dann kennen Sie eben keine wahre Liebe, die läßt sich nicht einengen, nein, nein!"

„Und das sagen Sie als Frau? Ist denn nicht die

Wahl für die Frau noch viel, viel enger gezogen, als für den Mann? Ihm bleibt doch wenigstens stets die Initiative innerhalb seines Kreises."

„Ich werde über diesen Punkt nachdenken; fahren Sie inzwischen fort mit Ihren Auseinandersetzungen, ich möchte so gern von Ihnen lernen, wie Männer lieben."

„Verstehen Sie mich nicht falsch, Helene, bislang sprach ich noch nicht von der Liebe, sondern nur von der Ehe und den Hindernissen, deren Berücksichtigung für die Gründung eines dauernden Eheglücks in Frage kommt. Wollen Sie meine Ansichten und Auffassungen über die Liebe ganz generell hören, dann müssen Sie sich mit Geduld wappnen. Ich will Ihnen indessen mitunter ein mitleidiges Lächeln gestatten."

„Angenommen! .... Doch eine Bedingung! .... Rückhaltlos müssen Sie sich aussprechen, und mir gestatten, gelegentlich zu replizieren."

„Gern! Wissen Sie, was freie Liebe ist? Sie ist das wundersame, göttliche und unwiderstehliche Gefühl, welches unser Herz mit aller Macht, mit jeder Fiber dahin zieht, wo es ein gleiches, ein sympathisches, ein volles Entgegenschlagen fühlt! Falten Sie nicht die Stirne. Die freie, wahre Liebe verstehe ich nicht im Sinne der üblichen Deutung. Sie findet im Gegenteil ihren höchsten und erhabensten Ausdruck in einer wahrhaft glücklichen Ehe. Jedes Eheglück, ich bitte Sie, mir das nicht außer Acht zu lassen, hat eine feste unerschütterliche Grundlage, solange die Liebe eine freie bleibt, solange kein Teil unter dem größesten Feinde der Liebe, dem Zwange, dem „Muß", entweder eines langsamen moralischen Todes stirbt, oder — die Fesseln von sich wirft, — öffentlich, und das ist noch immerhin das wenigst Tadelswerte — oder im geheimen, — und Sie werden auch dann ein mildes Urteil finden."

„Aber Vetter, welche Grundsätze!"

„Ich bitte, meine Grundsätze nicht mit den von mir ausgesprochenen und auszusprechenden Lebenswahrheiten zu verwechseln. Ich selbst stehe frei da, wie Sie wissen, und brauche weder Urteile anzunehmen, noch verurteile ich selbst. In Menschenherzen kann man nicht hineinsehen, und man wird nur zu oft ungerecht sein, wenn man die Mitmenschen nach den eigenen, oft so kalten Empfindungen beurteilt. Bedenken Sie, wie unendlich verschieden sind die Charaktereigenschaften der Menschen, wie unvergleichbar die Temperamente, wie groß die Gegensätze zwischen zartfühlenden Naturen mit großer Sensivität und jenen kautschukbezogenen Seelen, auf welche nichts einen tiefen Eindruck dauernd hervorzubringen vermag. Glauben Sie mir, Helene, daß gerade die empfindsamsten, in ihrem Grunde reinsten und wahrsten Seelen der Verurteilung ihrer Mitmenschen leichter und öfter ausgesetzt sein müssen, als jener Mittelschlag, der aus Gewohnheit das Mittelmäßige behält, statt nach Besserem zu streben. Der Indifferentismus ist nach meiner Ansicht eine Grundlage für Weltmoral, aber keine beneidenswerte in meinen Augen."

„Also, Sie reden der ‚freien Liebe in Ihrem Sinne' das Wort, Vetter?"

„Ja und nein. Ja, wenn die Liebe ebenso groß, so voll, so mächtig ist, daß ein Unterdrücken ein Unding sein würde, daß ein vielleicht grenzenloses Glück dadurch gefunden wird. Zwischen freien Menschen ist der glatte, schöne Weg leicht gefunden. Die Gefesselten aber — nun, Sie wissen, ich bin frei, und will nicht verurteilen!"

„Nein sage ich aber mit voller Überzeugung im Sinne der Gesellschaft, des Gesetzes, ich vermeide speziell zu sagen, im Sinne der Moral. Wenn die Liebe den Charakter der stillen Verschwiegenheit verliert, dann wird sie verwandelt in ihrem inneren heiligsten Werte, und wenn sie Ärgernis erregt, dann tritt sie in die Reihe der Prostitution. —"

„Aber mit solchen Anschauungen eröffnen Sie der Unmoral, dem Leichtsinn Thüren und Thore, Vetter!“

„Verzeihung, das thue ich nicht. Wenn die Liebe überhaupt ernst und tief aufgefaßt wird, wie ich das in voller Überzeugung thue, wenn die Liebe eben nicht wie eine spontan auftretende Inspiration anzusehen ist, sondern als ein Gefühl, dem man nur nach ernster Selbstberatung folgen darf und kann, dann muß sie erhebend und bessernd einwirken auf den Menschen von Herz — und nur diesem billige ich überhaupt die Fähigkeit zur wahren Liebe zu. Jede Leidenschaft ist eine Schwäche. Je mehr das Gefühl wahrer Liebe an Intensivität gewinnt, um so mehr wird es den Charakter der Leidenschaft verlieren, sich vertiefen und veredeln in Hingabe, Vertrauen und Treue.“

„Darf ich Ihnen mit einem Worte Bulwers replizieren, das Lucretia in den Mund gelegt wird? Es heißt: Die Liebe, welche am tiefsten sich einprägt, entsteht mit dem ersten Blicke, sie strömt plötzlich auf uns herab aus der Wolke wie ein Blitzstrahl — ein Schicksal, dem wir jäh ins Antlitz sehen.“

„Ich antworte Ihnen darauf mit einem anderen Ausspruche Ihres Gewährsmannes, Helene. Irgendwo anders spricht auch Bulwer von der Liebe als einzigem Zustande menschlichen Seins, der zugleich der tiefsten Seelenruhe und des höchsten Entzückens fähig sei. Nun, geben Sie mir das zu, kann wohl der erste Blick das höchste Entzücken geben — bei sehr eindrucksvollen Menschen, niemals aber das weit Schönere, die tiefste Seelenruhe. Dazu gehört eben die Tiefe, der Ernst, und wer dem Eindrucke des ersten Blickes folgt, der läuft Gefahr, dem häßlichen Zerrbilde der Liebe, der Sinnlichkeit, in die Hände zu fallen, und in raschem Wechsel solcher ersten Blicke bald auf die Bahn niedrigen Lasters zu geraten. Glauben Sie, die Liebe ist unendlich empfindlich, ein Hauch genügt, um ihr den klaren, herrlichen Glanz zu nehmen, einen Glanz, den sie nie, nie

in gleicher Fülle zurückerhält. Erst dann verdient die Liebe ihre so schöne, wunderbare Bezeichnung, wenn sie das ‚volle Verschmelzen zweier Seelen, entkleidet vom Staube‘ zum Ausdrucke bringt.“

„Also Sie wollen kein rasches, magnetisches Zusammenströmen, Sie verwerfen jenes so poetische ‚Sich sehen und lieben war Eins?‘ Sie wollen gleichsam dem Erstehen der Liebe eine längere Verstandesüberlegung vorausgehen lassen? O, wie das kalt und lieblos scheint!“

„Scheint, ja, aber nicht ist. Ich betrachte eben den Herzensbund mit dem ernsten Urteile des fühlenden Mannes. Mit den heiligsten Gefühlen soll man nicht spielen oder leichtfertig umgehen. Ich kann oder könnte eine Frau, und wäre sie eine Göttin, nicht früher lieben, bis ich sie ganz kenne, nicht allein äußerlich, sondern auch ihr Seelenleben. —“

„Vivisektion, seelische Vivisektion!“

„Gut, nennen Sie es so, Cousine. Ich würde dagegen meinerseits niemals Vertrauen fassen können zu einer Frau, die nicht das Bestreben kundgiebt, auch mich kennen zu lernen — vor der Liebe!“

„Nun, Vetter, man sieht, Sie lieben eben nicht!“

„Wer kann mir das beweisen? Ich hasse nichts mehr, als Gefühle und Interessen zu verraten, die noch nicht perfekt geworden sind.“

„Ist denn nach Ihrer Ansicht die Liebe des Herzens eine Ahnung der Seele oder folgt die Seele dem ahnenden Herzen?“

„Ich glaube, daß die Seele das Herz mit umschließt. Jedenfalls gehört der Frau, die ich tief und wirklich liebe, auch meine ganze Seele.“

„Und wie, Vetter, urteilen Sie über die Unglücklichen, die in der Liebe anders denken, als Sie, die weniger ruhig überlegen und weniger dem Verstande folgen, als Sie es zu thun scheinen?“

„Scheinen, Cousine, das Wort wurde an der rechten Stelle gebraucht. Suchen Sie mich kennen zu lernen, vielleicht werden Sie erkennen, wie unrecht Sie mir thun. Doch zur Beantwortung ihrer Frage. So verschieden, wie des Menschen Charakter sich gestaltet, von Natur oder auch Erziehung, so verschieden wird auch die Art sein, in welcher sich seine Herzensempfindungen äußern oder verbergen. Dem Sanguiniker, der mit Ungestüm seinem Ziele zueilt, steht der Stoiker gegenüber, mit unüberwindlicher Ruhe, aber wohlverstanden das hinnehmend, was ihm durch des Götterknaben Huld beschieden. Daß der krasse Egoist nicht lieben kann, wie ich die Liebe Ihnen eben nach meiner Auffassung darlegte, das bedarf nicht der Erwähnung. Ihm werden die Fragen nach irdischen Gütern und weltlichen Vorteilen immer näher stehen als die beiläufige Nebensache des Geistes, Verstandes und des Herzens. Der Eitle, nun eigentlich gehört er nicht ganz zum Geschlecht der Männer, er wird überall in Flammen stehen, wo er glaubt, zu gefallen, wohl aber selten von einer Frau von Herz ernst genommen werden. Der Indifferente läßt sich vom Schicksal tragen, und wird von einer gewissen Gattung von Frauen als höchst bequemer Lebensbegleiter angesehen. — Lassen Sie mich nicht alle die Ausgeburten des Charakters aufzeichnen, welche das stärkere Geschlecht aufzuweisen hat und die das schöne, herrliche Wort „Liebe“ schon entweihen, wenn sie es in den Mund nehmen — unbegriffen, ungewürdigt.“

„Nun, Vetter, seien Sie nicht hart und bedenken Sie, daß doch auch wir Frauen die verschiedenartigsten Charaktere in unsere Reihen schließen. Sollte sich da nicht naturgemäß Gleichartiges zusammenfinden?“

„Ja, Helene, wenn das wäre! Aber schauen Sie hinein in die sogenannte Gesellschaft. Welche Gegensätze führt, Gott weiß wer, zusammen. Da sehen Sie die geistvolle schöne Frau an der Seite des Mannes, der

sie nicht versteht, nie verstehen wird. Ist es ein Wunder, wenn sie Verständnis außerhalb sucht und findet? Da finden Sie den begeisterten Künstler, den lebensfrohen und hoffnungsvollen Jüngling bereits gebunden für immer an eine ebenso alte Frau, der man es aus den geistlosen Augen lesen kann, daß sie durch ein langes Leben jedem Aufschwunge als Hemmschuh dienen wird, daß sie den göttlichen Funken, der dem Herzen ihres Mannes innewohnt, nach und nach systematisch erlöschen machen wird, bewußt oder unbewußt."

„Gestatten Sie mir den Einwurf, daß ja eine solche Handlungsweise von seiten einer Frau fast ein Selbstmord wäre. Selbst die beschränkteste Frau wird sich doch mit Stolz erheben an den geistigen Vorzügen und Talenten ihres Mannes!"

„So denken Frauen wie Sie, Helene! Sie vermögen sich kaum hineinzuversetzen in die Kleinlichkeit solcher untergeordneten Seelen. In den meisten Fällen wohnt solchen Frauen ein hoher Grad von Egoismus inne, den sie unter dem Namen „Liebe" feilbieten. Das unbestimmte Bewußtsein eigenen Ungenügens, das natürlich niemals in seinem vollen Umfange erkannt oder zugegeben wird, es verwandelt sich in eine ebenfalls unbewußte Eifersucht, eine Eifersucht, die bald die Mittel findet, dem Manne die Frische, die Freude, den Aufschwung zu nehmen. Sie lächeln?"

„Nun ja, ich muß über den durchgeistigten Mann lächeln, der sich durch eine geistlose Frau seine Frische nehmen läßt. Sind so die Männer?"

„Haben Sie, Cousine, jemals einen Gummiring um den Arm gelegt und längere Zeit liegen lassen? Anfangs fühlt man kaum den Druck, der, in seiner Gleichmäßigkeit fortbestehend, endlich zur Pein wird. Wurde nicht die größte Folterqual durch das fortgesetzte Fallen von Tropfen auf die Brust des zu Inquirierenden hervorgebracht?"

„Aber, Vetter, sagen Sie mir, klären Sie mich

darüber auf, wie kommt denn der Mann, dem doch nach Ihrer Aussage die freie Wahl innerhalb des „sozialen Gatters“ offen steht, wie kommt ein Mann dazu, seine Liebe einem Wesen zuzuwenden, das nicht zu ihm gehört? Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß dieser Fall sich für die Frauen wohl durch die enger gezogenen Wahlkreise erklären läßt. — Nun?“

„Es ist hart, aber ich muß es selbst gestehen, daß zu solchen Verirrungen wohl fast ausschließlich die eben besprochenen Vorfragen, d. h. die bewußten Vorfragen führen, Äußerlichkeiten, die mit der Liebe nichts zu schaffen haben. Die glücklichsten Aussichten bietet immerhin noch die materielle Grundlage — die wird dauernd respektiert — Sie sehen, ich schone auch die Männer nicht. Den kürzesten Bestand hat das Liebesglück, wenn es auf Schönheit — körperlicher Schönheit — der Frau allein, ohne die geistigen entsprechenden Vorzüge erbaut wurde.“

„Und doch sagt ein altes Sprichwort: L'amour des hommes entre par les yeux, l'amour des femmes par les oreilles.“

„Was die erste Hälfte Ihres Spruches betrifft, möchte ich doch eine Einschränkung gerecht finden. Treten wir dieser Behauptung einmal näher. Wenn wir Männer durch die Augen die ersten Eindrücke bekommen, nun, so liegt das in der Natur der Sache — nicht umsonst heißen wir doch die Frauen das s c h ö n e G e s c h l e c h t. Indessen wird dem Manne, dem ernsten Manne, im Gegensatze zum stürmenden Jüngling, dieser erste Eindruck bald nicht mehr maßgebend sein. Er wird zuerst ganz unwillkürlich die Augen fragen, ob es lohnt, den Mund sprechen zu hören, und wird einen Eindruck erst aus dem Resultate, dem Produkte ziehen, das sich seinem Empfinden durch die Kombination von Sehen und Hören mitteilte.“

„Schema!“

„Es klingt nur so. Beobachten Sie, und Sie werden meine Aussage bestätigt finden. Nur die Jugend stürmt rücksichtslos vorwärts, ohne zu wägen, d. h. wenn sie, — ich meine die männliche Jugend, — nicht vorher schon blasiert war. Ich bin selbst noch nicht alt genug, um mich nicht meiner Beobachtungen genau zu erinnern, um mir nicht alle die zahllosen Beispiele heranziehen zu können, in welchen übrigens begabte, gut veranlagte junge Männer sich durch das „Sehen" in ein lebenslanges Elend hineinlocken ließen. Sie allein traf die Schuld, nicht die armen, jugendlichen Schönen, die ihrerseits vielleicht wieder dem zu leichtgläubig folgten, was ihrem Ohre in sanftem Schmeicheltone eingeflüstert wurde."

„Aber schrecklich klingt das ja. Sie wollen wohl der Jugend den Impuls, die frische Freudigkeit, die Fähigkeit zur Leidenschaft, zum ‚Entbrennen' nehmen, und Pedanten gestalten, lauter greise Pedanten, ehe noch Haar und Bart ergrauten."

„Das liegt mir durchaus fern. Nein, ich habe im Gegenteile nur die lebhafteste Sympathie für solche junge Männer, die das Herz auf dem rechten Flecke tragen, ihre Jugendkraft fühlen, die mens sana in corpore sano tragen, im Gegensatze zu jenen traurigen, vorzeitig verlebten, geistig und körperlich gebrochenen und blasierten Jammer-„Männern", die die Quelle wohl suchten, aber aus der Pfütze tranken. Nur habe ich solche stürmenden Jünglinge stets mit einer gewissen Sorge beobachtet, stets, wo ich konnte, zum Warten, zur Überlegung geraten. Die Liebe, wirkliche Liebe, sie stirbt nicht am Warten. Bleicht die Farbe schnell, dann war sie nicht echt."

„Und über das Warten schwindet die Jugend und das Herz verknöchert. Vetter, Ihre Ansichten sind furchtbar. Wann, d. h. mit welchem Alter gestatten Sie denn dem Manne, Liebe zu fühlen und der Liebe zu bedürfen?"

„Nicht die Jahre kommen in Frage, sondern die Individualität. Bei dem fühlenden, denkenden Manne halte ich die Fähigkeit, Liebe, wahre tiefe Liebe zu empfinden, für größer, wie beim Jüngling, der hinnimmt, was ihm entgegengebracht wird. Der reife Mann empfindet nicht wie der Jüngling, für den Augenblick. Er wird erst prüfend die ganze Fülle und Größe des wunderbaren Gefühls erkennen, welches solche Liebe ihm bietet, und er wird das halten, was er fand. Die Liebe aber und der Dank, sie werden ihn die Frau ehren lassen, die ihm reines und verstandenes Glück brachte. Dann aber entsteht der Herzensbund für das Leben, für immer, wenn zwei Menschen sich kennen, verstehen, ehren und lieben. Nehmen Sie jedes dieser vier Worte in seiner vollen tiefen Bedeutung und in der Vereinigung sehen Sie ein vollkommenes, stilles, schönes Liebesglück erwachsen. Dann giebt es keine Schwüre der Treue, keine Versicherungen ewiger Liebe mehr. Wo Liebe, solche Liebe, da ist auch volles, unumstößliches Vertrauen. Solchem Glücke, solcher vollen Gegenseitigkeit, glauben Sie mir, werden Sie aber fast ausschließlich in solchen Verbindungen begegnen, bei welchen wenigstens der Mann reif genug ist, um ganz zu verstehen, daß eine große, ernste Liebe ‚immer ewig ist‘. Ein solches Zusammenschmelzen der Seelen, das kann sich niemals wiederholen. ‚Schwindet Liebe, dann war sie's nicht.‘ Es hat mich stets eine Stelle aus einem Briefe Bollingbrokes tief berührt, wo er über seine eigene Gemahlin schreibt: ‚Ich schäme mich nicht, zu sagen, daß ich sie jede Stunde meines Lebens mehr bewundere.‘ Und Bollingbroke fand erst in späteren Jahren, was er suchte, und auch bei ihm trat die Wahrheit eines Verschens hervor, das mir soeben in den Sinn kommt:

„Wie man das jüngste Kind am meisten liebt
So ist der Spätling unsrer Liebe auch,
Auf was sie sich auch richten mag, am stärksten.
Ist es doch unser später Herbstgenuß,
Die letzte Freude vor dem Winter.“

„Da kann ich Ihnen nur wünschen, daß Sie den Spätling recht bald finden mögen, um sich seiner nach Verdienst lange, lange erfreuen zu können, aber nicht bis zum Winter, sondern durch den Winter noch!“

„Spotten Sie, Cousine. Wenn Sie ahnten, wie ich gesucht habe, und wie schwer man findet, wenn man ernsthaft sucht. Doch weiter!“

„Noch eine Frage lassen Sie mich an Sie richten, Vetter. Sie wählten im Laufe unserer Konversation das Beispiel der unglücklichen Ehe eines Künstlers; hatte das einen besonderen Grund?“

„Bewußt habe ich das Beispiel wohl nicht gewählt, allein, ich kann Ihnen meine Ansicht nicht vorenthalten, daß gerade Männer in gewissen Berufszweigen durch eine tiefe, große Liebe zu einem mächtigen Aufschwunge gelangen können, während eine verfehlte Ehe sie unwiderstehlich untergehen läßt — falls sie nicht die Energie finden, die Freiheit wieder zu gewinnen. Welches Talent ertrüge wohl die kleinlichen Peinigungen eines häuslichen Unglücks und Unfriedens, die Gleichgültigkeit dort, wo die erhebende und stärkende Luft der Liebe wehen sollte. Der Mann, der der Energie des Aufschwunges bedarf, sei er nun Soldat, sei er Forscher oder sei er Künstler, er wache über seiner Freiheit, bis er eine Frau fand — wie ich sie suche — eine Frau, zu der er — hinaufschauen kann, — muß, mit Bewunderung, zu der er — Gott verzeihe mir die Blasphemie — beten möchte.“

„Und sollten nicht gerade die Künstler, Männer, die in der großen Welt leben, die Welt kennen, mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet sind, sollten

nicht gerade die in der Lage sein, mit Herz und Augen zu prüfen?"

„Die Thatsachen beweisen in unzähligen Fällen das Gegenteil. Byron sagt selbst: But o ye lords of ladies intellectual, inform us truly, have they not henpecked you all? In Miltons lost paradise heißt es frei übersetzt: „Also sich stets beschuldigend gegenseitig, und selbst sich schuldfrei dünkend, brachten sie die Stunden hin in fruchtlosem Gezänk, das nie ein Ende nehmen sollte."

Und Shakespeare selbst:

„— — Ja meine Frau — —
— — — mit scharfem Zaum
Kannst du sie zügeln nimmer, solches Weib!"

Alle sprechen sie im Gedenken selbstgemachter Beobachtungen, eigener Erfahrungen. Und schauen Sie hinein in die Gegenwart —!"

„Sie haben mir da in eigentümlicher Weise die Männer beleuchtet, ich weiß über dem allen doch nicht einmal, wie Sie selbst über die Liebe denken. Ich habe Sie während Ihrer Mitteilungen einmal für frivol, einmal für ernst, dann für lieblos gehalten. Und nun wieder möchte ich Sie für einen Weiberfeind halten, während ich nach der einen Viertelstunde Sie einer tiefen unbegrenzten Empfindung für fähig hielt, würdig des Asra."

„Ich sprach sachlich, Cousine, Sie warfen mir sogar das Schematisieren vor. Wollen Sie mich selbst, meine eigenste Auffassung in kurzen Worten hören? Da ist sie in den Ausdrücken Bischoffs: „Ohne Liebe sind wir anderen nichts, aber auch uns selbst nichts." Sie werden mir zugeben, daß ich, ohne alt zu sein, die Jahre der Leichtlebigkeit hinter mir habe. Ich suche daher den wahren Edelstein und lasse das glitzernde Glas beiseite liegen. Ich suche ein Herz, das in seiner Treue wie der Salamander durch Feuer und Leid mit mir geht,

geschützt durch den Freibrief innigen Verständnisses in unzerstörbarer Schrift geschrieben, durch das Feuer nur geläutert. Ich liebe nicht jene Rosenstöcke, die unzählige kleine Blüten tragen, ich suche eine einzige schöne, volle, duftende Rose, mir blühend, bis mein Abend sinkt. Ich will finden, was ich bringe, eine wahre, tiefe, ernste Liebe, unberührbar und unerschütterlich. Ich suche volles, geistiges Verständnis, ganze Hingabe, Opferfreudigkeit. Helene, nun wissen Sie, wie ich den heiligen Begriff der Liebe auffasse, die höchste, die schönste Empfindung des Menschenherzens. Ich weiß aber auch, wo ich das alles finden kann, was mein Herz sucht. Helene, soll ich mein Glück vergebens gesucht haben?"

„Hier, meine Hand! Ich reiche sie in vollem Vertrauen, in fester Zuversicht. Halte sie fest im Bewußtsein, daß nichts uns mehr wird trennen können, daß auch meine Liebe ernst und tief ist und ‚ewig'."

„Wie reich, wie glücklich du mich machst, Helene!"

Herzblatt!

Novellette

„Du glaubst nicht, Ruth, wie glücklich ich mich fühle! Endlich auf der eigenen Scholle, im eigenen warmen Neste und jetzt zum erstenmale am eigenen Kaffeetische! Und das alles nach drei Wochen sogenannter Hochzeitsreise! — Darf ich mir eine Cigarre anzünden, mein Herzblatt?“

„Gern, mein Liebling, gern! Aber ich bitte dich . . .“

Die junge schlanke Blondine unterbrach den begonnenen Satz und erhob sich rasch, um dem Gatten selbst das Feuerzeug heranzuholen. Glückstrahlend folgten seine Blicke der vollendet schönen Gestalt.

Mit dem brennenden Wachskerzchen kehrte sie dann zurück und: „Rasch, rasch, es brennt an die Finger,“ klang es hell von den roten Lippen, als er sie an sich ziehen wollte.

„Die lieben kleinen Finger,“ — er bemühte sich eifrigst, die kaum entzündete Cigarre vollends zum Brennen zu bringen — „ja, die lieben — Finger! So — endlich! Dank, vielen Dank. Und nun bist du mir

den Nachsatz zum „Aber“ schuldig geblieben, mit dem du mir eben durchgingst. „Nicht qualmen!“ so heißt deine Bitte, nicht wahr, mein Herzblatt?“

„Nein, mein Franz, das ist's nicht, ich vertrage den Rauch sehr gut, aber . .“

„Nun?“

Sie sprang auf, drückte die Lippen auf seine hohe Stirn und sah ihn fast bittend an: „Nun — eben — das „Herzblatt.“

„Ich verstehe nicht!“

„Bitte, nenne mich niemals mit diesem Ausdrucke, er erinnert mich an eine der peinlichsten Situationen meines Lebens und — nein, ich kann dir das nicht sagen.“

„Halt, meine liebe Ruth, das ist gegen den Kontrakt. Ein Geheimnis habe ich dir bewilligt, du weißt, es betrifft deine erste kurze Verlobung. Ich hielt mein Versprechen und fragte nicht nach Vergangenem. Für neue Bewilligungen reicht das Budget meiner eheherrlichen Nachsicht nicht — also gebeichtet! Was ist's mit dem Herzblatt, oder fürchte den Zorn des Schloßherrn von Rybnik!“ sagte er mit Pathos.

Er hatte seine Frau auf das Knie gezogen, und als sie ihn ganz leise fragte: „Hast du kein Vertrauen zu deiner Ruth?“ war von den Falten auf der Stirn keine Spur zu bemerken und lächelnd sagte er:

„Gut denn, behalten wir unsere Geheimnisse für uns.“

Ein bißchen Erstaunen, eine kleine Wolke von Mißmut traten in die hellen Züge der jungen Frau.

„Aber Franz, du bist auch gar zu wenig neugierig! Weißt du nicht, daß allzuviel Vertrauen zu den Frauen einer Mißachtung gleichkommt oder — doch wie eine Selbstüberschätzung aussieht?“

„Also Mißtrauen? Gut! Weib, bei meinem Zorne — bekenne! Wen soll ich umbringen in wilder Eifer-

sucht — was, wer, wo, wann, wie ist das Herzblatt?"

„Ich bitte dich, Liebling, sei einmal ernsthaft. Willst du? Gut denn: ich halt's ja doch nicht aus, vor dir ein Geheimnis zu haben, und was davon nicht mir allein gehört, nicht wahr, das ist auch bei dir — vergraben."

„Vergraben!" antwortete er, die Stimme zu möglichster Tiefe verdüsternd und mit einer Bewegung der Hand bis auf den Smyrna-Teppich hinabzeigend.

„Also — es handelt sich ...."

„Um das Herzblatt!"

„Nicht doch, das kommt ja erst später."

„Nun denn?"

„Um meine erste —"

„Liebe?"

„Nein — Verlobung."

„Also ohne Liebe?"

„Ja doch! — aber bitte, höre endlich zu und zwar aufmerksam!"

Erst nachdem sie prüfend in des Gatten Züge gesehen und dort einigen Ernst gefunden, begann sie: „Franz, du ahnst bei deiner gesetzten Frau wohl kaum, daß sie von neun Geschwistern nicht nur die Älteste, sondern auch die Unlenksamste war."

„Wird schon anders werden."

„Bitte, unterbrich mich nicht. Als ich siebzehn Jahre alt geworden, bekamen meine Eltern das Einsehen, daß es zu Hause, bei allen den Kleinen, nicht mehr mit mir ginge und —"

„So kamst du nach Ungarn, weiß ich, zur jüngsten Schwester deines Vaters, der Baronin Balhasz, zu der einzigen Verwandten, die auf unserer Hochzeit fehlte."

„Ganz recht. Was ich dir aber von dort zu erzählen habe, das soll, das darf niemand wissen, ich sage dir — niemand!"

„Aber dann erzähle es doch nicht!"

„Warte doch! Natürlich du ausgenommen.

Meine Tante Ruth — nach ihr bin ich genannt — war und ist wohl noch eine auffallende Schönheit, und man begreift erst, wenn man die fürstlichen Besitzungen des alten Onkels Balhasz sieht, daß sie einem so bärbeißigen und ernsten Manne ihre Hand gab. Aber Tante war arm und —"

„Weiß schon, mein Schatz! Frauen nennen das Liebe!"

„Pfui, wie häßlich! Doch höre weiter! Wir würden nun, bei der Abgeschlossenheit des Onkels ein sehr eintöniges und trauriges Leben auf Dobromvja geführt haben, wenn nicht etwas Bewegung durch einen der nächsten Nachbarn gebracht worden wäre, der sich über die Launen und Grillen des Onkels hinwegsetzte.

Baron Hadik von Tarko, Sandor hieß er mit Vornamen, ein auffallend schöner großer Mann, mit ausdrucksvollen Zügen und dunklen, sprechenden Augen —"

„Aha!"

„Still doch! Er war erst kürzlich in den Besitz seiner großen Güter getreten, und der lange Aufenthalt in Wien und Paris hatte ihm jene glatten Umgangsformen gegeben, die uns Frauen stets gefallen und denen man übrigens im dortigen Komitate kaum wieder begegnete. Was Wunder, daß seine immer häufiger sich wiederholenden Besuche der Tante Freude — mir aber Herzklopfen machten. So ein siebzehnjähriges Herz schlägt ja leicht. Und was hätte den noch jugendlichen Baron so häufig nach Dobromvja gezogen, wenn nicht auch er — — Die Tante hätte fast seine Mutter sein können mit ihren zweiundvierzig Jahren, und der Onkel — dem ging er möglichst aus dem Wege.

Baron Sandor war nun zwar stets freundlich und entgegenkommend; aber er behandelte mich wie ein Kind, während er der Tante die respektvollste und ausgesuchteste Höflichkeit entgegenbrachte.

Mit wahrer Selbstverleugnung reichte er auf langen Waldpromenaden ihr den Arm und besaß so zarten Takt, daß er nur ab und zu sich auch zu mir mit einem scherzenden oder neckenden Worte umwandte. O, ich fand das damals reizend und vornehm, dieses Zartgefühl, diese Zurückhaltung!

Die liebe Tante Ruth deutete, nicht mißzuverstehend, an, daß Sandor offenbar meinetwegen komme und — ich war selig.

Dann trat unerwartet eine jähe Änderung ein. Onkel Balhasz hatte mit dem Baron irgend eine Meinungsdifferenz und verletzte derartig die Formen der Höflichkeit, daß dieser von nun an das Schloß nicht mehr betrat.

„Gut, daß der eitle Narr fortbleibt," äußerte der Onkel einmal bei Tische und — mir traten die Thränen in die Augen.

Bald aber brachte mir die Tante Grüße des Barons. Er wage nicht direkt zu schreiben, sagte sie, habe sich aber an sie gewandt. Dann wurden längere Spaziergänge unternommen, bei denen wir regelmäßig durch Zufall dem Baron begegneten, und endlich — es war an einem Sommernachmittage, der Onkel war nach Balaton-Füred gefahren, von wo er erst spät und in geistiger Erregung, d. h. weingeistiger, zurückzukehren pflegte — nun, da stiegen die Tante und ich nahe am Parke Sandors aus und wurden von diesem zu einem reizenden Pavillon geleitet, in dem, wie mir sogleich auffiel, alles zum Empfange vorbereitet war, trotzdem die Tante nur einem momentanen Einfalle gefolgt sein wollte. Übrigens war es reizend. Der Baron überbot sich in Liebenswürdigkeit, und als er sich mit der Tante in ein Nebenzimmer zurückzog, da verstand ich ihren Augenwink: „Es handelt sich um dich."

Freilich, lange dauerte die Beratung, — aber zu einer Aussprache kam es auch an jenem Tage nicht, und ebensowenig an den folgenden. Ja, ich mußte immer

wieder die so vornehme, edle und meine Jugend berücksichtigende Zurückhaltung bewundern.

In jener Zeit faßte meine gute Tante Ruth eine besondere Vorliebe für Blumenzucht und Blumenpflege. Das geräumige Gewächshaus, das sich unmittelbar an das Schloß lehnte, wurde mit Geschmack und Sorgfalt ausgestattet. Wir brachten stundenlang zwischen den Palmen und exotischen Koniferen zu, unter denen bequeme Plätze eingerichtet waren. Hier wurde vorgelesen, hier der Kaffee eingenommen, und von hier aus traten wir durch eine Nebenthür direkt in die Parkpromenaden.

Eines Tages waren Tante Ruth und ich soeben von einem Spaziergange zurückgekehrt und hatten unsere Zimmer betreten, um Toilette zu machen. Die Tante war schlechter Laune, weil eine erwartete Nachricht des Barons ausgeblieben war, und doch hatte sie heute seine Werbung um mich erwartet — so sagte sie. Eben wollte ich mein Schlafzimmer verlassen, als ich nebenan im Boudoir der Tante die Stimme des Onkels vernahm. Niemals pflegte dieser das Retiro seiner Frau zu betreten, und ich wurde unwillkürlich stutzig. Man sprach leise, aber offenbar erregt. Dann hörte ich das Schluchzen der Tante, und endlich verstand ich deutlich die Worte — deutsch, denn auch die Tante verstand nicht ungarisch — „Werde dem sauberen Patron schon auf die Schliche kommen! Vorläufig bleibst du eingeschlossen, bis die Sache klar liegt."

Mit einem furchtbaren ungarischen Fluche schlug er die Thür zu, und ich hörte, wie er den Schlüssel abzog.

Was konnte vorgegangen sein? Regungslos stand ich da, wagte weder mein Zimmer zu verlassen, noch auch mich mit einer Frage an die Tante zu wenden. Plötzlich vernahm ich leises Kratzen an der Zwischenthür, und gleich darauf bemerkte ich, wie ein Blatt Papier unter der Thürspalte hindurchgeschoben wurde. In diesem

Augenblicke ward mir auch klar, weshalb so vorsichtig verfahren wurde, denn draußen hörte ich das unterdrückte Husten des Onkels, der also abwartete, was geschehen würde. Ich ergriff das Papier und las die mit zitternder Hand gekritzelten Worte:

„Errette mich vor großem Unglück, erkenne Briefe an! Ewiger Dank wird dir bleiben!"

Noch hatte ich den Sinn der Worte kaum verstanden, den Zusammenhang aber gar nicht begriffen, als die Kammerjungfer mir den Befehl des Onkels brachte, sofort zu ihm in sein Zimmer zu kommen. Ich fand ihn an seinem Schreibtische. Trotzdem die Lampe verhängt war, erkannte ich doch die Röte, die geschwollenen Adern in seinem Gesichte. Er winkte mich zu sich und sagte, mir ein Billet überreichend:

„Das habe ich heute unter einem Steine am Waldsaume niederlegen sehen, ist das für Dich? — Geh an das Licht und lies!"

Fast schwankend trat ich an den Tisch, meine Hände zitterten, vor meinen Augen flimmerte es — und dennoch sehe ich noch heute die Worte vor mir, die das Billet enthielt: „Geliebtes Herzblatt! Wenn der Mond hinter den Buchen niedertaucht, erwartet dich unter Palmen ewig dein Boas."

„Sind die Worte an dich?" wiederholte mit hartem Tone der Onkel.

„Ja," antwortete ich, und diese Lüge schien mir den Mut wiederzugeben — den Mut der Unschuld.

„Was bedeuten sie?"

„Ich weiß es nicht!"

„Ich werde dich über den Sinn demnächst belehren," sagte er dann höhnisch, „einstweilen werde ich meine sehr liebenswürdige und wohlerzogene Nichte bitten, das Zimmer nicht früher zu verlassen, bis der Mond hinter den Buchen niedertaucht."

Er ließ mich allein zurück — eine Gefangene, wie meine Tante. Noch lag das unselige Billet, dessen

Inhalt mir indessen dunkel blieb, auf dem Tische. Wer war Boas?

Stunden vergingen. Längst war der Zettel der Tante, deren Bitte ich mir nach Möglichkeit zu erfüllen vornahm, zu Asche geworden.

Es schlug eben zehn Uhr, als der Onkel zurückkehrte.

„Du folgst mir und thust genau, was ich dir sagen werde. Du sollst ihn empfangen, wie er es erwartet und wie Du ihn vielleicht schon öfter empfangen, natürlich im Einverständnis mit deiner Tante empfangen hast, aber — diesmal wollen wir dabei sein, deine Tante und ich."

Ich wagte nicht nachzufragen oder um Aufklärung zu bitten, aus Furcht, dadurch meine Unkenntnis mit der Sachlage zu verraten; aber einigermaßen schauerlich wurde mir doch, als mich der Onkel mitten in das dunkle Gewächshaus führte mit dem Befehle:

„Hier bleibst du stehen, bis er kommt, und wirst keinerlei warnende Zeichen geben."

Doch nicht lange sollte ich Zeit haben, über meine Lage nachzudenken.

Eben war der letzte Rand des Mondes hinter den Buchen verschwunden, als ich leise das Schloß der kleinen Außenthür öffnen hörte.

Dann fiel ein matter Lichtstreifen in den Raum, eine dunkle Gestalt glitt hindurch und — o mein Gott, mir graut noch heute, wenn ich an die Angst und den Schrecken denke — dann fühlte ich mich von zwei starken Armen umschlungen, und „Herzblatt", „Ruth" hörte ich es flüstern von den Lippen, die sich dann auf meinen Mund preßten. Einen ganz leisen unwillkürlichen Schrei hatte ich doch wohl nicht unterdrücken können, trotz aller Vorsätze. Der mochte als Signal gedient haben, denn jetzt wurde die Thür aufgerissen und heller Lampenschein fiel in die Glashalle. War es mehr Abscheu oder Schrecken, was ich empfand, als ich nun den

Baron Hadik vor mir erblickte? Auch ihn schien das Entsetzen zu lähmen, als er mich erkannte und die Situation übersah. Hinter dem Onkel erschien auch noch meine Tante auf der Thürschwelle, das reine Schlachtopfer.

„Ich heiße Sie als Schwiegerneffen willkommen, Baron, hätten das auch bequemer haben können. Ich habe mich überzeugt, daß Sie mit meiner Nichte einig sind, und das Übrige wird sich morgen finden.“ So lautete des Onkels Anrede an Sandor, der wie versteinert dastand.

„Aber Baron, das ist“ — versuchte dieser eine Erklärung zu beginnen, als es mir gelang, ihm heimlich das Wort „Schweigen“ zuzuflüstern. Der Onkel geleitete den ganz Verblüfften an die dunkle Pforte, dann stellte er sich mir und der Tante gegenüber und sagte: „Seht, das hättet ihr klüger und legaler einrichten sollen, ohne unser Haus durch hirnverbrannte Intriguen zu blamieren und — in mir den furchtbarsten Verdacht zu erregen. Morgen werde ich alles bestellen und deinem Vater meinen Glückwunsch telegraphieren. Die Hochzeit soll hier sein. Basta!“

So kam es denn, daß ich über eine lange Nacht mit einem Manne verlobt war, dessen ganze Abscheulichkeit mir plötzlich vor Augen getreten, den ich jetzt ebenso glühend haßte, wie früher mein Herz ihm entgegengeschlagen. Als ich dann am folgenden Morgen erklärte, ich wolle ihn nicht, ich hätte mich übereilt, wolle abreisen — ja, da war das Unglück schon geschehen. Alle Welt war bereits von meiner Verlobung benachrichtigt worden.

An Baron Hadik schrieb ich selbst, es sei ein Irrtum gewesen. Er verließ schleunigst sein Schloß und zeigte sich nicht mehr in Dobromvja.

Tante Ruth — na, ich gab ihr keine Gelegenheit mehr, mir zu danken, aber aus dem Onkel hat sie einen ganz zahmen Menschen gemacht, seit er sie aus

jener Brief- und Palmen-Affaire so glänzend, so unschuldsreich hervorgehen sah. Übrigens hat sich Sandor Hadik bald mit einer Tänzerin in Pest verheiratet. — So, nun kennst du alle meine Geheimnisse."

„Mir scheint, meine kleine Ruth, du hast nach all' dem doch gut gethan, den zweiten und nicht den ersten Bräutigam zu nehmen."

Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Ja, mein Liebling! Aber — nicht wahr, du nennst mich nicht mehr so — wie der andere — ‚Herzblatt'?!"

Sitzen geblieben!

Novellette

I

Nur nicht erschrecken vor dem Titel, meine Damen!

Ja, sie war sitzen geblieben — auf dem Bahnhofe in Oderberg. Eben sauste der Zug von dannen in der Richtung auf Hruschau-Troppau.

„Fährt bereits fort, gnädiges Fräulein," hatte der österreichische Bahnhofsvorstand auf ihre Frage nach der Abfahrt in lachendem, artigem Tonfalle geantwortet und noch dazu mit einem mitleidig-freundlichen Blicke, denn sie war hübsch und war jung.

Und nun standen ihr die Thränen in den blauen Kinderaugen, die fast verzweifelnd noch immer dahin sahen, wo der Zug längst in Rauch und Nebel verschwunden war.

„Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, mein Fräulein? Ich hörte an der Aussprache daß Sie Preußin sind und — es kommen hier so leicht Irrtümer in der Wahl der Züge vor — seit nach Einführung des neuen Tarifs immer die Zonen zur Abfahrt gerufen werden. Es ist so schwer sich zurecht zu finden."

Die Worte klangen freundlich an der jungen Dame Ohr, wenn auch in dem letzten Satze nicht so ganz ohne Spott.

Fast erschrocken sah sich die Sitzengebliebene um.

Wie eine Beruhigung kam es dann über ihre Seele, als sie die preußische Uniform erkannte, — denn der Sprecher steckte in dem kleidsamen grünen Rocke des Zollbeamten.

Wer hätte nicht schon erfahren, wie das Vertrauen zum Landsmanne wächst, sobald man die heimischen Grenzen überschreitet und wenn es nun hier auch nicht gar zu weit von den schwarzweißen Pfählen entfernt war, — immerhin — es zog doch wie ein freudiger Glanz über die hübschen frischen Züge des Mädchens, sie schob den kleinen Schleier in die Höhe, wischte mit dem schon ganz feuchten Taschentuche die Thränen aus den Augen und ließ es geschehen, daß der — übrigens elegante und recht freundlich ausschauende — Herr die schwarzlederne umfangreiche Reisetasche aufnahm, die sie, um ihre Hände freizubekommen, neben sich zur Erde gesetzt hatte.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr," sagte sie dann, „vielleicht können Sie mir sagen — wann der nächste Zug abfährt — ich bin — sitzen geblieben — ach, es ist furchtbar!"

Ein feines Lächeln zeigte sich auf des Grünen hübschem männlichen Gesichte. „Ich müßte erst wissen, wohin Sie fahren wollen!"

„Nach Neisse — über Troppau!" — Sie zog ein Zettelchen, fest zusammengeknifft, aus dem Handschuh — (es war ein kleiner und schmaler Handschuh), — entfaltete das Papier und gab es dem Beamten. „Sehen Sie, das hat mir mein Onkel in Pleß aufgeschrieben — von dort komme ich!"

„In Dziedit umsteigen — nach Oderberg," las der Preuße, „in Oderberg umsteigen in den Zug nach Troppau —Jägerndorff—Ziegenhals—Neisse."

„Das war's ja," fiel die Dame ein, „der dumme Schaffner hat nur ‚Ostraau' gerufen, ‚belieben einsteigen Ostraau!' und von Troppau hat er nichts gesagt!" Sie hatte das mit einem kleinen Anfluge von Dialekt nachgeahmt und in einer Mischung von Weinen und Lachen — von Ärger und Humor.

„Das ist freilich schlimm," antwortete der Herr, „der nächste Zug geht erst um 7 Uhr 20 Minuten — jetzt haben wir 4 Uhr 17 Minuten — also in reichlich drei Stunden! — Na, immer noch besser, als wenn Sie es in einer der übrigen guten Lehren versehen hätten, die hier gegeben sind!" Er reichte, offenbar erheitert, den Zettel zurück. „Ich möchte Ihnen also zuerst raten, einen bequemen Platz in der Restauration aufzusuchen, — die Stunden werden dann bei guter Lektüre schon hingehen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, trug er die Reisetasche und ein Plaid in den kleinen Damensalon des Warteraumes, und die Dame folgte, als wenn es so sein müßte. Sie setzte sich auf den Sessel, den er ihr zurecht rückte, nahm das Hütchen ab — nicht ohne einen kurzen Blick in den Spiegel und einen ordnenden Griff in das blonde wellige Haar zu thun, und sah dann wieder fragend zu dem Hilfreichen.

„Werden Sie erwartet?" fragte dieser fast sachlich kurz.

„Ja, mein Vater —"

„Nun, dann müssen Sie telegraphieren!"

„Ach ja." — Sie war aufgesprungen.

„Wenn Sie mir das überlassen wollen — als Landsmann — ich habe Zeit bis zur nächsten Revision."

„Sehr gütig" — sie suchte in den tiefsten Gründen der Kleidertasche nach dem Portemonnaie, wozu sie natürlich — ja die Mode ist praktisch — wiederum aufstehen mußte. „Also bitte telegraphieren Sie — ja was denn? — Nun — kurz ‚Sitzen geblieben!'"

„Und die Zeit des nunmehrigen Eintreffens, nicht wahr?"

„Ganz recht! Aber wann? Mein Zettel —"

„Wenn Sie mir nur die Endstation nennen wollen, so berechne ich die Ankunft! — Auch einen neuen Reisezettel schreibe ich."

„Das ist sehr gütig, mein Herr. Also ich fahre nach Ruhbank — da bei Hirschberg —"

„Weiß schon! Aber dahin finden Sie heute keinen Anschluß mehr!"

„Mein Gott! — Was fange ich dann an?" Das klang wieder fast verzweifelt.

„Haben Sie nicht etwa Bekannte in Neisse, bei denen Sie über Nacht bleiben können?"

„Doch — richtig — Frau Moorgarten, die Mutter der Erzieherin meiner Schwester!" Das klang schon etwas erleichterter.

Der Herr hatte sein Notizbuch hervorgenommen und, die Worte laut wiederholend, schrieb er nieder:

„‚Frau Moorgarten — Neisse — heute Abend' (er blätterte im Kursbuche) ‚heute Abend 11,10 am Bahnhofe erwarten.' — Was darf ich unterschreiben?"

„Martha! — das genügt."

„Also ‚Martha'! — Und nun das Telegramm an Ihren Herrn Vater: ‚Sitzen geblieben. Komme morgen Frühzug von Neisse. Bleibe bei Moorgarten.' Genügt das?"

„Vollständig! — Ach Sie sind zu gütig —"

„Und an wen darf ich das Telegramm adressieren?"

„Ach richtig! — ‚An Forstmeister von Bassendorff — Oberförsterei Warmenau bei Ruhbank.'"

Der Beamte schrieb die Notiz nieder. „Werde schon auslegen," sagte er, als Martha ihm ihr Portmonnaie hinreichen wollte, und ging.

„Mein Gott, wie schrecklich!" wiederholte sie dann, als sie allein war. „Daß mir das auch auf meiner ersten Alleinreise gleich passieren muß!" Sie nahm nochmals ihren Kurszettel von des Onkels Hand. Ja, da stand es deutlich — um 4 Uhr 13 Minuten hätte sie fahren müssen.

Dann, — plötzlich, färbten sich ihre Wangen röther. „Auch der hat es gelesen — darum lächelte er so spöttisch!“ Alle die guten üblichen Lehren, die der Onkel und die Tante ihr im Scherz mit auf die Reise gegeben hatten, die standen da mit unter der Reiseroute: „Billet nicht verlieren“, „Portemonnaie nicht in Kleidertasche“, „Nicht aus dem Fenster lehnen“, „Keine Konversationen mit fremden Herren“ und „Schreib auch bald“ und „Viele Grüße“.

Doch nicht lange Zeit blieb ihr, über das „Schreckliche“ nachzudenken. Eben kam der junge Landsmann zurück.

„Alles besorgt, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er und machte sich dann daran, aus dem Kursbuche die Abgänge und Anschlüsse der Züge bis Ruhbank auf ein Blatt seines Notizbuches zu schreiben. Die Dame beobachtete ihn bei dieser Beschäftigung. Nein — es lag wirklich kein neckischer oder mokanter Zug mehr in seinen Mienen! Er überreichte ihr jetzt das ausgerissene Blatt, nahm seine Auslagen zurück und fragte: „Was dürfte ich Ihnen zu lesen anbieten — hier giebt es nur sogenannte Eisenbahnlektüre, aber ich habe einige Bücher mitgebracht für die Zeit meines hiesigen Kommandos.“

„Kommandos?“ fragte sie, fast unwillkürlich.

„Nun ja — ich nenne das so aus militärischer Gewohnheit. Ich war Offizier — Artillerist — aber als mein Vater starb, mußte ich mich nach einer einträglicheren Stellung umsehen, und nun bin ich Zollbeamter.“ Er sagte das mit heiterem Ausdrucke und mit einem gewissen Selbstbewußtsein.

„Ich kann mir denken, daß es Männern Freude macht, so durch sich selbst leben und existieren zu können,“ antwortete Martha überzeugt.

Ein augenblickliches Aufglänzen in den dunkeln Augen ließ erkennen, wie wohlthuend der junge Herr durch diese Auffassung berührt wurde.

„Nun ja,“ sagte er, „ich kann mir für den gesunden,

alleinstehenden Mann allerdings nichts Deprimirenderes denken, als Abhängigkeit von — nun von Privatpersonen, besonders von Verwandten — und wenn es die liebenswürdigsten wären. Doch — ich wollte Ihnen ja meine Bücher anbieten. Ich habe da einige der modernen Romane — doch dazu werden die Stunden nicht ausreichen! — Aber ist Ihnen die Litteraturgeschichte von Leixner bekannt, oder wollen Sie ‚Göthes Leben‘ von Lewis? Das sind so meine Leidensgenossen in dieser Verbannung!“

„Beide Werke besitzt auch meine Mutter — man kann jede Seite umschlagen und begegnet Interessantem — Belehrendem! Wenn Sie —“

„Sogleich!“ Er eilte fort und kehrte bald mit einem umfangreichen rotschnittigen Bande Leixners zurück. „Ich bewundere, daß Sie, bei Ihrer Jugend — verzeihen Sie — Interesse für ein so ernstes kulturhistorisches Werk haben!“ sagte er, in dem Buche blätternd.

Sie sann einen Augenblick — als ob es ihr zweifelhaft wäre, ob sie ihre Anschauung darlegen dürfte, dann aber antwortete sie ohne alle Befangenheit:

„Meine Mutter ist der Ansicht, daß man gerade in der Einsamkeit des Landes — des Forsthauses — bestrebt sein müsse, nicht in den allgemeinen Weltanschauungen zurück zu bleiben, und daß man gerade dort aus Büchern entnehmen müsse, was an Anregung und Belehrung im persönlichen Verkehr fehlt! Und dann meint Mama — zum Lernen sei es niemals zu früh und niemals zu spät! — Ich bin auch garnicht so jung, wie man nach meiner Reiseungewandtheit glauben sollte! Sie müßten meine Holz- und Betriebs-Kontos sehen, die ich dem Vater führe, dann —“ sie brach plötzlich die förmlich mit Stolz gesprochenen Worte ab. „Heute freilich habe ich zu thun, um mit meinem Kurszettel zurecht zu kommen!“ fuhr sie, fast kleinlaut auf das noch vor ihr liegende Notizblättchen deutend, fort.

Eben lief ein Zug mit mächtigem Brausen in die

Station ein. Der „Grüne“ sah auf die Uhr. „Wirklich schon der Zug nach Breslau!“ sagte er, „ich bestelle Ihnen einen Kaffee, wenn Ihnen das recht ist, und — es ist die neue Auflage von Leixner — vielleicht finden Sie in der letzten Abteilung noch Neues!“

Er eilte hinaus, der Revisionshalle zu. Aber seine Gedanken waren heute nicht bei der Thätigkeit seiner Unterbeamten, nicht bei den Koffern und Hutschachteln. Während er an sein Pult gelehnt dastand, war er offenbar mit ganz anderen Fragen beschäftigt. — Das Lächeln auf seinen Zügen aber verriet, daß er nicht an Trauriges dachte. „Das ist ein komisches Zusammentreffen! — Ein zu nettes Kind! — Eine reizende Mischung von Naivität und doch wieder klarem Verstande! — Werde doch schreiben — an! — Aber natürlich, — solche nette Mädchen sind ja immer arm! — — Meinen Namen werde ich ihr nicht nennen — das wird sie auch garnicht auffällig finden in ihrer Weltfremdheit.“

Aber Gedanken gehen schnell und Zollrevisionen dauern lange, er hatte also noch Zeit, recht viel zu denken und — in sich hinein zu lächeln, bis endlich seine Abfertigungen geschrieben und erledigt waren. Und als er zurückkehrte in die Restauration, fand er das junge Mädchen in eifrigem Studium.

Bald war das Gesprächsthema gefunden. Mit unerwartetem Verständnisse äußerte sich Martha über die verschiedenen Richtungen und Bestrebungen in der Litteratur. „Ich habe zwar wenig Modernes gelesen — aber Mutter sagt uns, wie es ist, und erklärt uns die Tendenz. Übrigens läßt uns die Arbeit auch nur wenig — Zeit zum Lesen!“

„Die Arbeit?“ fragte er.

„Nun ja — eine von uns — ich habe nämlich zwei Schwestern — hat den Haushaltsmonat, eine Kaffee- und Theemonat, und dann haben wir ja unsere Register zu führen — Papa spart einen Forstschreiber dadurch.“

Es klang das alles so harmlos und natürlich. Noch

mehrfach im Laufe des Nachmittags kam der junge Zollbeamte um seine Schutzpflichten zu erfüllen — er war ungeheuer pflichttreu.

Unerwartet schnell verging die Zeit — Beiden — und als dann der Zug einfuhr, als wieder gerufen wurde: ‚Belieben einsteigen ꝛc.,‘ da wurde dem Sitzenbleiben diesmal unter galanter Fürsorge vorgebeugt.

Artig empfahl sich der junge Preuße dann am Coupé. „Nicht aus dem Fenster lehnen und keine Konversation!“ sagte er, allen Dank abweisend, noch neckisch, als der Zug sich in Bewegung setzte.

Während der Fahrt aber kam — so ganz allmählich — Martha die Frage, ob es auch wohl richtig gewesen sei, so viele Gefälligkeiten von einem Wildfremden anzunehmen! Sie wollte doch die Mutter darüber fragen.

‚Es war ja im Auslande und er ein Landsmann!‘ Zu diesem Schluß und Beruhigungssatze war sie eben gekommen, als der Zug hielt und der Schaffner recht freundlich und ganz persönlich mitteilte:

„Gnädiges Fräulein belieben nach Troppau umsteigen! — Station Schönbrunn!“

Richtig, das stand ja auf dem Zettel.

Sie raffte ihre Sachen zusammen und wollte eben den Zug verlassen, als sich ihr wieder eine hilfreiche Hand bot.

„Ich wollte mich doch überzeugen, ob Sie hier ohne Zwischenfall weiterkommen, bin daher mitgefahren!“ Es war wieder der ‚Grüne‘, der sie so anredete. „Und nun rasch hinüber — dort, gnädiges Fräulein! — Kondukteur, — Damencoupé nach Jägerndorff!“ Er setzte die Reisetasche in das Koffernetz, half der Dame selbst in den Wagen und „bitte in Jägerndorff wieder umsteigen nach Neisse — 10 Minuten Aufenthalt — Adieu, gnädiges Fräulein — denken Sie an die Ermahnungen Ihres Onkels — Adieu! Und — auf Wiedersehen!“

„Es war zu liebenswürdig von Ihnen,“ konnte sie noch aus dem Coupéfenster rufen, und weiter fuhr der Zug.

II

„Ach, Matti, habe dich doch nicht! Du hast ihn ja ganz gern, deinen Courmacher, und ganz nett ist er auch, und — na, wenn du erst Frau Landrätin bist —"

„Erna, ich verbitte mir nun ernstlich diese Neckerei! Nimm ihn dir doch selbst, wenn du Landrätin sein möchtest!"

„Aber Matti, das thäte ich ja gleich, wenn er mich nur möchte! Ha! das wäre! Equipage, Bediente, Kammerjungfer — im Winter Abgeordneter in Berlin! — Aber nur für dich hat er Interesse, nur für dich!"

„Ja, nur für die ‚Sitzengebliebene'" fiel eine dritte Stimme ein. Sie kam von einem halbwüchsigen Mädchen, welches, wohl durch den Streit der Schwestern angezogen, eben das Zimmer betreten hatte.

„Du hast noch garnicht mitzusprechen, du Nesthack! Werde du erst einmal trocken hinter den Ohren und mache dein erstes ‚Feld'" —

„O, ich bin garnicht so — so — wie du denkst, und ich — bin noch niemals sitzen geblieben — und will auch nicht sitzen bleiben, und ich habe wohl gesehen, wie der Landrat gestern garnicht wegfinden konnte aus dem Garten — ja mit dir ging er — und zum Pürschen war er doch gekommen!"

„Ja ja, er ging pürschen," fiel Erna, ein großes schlankes Mädchen mit dunklem Haar und dunkelglänzenden Augen, lebhaft ein — „pürschen im Garten, — ha, ha, ha!"

„Und ich — ich sage euch, daß es unrecht von euch ist, immer über den Landrat loszuziehen! Es ist ein liebenswürdiger vornehmer Mann, von dem man lernt und der eben so weit entfernt ist, sich für mich zu interessieren, wie ich entfernt sein würde, ihn zu nehmen."

„Aber Matti, eben sage ich doch — ich nehme ihn gleich, trotz seiner 45 Jahre. Was willst du denn

mehr? Das ist doch das Beste, was ich über deinen Courmacher —"

„Er ist nicht Courmacher," unterbrach Matti, und diesmal hörte man durch die Stimme, daß die blauen Augen sich eben mit Thränen gefüllt hatten. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle erschien eine Frau in mittleren Jahren und von hoher Gestalt. Man hätte sie noch hübsch nennen können, wenn nicht der Ausdruck der Züge etwas reichlich viel — Energie gezeigt hätte. „Kinder, was soll denn das Gekabbel! Geh einmal zum Papa, Matti, und hilf ihm einpacken, er fährt nach Breslau — aber such ihm von den Hemden aus mit festgenähten Manchetten, er geht mir doch sonst wieder ohne aus, und nimm von den noch nicht gestopften Strümpfen, ich mag nicht, wenn die Leute im „Kaiserhofe" — doch nun geh. Du sollst dann den Papa bis zur Bahn fahren, der Johann muß heute Kohlen abladen."

Gehorchens gewohnt, folgte Matti den Weisungen, und auch das Nesthäkchen, Frida, ging hinaus. Als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, wandte sich die Mutter Erna zu:

„Hör' einmal, Kind, ich habe zufällig eure Neckereien angehört. Damit könnt ihr nur schaden und nichts nützen. Wir Bassendorffs haben nicht viel mehr wie unseren vornehmen Namen, und wenn einmal der Papa von uns geht, dann seid ihr auf euch selbst angewiesen. Darum gab ich euch eine vernünftige und gute Erziehung, damit ist's aber auch aus. Junge Mädchen ohne Vermögen können heutzutage Gott danken, wenn sie eine anständige Partie machen können, denn das Erzieherinspielen ist auch kein Spaß. Und wenn ein so artiger vornehmer Mann wie der Herr Landrat von Regenborn ein Interesse für eure Schwester Martha faßt, — und er scheint das ja zu thun, — dann erblicke ich darin nicht nur ein Glück, sondern auch eine Ehre für mein Kind. Wenn Martha das noch nicht

einsieht, nun — mit der Zeit wird sie schon zur Einsicht kommen. Durch das Genecke wird sie nur befangen."

„Darf ich auch einmal etwas sagen, Mama?" — fiel ganz ernsthaft Erna ein.

„Sprich immerhin, wenn's einmal was Vernünftiges ist!"

„Wenn der Landrat wirklich bestimmte Absichten hätte, dann hätte er sie längst ausgesprochen. Er braucht wegen seiner Jugend doch nicht zu warten, und seit zwei Monaten kommt er alle zwei Tage herausgefahren nach Warmenau. Und dann — nun, ich glaube, Matti hat doch auch noch immer den hilfreichen Retter nicht vergessen — der —"

„Von dem sie nicht einmal den Namen wußte? Das fehlte noch, daß sie über das Sitzenbleiben auf dem Bahnhofe, da in Österreich, nun auch noch ganz — sitzen bliebe! Ich denke übrigens, ich habe ihr damals deutlich genug meine Meinung gesagt."

* * *

Matti war inzwischen mit dem Vater abgefahren.

Vor dem Bahnhofe in Ruhbank begegnete der Forstmeister dem Landrate von Regenborn. Es war ein wohlaussehender Herr, schon etwas ergrauend, aber dennoch mit frischen, männlichen Zügen, der mit heiterer Miene an den Wagen trat.

„Das ist schneidig, mein gnädiges Fräulein! Sie selbst führen die Zügel, bringen den Vater zur Bahn?" sagte er vertraulich und reichte zuerst der Tochter, dann dem Vater die Hand.

„Ein Försterkind muß überall die Hand mit anlegen können," antwortete der Forstmeister. „Das Praktische hat sie von mir, und für die Wissenschaften sorgt die Mutter."

„Du, Papa, wenn das die Mama hörte!“ drohte die Tochter lachend, „ich denke, sie würde sich die Praxis nicht abstreiten lassen!“

Die beiden Herren lachten mit, von der Wahrheit der Behauptung überzeugt.

„Fahren Sie nach Warmenau zurück, gnädiges Fräulein?“ fragte dann der Landrat.

Sie nickte zustimmend.

„Dann könnten Sie mich mitnehmen. Ich wollte mir gerade hier ein Fuhrwerk dahin nehmen — einer meiner Füchse ist lahm geworden —“

„Huflahm?“ fiel Martha interessiert ein.

„Nein, schulterlahm — der Roßarzt hält es für rheumatisch!“

„Haben Sie schon eine Einreibung mit flüchtigem Liniment versucht, Herr Landrat?“

„Ein verteufeltes Mädchen,“ warf der Forstmeister ein, „ja, ja — praktisch, das hat sie von mir.“

Eben pfiff der Zug.

„Adieu, adieu! Will nach Breslau! Eine ganze Waschleine voll Kommissionen — Weihnachtseinkäufe! Adieu!“ Und während der Forstmeister an das Billetschalter eilte, bestieg der Landrat den Platz neben Martha auf dem offenen Selbstkutschierer. Ein Zungenschlag, und in scharfem Trabe, — fest am Zügel, — ging's durch die Straßen von Ruhbank und dann Warmenau zu.

„Möchten Sie nicht einmal Schritt fahren, gnädiges Fräulein?“ mahnte der Landrat, als sie die Landstraße erreicht hatten. „Man kann so im Trabe sein Wort nicht hören, und ich möchte die Gelegenheit benutzen, einmal mit Ihnen zu sprechen — so unter vier Augen.“

Er sah forschend in das Gesicht der jungen Dame, die eben die Pferde zum Schritt parierte, und es entging ihm nicht, daß die Wangen des Mädchens sich plötzlich rot färbten.

„Mein gnädiges Fräulein,“ begann er, „beant-

worten Sie mir einmal aufrichtig — wie gefällt Ihnen" — ein kleiner Zug von Sarkasmus schwebte um seine Lippen während dieses Gedankenstriches — „wie gefällt Ihnen der Name Regenborn, Freiherr von Regenborn?"

Wenn es überhaupt noch einen erhöhten Grad von Erröten geben konnte, so trat er jetzt auf Marthas Wangen. „Ich — verstehe nicht — Herr Landrat! Es ist ja einer der ältesten Namen der Provinz, aber — ich verstehe nicht —"

„Nun, Fräulein Martha — ich will einmal deutlicher werden! — Wenn Sie nun nicht Bassendorff hießen — möchten —" er hielt inne und schien sich an der Verlegenheit, an der Unentschlossenheit zu weiden, mit der die junge Dame zu kämpfen schien.

Plötzlich wandte sie sich voll dem Nachbar zu, den Pferden die Zügel nachlassend.

„Herr von Regenborn," sagte sie mit einem Ausdrucke des Ernstes, den der Landrat noch kaum zuvor bei ihr vernommen, „Herr von Regenborn, Sie haben mir so viel Güte, Freundschaft und Nachsicht bewiesen, seit — seit Sie zum erstenmale vor zwei Monaten nach Warmenau kamen, daß ich nun glaube, auch mit ganzem Vertrauen Ihnen begegnen zu müssen. Wollen Sie mir auch gewiß nichts — verargen, nichts — aber Sie lächeln, und ich meine es doch so ernst!"

„O, ich werde jetzt auch ernst zuhören — also — vertrauen Sie mir!"

„Herr von Regenborn, ich —"

„Nun?"

„Ich kann den Eindruck einer einzigen Stunde nicht vergessen, in der —"

„In der Sie was?"

„In der ein junger Mann mir begegnete, der —"

„Der Ihnen seine Liebe gestand?"

„Nein — er gestand mir garnichts, aber auf Wiedersehen rief er mir zu beim Scheiden und —"

„Und das genügte?"

„Bitte, spotten Sie nicht. Sie wissen nicht, wie er es sagte, so —"

„Hm, hm! Ich verstehe — so gedehnt — so schwärmerisch! und wer war der Glückliche?"

„Das ist es eben — das weiß ich nicht, und — ich habe auch nicht gefragt — und dennoch — weiß ich, daß er das aufrichtig meinte mit dem Wiedersehen."

Der Landrat betrachtete sie wieder forschend. Dann sagte er — diesmal völlig ernst, ohne irgend einen spottenden Nebenton:

„Nett von Ihnen, Fräulein Martha, so ein unverfälschtes Vertrauen! Kommt heutzutage selten genug mehr vor. Sie verdienen wahrlich, daß es seine Rechtfertigung finde! Aber dennoch," — jetzt nahmen seine Worte wieder den neckenden Ton an, und er lächelte freundlich, — „dennoch möchte ich meine Frage beantwortet haben: Möchten Sie Regenborn heißen, wenn Sie nicht Bassendorff hießen?"

„Herr Landrat — ich begreife nicht —"

„Warten Sie — Sie können mir die Antwort nach Weihnachten geben — ja, ja — nach Weihnachten! O, ich habe auch eine Überraschung für Sie zum Feste — ja ja, sehen Sie mich nur fragend an! Nun haben Sie noch fünf Tage Zeit, sich zu bedenken, und nun können Sie die Pferde auch wieder antraben lassen — es fängt doch an, kalt zu werden und ich habe keinen Pelz. Sie wissen, wenn man alt wird —" Er machte ein komisch klägliches Gesicht zu seinen Befürchtungen.

Martha trieb die Pferde an, und bald fuhr der Wagen vor die Veranda, die im Sommer von wildem Weine umrankt, jetzt winterlich kahl vor der Thür des Forsthauses lag.

Frau von Bassendorff, — die Frau Forstmeisterin wurde sie seit der kürzlich erfolgten Rangerhöhung ihres Mannes zu ihrem lebhaften Verdrusse von den Bewohnern der Umgegend genannt — sah mit Wohlbehagen

das gemeinsame Eintreffen der beiden. Da der Landrat ganz offenbar der besten Laune war, da er nach wie vor sich besonders lebhaft, wenn auch im Allgemeingespräche, mit Matti unterhielt, da ferner der Herr von Regenborn bat, über Nacht bleiben zu dürfen — aus Rücksicht auf den fallenden Schnee, — so konnte sich die Hoffnung, die so lebhaft in der Mutterbrust arbeitete, nunmehr zur Gewißheit umbilden. Daß Matti zu allen den munteren und stimmungsvollen Einfällen des Landrates gerade heute ein ziemlich teilnahmloses Gesicht machte, das verschlug nichts zur Sache — Kinderlaune!

Am folgenden Tage brachte derselbe Wagen, diesmal von Johann geleitet, der den Forstmeister abholen sollte, den Landrat nach Ruhbank zurück. Er reiste in heiterster Stimmung ab, wäre auch geblieben, wenn er nicht Hausbesuch erwartete. Mit einer gewissen Vertraulichkeit nahm er von Martha Abschied: „Also nach der Weihnachtsbescherung!“ hörte ihn die Mutter noch sagen, als er jener die Hand reichte.

Martha blieb über Tag auffällig nachdenkend. „Matti — ich verstehe dich nicht,“ sagte Erna, als die beiden einmal allein waren, „mir gefällt der Landrat mit jeder Minute besser! Und du — du warst wie ein alter ‚Muckepott‘ bei all der herrlichen Laune, die er zu Tage brachte! Na, ich — ich sollte in deiner Stelle sein!“

„Ach, Erna,“ seufzte Martha, „du weißt eben nicht, wie es ist, wenn —“

„Wenn man ‚sitzen blieb‘? O, das kann ich mir lebhaft vorstellen und gar nicht angenehm denken!“

* * *

Einige Stunden später kam der Forstmeister von Breslau zurück, begleitet von einer unglaublichen Menge von Kartons und Kisten, Paketen und Schachteln, die sofort von der Frau Forstmeisterin mit Beschlag belegt wurden. „Aber nicht alles, ich habe doch auch meine

Geheimnisse!“ protestierte zwar der Gemahl, aber dabei blieb es auch.

Bald saß der würdige Herr im grauen Bart an der wohlbesetzten Tafel. — Er hatte die Gewohnheit, die Tagesmahlzeiten nach Ausflügen nachzuholen, und so folgten sich denn das Diner apart und der Familienthee fast unmittelbar.

„Kinder, da habe ich eine nette Bekanntschaft gemacht,“ sagte er, nachdem der erste Hunger gestillt war. „Bin da mit einem Neffen des Landrats gefahren — ich sage euch, ein netter Junge! Eine Jagdpassion hat der Mann — famos! Wenn er nur halb so guter Praktiker wie Theoretiker ist, dann hat er seinen Beruf verfehlt — ist so irgend etwas vom Schreibtische! Ich werde ihm übrigens auf den Zahn fühlen — habe ihn zur Jagd eingeladen — werden ja sehen, was er kann.“

„Ach, das ist nett!“ rief Erna freudig. „Ist er jung? Und wie sieht er aus? Unverheiratet?“

„Langsam, du Brausewind! ad 1: Ja! So, was man jung nennt — an die 30; ad 2: — na, steckte er im grauen Waldrocke, jeder könnte ihn für einen echten Förster halten! Schwarzer Schnurrbart, dunkles Haar, gesunde Farbe, gewöhnliche Nase und frohen, klaren Männerblick! Da habt ihr den ganzen Steckbrief! ad 3: — das weiß ich nicht — ist mir auch einerlei!“

„Aber uns nicht!“ warf das Nesthäkchen ein, wurde indessen von der Mutter sofort belehrt, daß Kinder bei Tische nicht mitreden.

III

„Martha, Kind, so nimm dich doch in Acht! Sieh nur, da ist dir das Gelbe vom Ei zwischen das Weiße gelaufen, und nun ist weder das eine zum Kartoffelsalat noch das andere zum Nüssevergolden zu gebrauchen.“

„Ja, Matti, es ist gut, daß du sitzen geblieben bist, zum Heiraten — d. h. für das Küchendepartement hast

du keine Anlagen!“ fügte Erna den Belehrungen der Mutter scherzend hinzu.

„Nun, das will ich doch nicht sagen,“ verbesserte die Mutter, „Martha versteht den Haushalt ebenso gut wie du, du Jungfer Vorlaut, aber — seit einiger Zeit hast du so etwas Unentschlossenes, Martha, so etwas —“

„Träumerisches,“ fiel Erna ein.

„Was ihr nur immer mit mir vorhabt! Laßt mich doch sitzen,“ wehrte sich Martha.

„Na — nun an die Arbeit!“ mahnte die Mutter, und bald waren alle drei lebhaft beschäftigt. Erna steckte die Häkchen mit den bunten Wollfäden in die selbstgeernteten Walnüsse, Martha bestrich die Schalen mit Eiweiß, und die Forstmeisterin legte sorgsam mit Watte das Schaumgold auf.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen; Frieda, der Nesthak, wie sie von ihren Schwestern wegen ihrer Größe und Stärke genannt wurde, erschien auf der Schwelle.

„Willst du wohl machen, daß du hinauskommst.“ „O, die kleine Neugier,“ und „Wer horcht und lauscht, bekommt eine Fitzerute!“ so schallte es ihr von drei Seiten entgegen. Aber Frieda wich nicht.

„Er kommt schon wieder, ich hab's von der Kanzel aus mit dem Fernrohr beobachtet — er hat noch einen bei sich, und der eine Fuchs lahmt noch!“

„Der Landrat?“ fragte die Mutter, aber schon hatte die „Kleine“ die Thür zugeschlagen.

Wenige Minuten später hörte man einen Wagen vorfahren, Mutter und Töchter banden rasch die Kattunschürzen ab, ließen sie im Holzkasten verschwinden, und Johann meldete den Landrat von Regenborn mit Neffen. Schon traten beide Herren ein.

„Ich wollte nicht säumen, Ihnen meinen Hausbesuch zu präsentieren, den Ihr Gemahl bereits für morgen zur Jagd befahl, — Leutnant a. D. — trat in das Steuerfach, als sein Vater starb,“ sagte der Landrat, einen jungen Herrn vorstellend, dessen Signalement der Forstmeister

nicht zu optimistisch entworfen hatte, denn der Herr von Regenborn junior war nicht nur gesund und försterlich, sondern auch auffallend gut aussehend und elegant.

Nachdem er der Mutter artig die Hand geküßt, wandte er sich den Töchtern zu. Er machte einen Augenblick Miene, Martha die Hand zu reichen, aber als diese die Bewegung zu übersehen schien — sie war offenbar in einer gewissen Verlegenheit — begnügte er sich, einige landläufige Worte über Gegend, Lage von Warmenau, Reize des Wald- und Landlebens zu sagen.

„Mein Mann ist noch im Walde, oben am Kreuzgestell," erklärte Frau von Bassendorff, „wird sich aber sehr freuen, die Herren hier vorzufinden."

„Lassen Sie uns inzwischen an der Weihnachtsarbeit teilnehmen," bat der Landrat.

Bald war die Beschäftigung von neuem aufgenommen, doch nicht, bevor die Schürzen hervorgeholt. Der Landrat war auch heute glänzenden Humors. Sein ganzes Interesse schien sich Martha zuzuwenden. Und doch war diese so ganz anders als sonst. Die vorwurfsvollsten Blicke der Mutter vermochten heute nicht ihre belebende Kraft auszuüben — sie blieb schweigsam und verlegen.

Herr von Regenborn junior bewies sich als ein liebenswürdiger und gewandter Weltmann. Abwechselnd wandte er sich der Mutter, Erna und Martha zu. Wenn die Scherze des Landrats Zeit und Muße dazu gelassen hätten, würde man allerdings bemerkt haben, daß bei der Konversation mit Martha die Augen beider mehr sprachen, als die Lippen, würde bemerkt haben, daß des Errötens bei letzterer kein Ende war, würde bemerkt haben, daß sie mehrfach ein und dieselbe Nuß zwei- bis dreimal mit Eiweiß bestrich — man würde überhaupt etwas bemerkt haben! — — —

Mit unverstellter Freude empfing der Forstmeister seine Gäste. Bald war man beim Jagdthema angekommen, verabredete für den folgenden Tag, erzählte

Erlebtes und Erdichtetes und setzte dasselbe Thema nach Tische in des Forstmeisters Zimmer bei der Cigarre und Pfeife fort. Die Damen kannten das schon nicht anders.

Regenborn junior — Claus nannte ihn sein Onkel — war aber Nichtraucher und bat um die Erlaubnis, in den Damensalon zurückkehren zu dürfen. Er unterhielt gewandt, man sprach bald über Litteratur, — das Gesellschafts- und Lieblingsthema der Hausfrau, — und mehr und mehr stellte sich die Belesenheit, der hohe Bildungsgrad des jungen Mannes heraus.

Die Theestunde kam heran. Erna hatte den Thee- und Kaffeemonat und ging ab und zu. Frau von Bassendorff hielt es an der Zeit, einmal nach den Männern zu sehen. So kam es, daß Claus und Martha allein blieben.

Es war, als ob der junge Mann mit Sehnsucht diesen Moment erwartet hätte.

„Fräulein Martha — wollten Sie mich nicht wiedererkennen? Weiß man vielleicht nicht? Verschwiegen Sie, daß wir uns begegneten? Oder vergaßen Sie der kurzen Stunden, die für mich — so viel — so viel bedeuten?"

Sie hatte ihm in die Augen gesehen, während er in warmem Tone zu ihr sprach. Jetzt senkte sie den Blick auf die Hände nieder, die sie im Schoße hielt. Stumm ließ sie es geschehen, daß er eine dieser Hände ergriff, — drückte.

„Fräulein Martha — antworten Sie, ich bitte Sie darum! Wollen Sie nicht an unser Begegnen erinnert sein? Dann —"

„Doch!" fiel sie leise ein. „Ich war so überrascht — so erfreut über Ihr unerwartetes Erscheinen und dann — daß Sie der Neffe des Landrats waren! Ach, wenn Sie wüßten, daß Ihr Onkel selbst —"

„O, ich brauche nichts zu wissen, als daß Sie mich nicht vergaßen. Dieser Tag des Wiedersehens ist seit zwei Monaten mein einziger Gedanke — wenn Sie

wüßten, mit welcher Ungeduld ich die Mitteilungen meines Onkels erwartete!"

„Also — Sie wissen schon, daß Ihr Onkel —"

„Natürlich weiß ich, daß er fast täglich hier war, weiß, wie lieb er Sie gewonnen, weiß —"

„So, der Thee ist fertig, nun bitte ich, hinüberzukommen!" So mahnte in diesem Augenblick Ernas Stimme, und bald war man heiter um den Theetisch vereint. — —

* * *

„Ein netter junger Mann," meinte der Forstmeister, nachdem die Herren abgefahren, „ein netter Mann, nicht wahr, Minna?"

„Ja, ja, und ein unterrichteter junger Mann," erwiderte seine Frau.

Als aber die beiden Mädchen in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer allein waren, da warf sich Martha an der Schwester Brust und weinte.

„Herz — Schwester — was ist dir? Ich habe es dir den ganzen Abend angemerkt, daß du erregt warst, so sonderbar!"

„Erna — er ist es ja — der," stieß Martha hervor.

„Welcher? Der aus — wie hieß es doch?"

„Der aus Oderberg!"

„Aber Kind, was ist denn Schreckliches dabei?"

„Schreckliches? Erna, ich liebe ihn ja! Und ich weiß, daß auch er mich — und — denke dir — er weiß, daß sein Onkel! — aber nichts sagen, bitte, bitte, auch Mama nicht!"

Beide schwiegen. Durch Ernas Kopf stürmte aber eine Frage: „Wie löse ich den Knoten? Sie liebt den Neffen und soll den Onkel heiraten!" Freilich, für die Mama war das nichts!

Endlich schlief sie ein mit dem Troste: „Es wird sich schon machen."

Martha aber wachte noch lange und dachte ans „Sitzenbleiben".

IV

Die Jagdtage waren vorüber — der Forstmeister war voll Anerkennung für die praktische Seite des jungen Regenborn, und dieser — war nun schon den dritten Tag in Warmenau — mit oder auch ohne Onkel.

So kam der Weihnachtsabend. Auch dazu hatte der Forstmeister den Landrat mit dem Neffen eingeladen. „Bei so einem Junggesellen ist das doch keine ordentliche Feier — dazu gehören Frau und Kinder," hatte er gemeint.

Die beiden „Alten" waren eben mit dem Arrangement der Bescherung beschäftigt — im großen Speisesaale wurde das gemacht. Für jeden ein Tischchen — in der Mitte der große Baum; Claus hatte ihn selbst im Walde mit dem Forstmeister ausgesucht — eine prächtige Edeltanne, nun mit Lichtern und allerhand Zuckerwerk und Aufputz geziert.

Sie hatten eine Weile schweigend gekramt. Frau von Bassendorff trat jetzt heran an ihren Mann.

„Du, höre einmal, Fritz! Aufrichtig gesagt, paßt mir das Mitgebringe von dem jungen Herrn Claus gar nicht mehr recht!"

„Na!? — Woher denn die Sinnesänderung? Du fandest ihn doch sonst so nett und so unterrichtet und Gott weiß was!"

„Das finde ich auch noch — aber — es scheint mir doch, als wenn er sich reichlich viel mit Martha beschäftigt!"

„Und warum denn nicht?"

„Aber Fritz! — Was seid ihr Männer unpraktisch!"

„Wieso?"

„Nun — die Martha soll doch den Landrat heiraten!"

„Wenn sie nun aber den Neffen lieber hat!?"

„Fritz — was für ein Unsinn! Ja, ihr Männer! Wovon sollen die denn leben? Etwa von deinen Er-

sparnissen? — Er hat es mir ja selbst gesagt — sein Vater ist vermögenslos gestorben!"

„Freilich — da magst du recht haben, Minna — ja, ja." Er sagte das nachdenkend und mit bedeutungsvollem Kopfnicken, „aber ein tüchtiger Jäger ist er doch!"

„Daraufhin kann er ja heiraten, nicht wahr? — Mit euch Männern ist doch über Vernünftiges gar nicht zu sprechen! Aber laß mich nur sorgen. Morgen werde ich ihm einmal reinen Wein einschenken — wenn er auch sauer sein wird. Er ist ja passabel verständig und wird einsehen, daß er hier — zu viel ist für die Dauer!"

„Aber ich bitte dich, Minna, wenigstens heute noch mit deiner Energie zurückzuhalten!" Das klang fast sorgenvoll, und beruhigend antwortete denn auch Frau Minna:

„Was denkst du denn? Heute wollen wir vergnügt sein. Ich bin doch neugierig, was der Landrat der Matti bescheren wird — er hat von einer Überraschung gesprochen! Na — ich habe so meine Bedenken — als wenn er heute die Sache zum Klappen bringen wird!"

„Ja, ja! Schade, daß er kein rechter Jäger ist — so wie —"

„Na, nun hör' auf! — Richtig, da kommen sie auch schon!" Sie lief an die Thür und öffnete eine Spalte. „Erna — lauf hinab — empfange den Landrat und den anderen. Behaltet sie bei euch, wir sind noch lange nicht fertig, und — wenn ich klingele, dann kommen sie mit euch herauf — alle, auch die Leute und der Forstschreiber und der Reviergehilfe Ruhland." ‚Klaps,' fuhr die Thür wieder in das Schloß, und hörbar wurde der Schlüssel umgedreht.

Wohl eine halbe Stunde mochte noch vergangen sein, — man war ausgelassenster Laune im Warteraume und scherzte und lachte, — da fielen aus dem Eßzimmer hellere Lichtstreifen hinaus auf die Schnee-

fläche, man sah das durch die Fenster. Dann stürzte ‚Nesthak‘ herein vom Vorplatze: „Es geht gleich los — ich habe schon die Tannenzweige brennen gerochen“, und dann der helle Klang der Glocken — das Schlittengeläute war zu dem Zwecke herbeigeholt.

Man eilte hinauf — allen voran Frieda, dann die Schwestern, darauf die beiden Freiherren von Regenborn und dann alle die anderen.

Es war ein prächtiger Anblick! Der kerzenflimmernde Baum, alle die Tische, jeder besonders beleuchtet und dazwischen die strahlenden Gesichter der beiden Alten.

Zuerst suchte natürlich jeder seine Bescherung — auch die Regenborns fanden ihre Tische hergerichtet. Dann gegenseitige Besuche, Bewunderung und Dank.

Regenborn junior war heute in seiner grünen gestickten Uniform erschienen — ganz neu — aber er war still und offenbar in seiner Stimmung beeinflußt. Fast ängstlich suchte sein Blick in Marthas Mienen zu lesen — nur diese selbst bemerkte das aber.

Der Landrat dagegen war förmlich ausgelassen. Für Erna und Frieda hatte er allerliebste schwarze Emaille-Uhren in Armbändern auf die Tische gelegt, für die Frau von Bassendorff Treitschkes 19. Jahrhundert und für den Forstmeister einen echten Meerschaumkopf mit dem Regenbornschen Wappen — alles Geschenke, die mehr einen Ausdruck des freundlichen Gedenkens, als einen eigentlichen Wert darstellten. Nur Martha war bei der Verteilung vergessen. In dem Ausdruck ‚sonderbar‘ gab eben die Mutter Martha gegenüber ihrem Mißfallen darüber Ausdruck, als der Landrat herantrat und ihr ein leises Wort zuflüsterte.

Die Hausfrau machte eine Art von verlegener Verbeugung und flüsterte ihrem Manne weiter zu und endlich wurde auch Martha zugeflüstert und alle drei verschwanden im Nebenzimmer. Einen Moment noch machte sich der Landrat an Marthas Tischchen zu thun und dann verschwand auch er.

Im Nebenzimmer aber erzählte der Landrat eine Geschichte von einer Sitzengebliebenen und von dem Eindrucke, den sie auf einen jungen Mann gemacht und daß er darüber an seinen Onkel schrieb, dessen thatsächliche Unterstützung er wohl einst habe zurückweisen können, als dieser ihm nach des Vaters Tode habe helfen wollen, dessen Rat er nun habe aber doch nicht entbehren können. „Und — ich denke," fuhr er dann fort, „daß ich zum Besten riet, was ich mit aller Überzeugung sagte: ‚Martha Bassendorff ist ein Schatz — such' ihn zu heben.' Wenn nun Sie, gnädige Frau, und der Herr Forstmeister meinem Neffen und Erben erlauben würden, seine Werbung bei Ihnen anzubringen — so hoffe ich bei Fräulein Martha als Freiwerber keinen Widerspruch zu finden, nachdem sie mich so lange als Freiwerber gefürchtet hat."

Und ehe noch die Mutter recht zu Worten kam — sie sprach von Überraschung und Erstaunen, — hatte der Landrat seinen Neffen herbeigerufen. „So, nun bring deine Werbung an," sagte er. Aber dazu kam's nicht, denn Martha, die bislang wortlos, mit gesenktem Blick dagestanden, sie flog in seine Arme, ehe noch ein Wort gesprochen. Dann Überraschung, allseitige Umarmung, — Glückwünsche und Händedrücke — Küsse, wo es erlaubt war! das pflegt ja so dasselbe überall zu sein.

Und als der Sturm sich legte, da bot der Landrat seiner „Schwiegernichte" den Arm. „Nun zu meiner Bescherung für Sie, mein Kind." Unter dem Christbaum auf ihrem Tisch stand eine reizende kleine silberne Kassette, und als sie aufschloß, fand sie auf blauem Seidenpolster liegend zwei breite goldene Verlobungsreifen mit blauen Steinen.

„Schwiegeronkel," sagte sie glücklich, „nun antworte ich „ja" auf Ihre Frage!" Mit dankbarem Blicke hielt sie ihm dann den rosigen Mund hin.

„Gott sei Dank, daß ich seit vorgestern Oberkontrolleur bin," sagte der Neffe mit stolzem Blick auf

seine schönen gestickten Aufschläge, da brauchen wir doch nicht mehr so lange —" „Halt mein Junge — auch deine Bescherung soll noch kommen, solange die Lichter brennen. Du wiesest die Hülfe des Onkels im Bewußtsein eigener Kraft zurück. Du hast die Kraft redlich bewährt. Nimm nun des Vaters Hand — die weist man nicht ab. Du bist mein einziger Verwandter, ich habe hier das Dokument, in welchem ich den letzten Regenborn als meinen Adoptivsohn anerkenne."

„Onkel — das ist zu viel," rief Claus gerührt, aber die Frau Oberförsterin flüsterte ihrem Manne zu:

„Gefällt mir doch immer besser, unser Schwiegersohn, wenn ich auch eigentlich gar nicht so recht förmlich eingewilligt habe."

„Na, ich doch auch nicht!"

„Darauf kommt's auch weniger an!"

* * *

Die Lichter waren bis auf das letzte Stümpfchen niedergebrannt. „Über dem Verloben können wir nun Neujahr den Baum nicht mehr anstecken," hatte Frieda bedauernd geäußert. Durch das Haus wehte aber eine Weihnachtsstimmung — nicht nur für die Nasen in Gestalt von Tannenreiserrauch — sondern bis hinein in die Herzen.

Bis spät in die Nacht blieb man zusammen, so was man zusammensein nennt, — wenn ein Brautpaar dabei ist. Frieda wurde mit dem Troste zu Bette geschickt, daß statt des Christbaumes zur Verlobungsfeier am Sylvesterabend ein großer Plumpudding angesteckt werden sollte.

Ein Pürschgang am ersten Mai

Jagdskizze

Endlich — endlich vorüber, die Fastenzeit für den Jäger! Der erste Mai steht vor der Thür — der „Bock wird frei“!

Durch zwei lange Monate hing die Büchse im Schranke, ja nicht einmal die Osterfreude war eine reine, denn die Oculi-Palmarum-Schnepfen kamen spärlich gezogen in diesem Jahre.

Nun ist er da, der erlösende Wonnemond!

Schon seit vielen Tagen — seit es grünt in Wald und Feld — fährt der Jäger hinaus in aller Frühe, im leichten Pürschwagen, den „Wechsel“ zu beobachten, das Wild vertraut zu machen.

Die „Spießer“ und „Gabler“, die geringen „Sechser“, sie tragen noch den „Bast“, den dicken filzigen Überzug, auf den Stangen — wäre schade drum sie zu schießen! Ein paar stärkere „Kreuzböcke“ begannen schon zu fegen, — an dünnen Kiefernstangen und Birken hat der aufmerksame Jäger die Spuren erkannt.

Ein „Kapitalbock“ aber hat völlig „verreckt“ und „gefegt“ — ein Bock — wenn der ins Nachbarrevier

wechselte — wenn er dort — — nein, es ist nicht auszudenken! — Und doch denkt der Jäger daran, — an die schreckliche Möglichkeit, die sein Herz erzittern macht!

In all den letzten Tagen des April hat er daran gedacht, wenn er die Doppelbüchse aus dem Schranke nahm, wenn er Visir und Korn prüfte, wenn er sich im Anschlage übte.

Nur zweimal hat er den Kapitalbock zu Gesicht bekommen. Erst nach Sonnenuntergang trat er in die Wiese — und früh am Morgen, mit Tagwerden, ging er zu Holze.

Aber im Revier steht er und — wird der „Erste“ dem Jäger günstig sein? — das ist die Maifrage!

Der „Erste“ fällt auf einen Montag — das ist günstig — er hätte ja auch auf Sonntag fallen können. Der Jäger ist Optimist, legt gern den Zufälligkeiten eine höhere Fügung unter.

Am 30. April schon wurden die Waffen zum Pürschgang bereit gelegt — die Büchse zum Gott weiß wie vielten Male untersucht — Patronen zum Überfluß noch einmal gefettet — das „Doppelglas“ einer nochmaligen Reinigung mittels Seidentuches unterzogen. Der zweite Kutscher — dieser fährt den niederen Pürschwagen, gewöhnlich die „Wurst“ genannt — ist beinahe um seine Sonntagsruhe gekommen, so oft und vielseitig waren die Instruktionen für die erste Pürschfahrt.

Der Mond sank schon um Mitternacht. Finster ist's noch — stockfinster als der Jäger, nach durchwachter Nacht (die Kutscher konnten ja die Zeit verschlafen) das Fuhrwerk besteigt, ihm gegenüber sein Leibjäger. Schweigend geht's durch die holperigen Feldwege dem Walde zu. Die Luft ist kalt, — unbewegt.

Nur ab und zu streicht der kaum fühlbare Zug des Morgenwindes über die weiten Felder. Wie gigantische schwarze Schatten tauchen Häuser, — Bäume aus dem Dunkel empor, um dann wieder im Nebelgrau zu verschwinden.

Eine steile Böschung hinauf, zwei kurze Stöße — der Wagen passiert das Bahngleis — dann leuchtet's funkenartig aus unmittelbarer Nähe.

Der Wagen hält — er ist am Forsthause angekommen. Über das niedere Dach ragt der Wald empor.

Der alte Förster tritt mit der Laterne heran, berichtet, wie er gestern abend nach dem „Kapitalen" gesehen, — am Fangdeich auf der Hegerwiese.

Der Jäger steigt ab. „Aha, am Fangdeiche!" Er sinnt einen Augenblick — prüft die Windrichtung nach dem Dampfe seiner Cigarre.

„Ich will allein pürschen gehen" — sagt er dann mit gedämpfter Stimme, „der Wagen könnte da drüben den Bock ‚verschrecken', — erwartet mich hier!"

Auf wohlbekanntem Pfade wandert er dem jenseits des Wiesengrundes gelegenen Waldteile zu.

Die Nacht beginnt zu weichen. Die Umrisse der Baumkronen treten deutlicher hervor.

Unten liegt noch tiefes Dunkel. Über dem breiten Wiesenthale die dichten Nebel, eben noch undurchdringlich, weichen einem Luftzuge aus Westen — ganz unmerklich wandelt sich das Colorit. Aus dem tiefen Grau tritt das Grüne hervor.

Der Wiesenweg wird erkennbar — zuerst die dunklen Wagenspuren, dann auch der betretene Fußpfad.

Rings liegt die Natur noch im Schlummer.

Nur aus weiter Ferne, vom Dorfe herüber das Anschlagen eines Hundes.

Ein dumpfes Brausen, ein leises Zittern des Erdbodens. „Schon der „Orient-Expreß" fragt sich der Jäger, sieht beim Cigarrenschein nach seiner Uhr und beschleunigt den Schritt.

Einer glühenden Schlange gleich, Funken sprühend, windet sich der Zug vorüber. Dann wieder Stille ringsum. Sogar die Nachtigall stellte ihr Singen ein, seit die Morgennebel steigen.

Plötzlich hemmt der Waidmann seinen Marsch. Er horcht.

Ein rollender gurgelnder Ton, dem Gurren der Waldtauben vergleichbar, dringt an sein Ohr — dreimal wiederholt sich der Ruf, dann folgt ein schleifender scharfer Laut. Und jetzt — ganz nahe — derselbe Ruf. Der Jäger kennt ihn, hat ihn durch manche Aprilnacht belauscht, den Liebesgesang der Birkhähne. Doch heute schreitet er weiter, — vorüber an dem „Schirm", aus Tannenreisern errichtet, in welchem er so oft das Tagesgrauen erwartete, von wo aus er so manchen der schwarzen Courmacher mit sicherer Kugel niederlegte. Heute gilt es ihm, edlere Jagdbeute zu erringen.

Er hat den Waldrand jenseits des Grundes erreicht. An einen Abhang lehnt sich das Gehölz, niedersteigend zum Wiesengrunde.

Undurchdringlich erscheint die Dickung. Doch mit sicherem Schritte findet der Jäger den schmalen, am Holzrande entlang führenden Pürschpfad. Unhörbar schreitet er vorwärts auf dem frisch „geharkten" Boden, kein Knicken trockener Zweige verrät sein Nahen. Er muß die Wegrichtung fühlen. Noch ist es völlig dunkel da unten unter dem dichten Laubdache. Ein Windstoß streicht durch das Zweig- und Blattgewirr und streut einen Tauregen über ihn aus — er achtet nicht darauf.

Ab und an wird er durch Brombeerranken im Fortschreiten aufgehalten. Er hakt sie sorgsam los, um kein Geräusch zu verursachen, dann eilt er wieder vorwärts. Wird's doch immer heller zwischen den Baumkronen. Jetzt wendet der Pfad sich zur Linken, das Gestrüpp lichtet sich. Eine Gruppe von Birken und Erlen bildet einen Vorsprung, weit hineinragend in das Wiesenthal. Der Jäger geht langsamer — vorsichtiger noch wie vorher.

Er hat den Endpunkt erreicht, rings von niederem Geranke, von Erlengebüsch und Birkenaufschlag umgeben.

Er nimmt sein Glas, späht umher, nach allen Seiten. Es ist so hell geworden, daß er in nicht zu großer Ferne die Hasen erkennen — nein, erraten — kann, wie sie im feuchten Grase die Äsung suchen. — Ganz nahe „balzt" einer der schwarzen Birkhähne, — langsam mit ausgebreiteten Flügeln — marschiert er auf und ab, wetteifernd im Gurren und Schleifen mit dem Rivalen! — Wie hätte noch vor wenigen Tagen der Schütze mit Ungeduld das „Büchsenlicht" erwartet, um dem Liebeshaber ein kurzes Ende zu machen.

Fast bis an den jenseitigen Grabenrand ist jetzt die Grasfläche zu übersehen. Nur drüben, dicht am Walde, noch tiefer Schatten. Sieht er recht? dunkle Gestalten! — Sollten es Rehe sein? Er glaubt die Bewegung zu erkennen — je länger er hinsieht, um so deutlicher erscheinen die Umrisse. Immerhin heißt's abwarten, und vorsichtig setzt er sich auf den aus Birkenzweigen hergerichteten Jagdstuhl.

Kein Lüftchen rührt sich. Draußen aber nehmen die wunderlichen magischen Scheingebilde festere Form an.

Und der Schütze erkennt, daß seine Phantasie ihn täuschte! Dunkle Punkte. — Weidensträuche sind's, am Grenzgraben.

Ein Geräusch — ganz nahe — zu seinen Füßen fast, reizt seine Neugier. Er beugt sich vorsichtig nieder. Ein Zaunigel, von nächtlicher Jagd heimgekehrt! — Ängstlich rollt sich das Tierchen unter seinen Fingern zu rundlichem Klumpen.

Als der Jäger wieder aufschaut, — nicht hundert Schritte von ihm entfernt — die Rehe — zwei — drei — jetzt noch ein viertes. Woher sie kamen, er weiß es nicht. Kein Knistern, kein Rauschen des Laubes verriet ihr Nahen.

Der Jäger hebt vorsichtig das Glas zu seinen Augen. Wie sie „sichert", die alte Ricke da vorn! Nach jedem Griff mit dem „Geäse" in das saftige Wiesengrün hebt sie von neuem den Kopf und „äugt" und wendet

die „Gehöre". Hinter ihr folgen zwei Ricken, dann ein Spießbock. Des Jägers Blut beruhigt sich — keine Beute für ihn bietet der Sprung. Aber er beobachtet aufmerksam jede Bewegung. Vor dem Fangdamm, der den Wiesengrund teilt (— einst war hier ein Fischteich —) zeichnen sich die Umrisse deutlich ab.

Aus Osten aber dringt jetzt der Morgen vor in mächtigen Lichtwellen. Die letzten Spuren des Nebels fliehen, das Grau des Firmaments wandelt sich in ein tiefes Blau — immer weiter öffnen sich die Schleusen des Lichtes. —

Ein schmaler Goldstreifen taucht empor über dem niederen Bestande am Ende des Wiesengrundes und dann — fallen die ersten Strahlen der Maisonne nieder in die stille Waldeinsamkeit! Alle die Milliarden von Tautropfen auf den Gräsern und auf dem Buchenlaube, auf Kiefernadeln und Erlenblättern, saugen diese Strahlen auf, noch einmal hell zu glänzen, ehe sie sterben im seligen Sonnenkusse.

Mit einem Schlage belebt sich die Natur ringsum. Den Maiengruß eröffnet — drüben, aus seinem Schilfhain im Wiesenteiche, — der Rohrspatz. Die Finken und Amseln, die Drosseln und Rotkehlchen — alle antworten auf das unmelodische „Tschräh — Tschrähtschräh!" mit lieblichem Zwitschern, und fern über den Feldern, — oberhalb des Waldrandes, — steigt die Lerche empor mit seligem Jauchzen, als wolle sie denen da unten zurufen: „Ich sehe schon mehr als ihr — von der Maisonne!"

Die Strahlen aber, sie dringen durch das dichte Laub bis in den Waldesgrund — ganz schräg noch, und bilden dort Licht-Inselchen, über denen die Fliegen tanzen und surren — der Wärme und des Lichtes froh.

Gerade vor des Jägers Gesicht schwebt eine Spinne mitten in dem feinen Netze. Wie sie die langen rauhen Beine ausstreckt in der Sonnenwärme! — Auf den häßlichen runden Körper fällt der Strahl — auf das Kreuz.

das ihren Rücken ziert. Das Netz aber liegt im Schatten. Sie sah es nicht, die vom Glanz geblendete Fliege, die sich da oben festzappelt mit den durchsichtigen Flügelchen. Mit wilder Begier stürzt sich jetzt die Spinne auf die Beute.

„Auch eine Jagd!" denkt wohl der Jäger. Dann schrickt er auf. Über die Spinne hat er, einen Augenblick nur, die Rehe aus dem Auge gelassen. Er greift nach der Büchse. Ein starker Bock hat sich dem Sprunge hinzugesellt. Er steht spitz — auf 190 Gänge. Ein Kreuzbock ist's. Durch das Glas erkennt er das Gehörn. Es ist noch im Bast. Er überlegt — soll er schießen? Nein! Der „Kapitale" wäre ihm dann sicher verloren für heute. Er läßt das Glas sinken. Ganz leise nur stößt er gegen den Lauf der Büchse, die quer über seinen Knieen liegt. Und — doch war's zu laut! „Bö — bö!" ertönt plötzlich der „Schreckruf" einer Ricke, die unbemerkt im Dickicht ganz nahe stand. In langen Sätzen flieht der Sprung zu Holze. Mißmutig erhebt sich der Jäger. Er achtet nicht der langgezogenen Flötentöne der Nachtigall, die droben vom niederen Eichenzweige ihr Liebesglück hinaussingt in den beginnenden Morgen, er gewahrt nichts von dem Sehnen, das durch die ganze große Gottesnatur zieht, von dem Maien-Sehnen, das unwiderstehlich über alle Kreatur kommt, dem Streben, beizutragen zum ewigen Kreislaufe der Natur — neues Leben zu schaffen. Für den Jäger giebt es nur einen Gedanken am 1. Mai: „an den Bock, den ersten Bock!"

Langsam schleicht er weiter auf weichem Pürschpfade, die Büchse schußfertig im Arm.

Am Fangdamm bleibt er stehen.

Aus sicherer Stellung kann er jetzt das ganze Wiesenthal zu beiden Seiten übersehen. Nur einzelne Hasen beleben die grüne Fläche, in deren Mitte ein schmaler Birkenbestand sich an den Damm lehnt. Zur Rechten tritt eine bewaldete Anhöhe, inselartig, in die von breiten

Gräben durchzogene Niederung. Drüben aber — am Ende des Dammes, erhebt sich in dunkler Majestät ein Bestand hoher Edeltannen.

Ein leichtes Flimmern erfüllt die Luft.

Es bedeutet den Todeskampf der Tautropfen.

Im Sonnenkusse geläutert — steigen sie empor zum Firmament. Hoch oben — über den Tauscenen aber schwebt ein Raubvogel, den scharfen Blick hinabsendend in die Tiefe.

Jetzt schießt er senkrecht nieder auf das Ufer des Dammes. „Armes Mäuschen — eben noch so glücklich, so froh," murmelt der Jäger, — „die Liebe machte dich blind!" Er lauscht dem Picken des Spechtes, dicht über ihm, bis dieser mit lautem Schrei entflieht.

Die Fasanenhähne in der dichten Schonung am Wiesenbache nehmen den Schrei auf mit lautem Gackern. Leben — Leben überall — Singen und Jubel!

Jetzt — ganz nahe — der Ruf des Kuckucks. Wie oft wird er sich nennen? 25mal! Gerade so viele Jahre zählt der Jäger! Das ist ein gutes Omen! Noch einmal beobachtet er durch das Glas. Nirgend das Ziel seiner Wünsche — der „gefegte Sechser".

Schon will er das Glas absetzen, als er einen kleinen weißen Punkt gewahrt — mitten in der Birkenschonung am Fangdamm. Gespannt beobachtet er weiter.

Der Fleck bewegt sich — es ist kein Zweifel — ein Stück Rehwild!

Da schlägt ein Hund an beim Hegerhause.

Das Reh sichert, hebt den Kopf rasch empor und über den Büschen erhebt sich das langgestreckte Gehörn des „Kapital-Sechser".

„Alle Teufel!" murmelt der Jäger, halb freudig, halb verzweifelnd; der Bock hat seinen Stand vorsichtig gewählt — von allen Seiten über 200 Schritt freie Wiese bis zur Schonung!

Er legt Tasche und Stock ab, — schleicht im dichten Gebüsche bis zur Sohle des Fangdammes.

Der Aufwurf ist zu niedrig, um ihn, bei aufrechter Haltung, zu decken. Ohne Besinnen läßt er sich auf Hände und Kniee nieder und beginnt den Marsch. Nach zehn Minuten Kriechens ist eine einzelne kleine Kiefer erreicht, die Deckung bietet. Langsam schiebt der Jäger die fertige Büchse vor auf den Dammrand. Er hat den Hut abgelegt. Zoll für Zoll hebt er sich empor. Sein Herz klopft hörbar. Ginster und Dornengestrüpp erschweren die Umsicht, vorsichtig nimmt er das Glas! — Der Bock ist fort!

Schon will er das Spiel verloren geben, da regt sich etwas — kaum 50 Schritte vor ihm — jetzt — eine Lichtung — er hat den Bock vor sich — — weiter ziehend — spitz von hinten. Soll er schießen?

Er hat die Kolbe an der Backe. Jetzt sichert der Bock, zeigt die schneeweiß verreckten Spitzen, die dunklen Stangen, die geperlten Rosenstöcke. — „Die Grenze ist nahe — im Feuer muß er bleiben — also abwarten!"

Langsam äsend, zieht der Bock weiter — ist jetzt nicht mehr zu sehen.

Da — — das kurze Knicken eines Zweiges drüben im Hochwalde. Mit Blitzesschnelle hebt er sichernd den Kopf — um dann — sofort — sich zu wenden, dem entgegengesetzten Waldsaume zu. Doch in dem Augenblick, wo er sich am Wiesenrande „breit" zeigt — tönt auch schon der Knall. Drei mächtige Sätze machte er — einen breiten Wassergraben nimmt er fliegend. Dann wird er langsamer, immer langsamer. Noch einmal hebt er das gekrönte Haupt, eine kurze Drehung folgt und — er thut sich nieder auf die wunde Seite, — „verendet"! Jetzt tritt der Schütze herzu, wendet den Bock um.

Hochblatt sitzt die Kugel — waidgerecht.

Mit Stolz zeigt der Jäger auf den Einschuß.

„Kapital", sagt er dann mit Überzeugung, nachdem er mit gespannter Hand die Höhe der Kronen maß, — 25 Centimeter! Na — und die Rosenstöcke! Wenn uns der durch die Lappen gegangen wäre!"

Der Wagen ist an den Fangdamm gekommen, der Bock wird aufgeladen. Das Wiesenthal und der Wald bleiben zurück im Maienglanze. Die Waldsänger jubilieren weiter und Rehe und Hasen kehren zurück, wenn sie den Schrecken überwunden.

Der Jäger aber, den grünen Bruch am Hute, er sagt jetzt wohl mit begeisterter Überzeugung:

„Nichts Schöneres wie der 1. Mai!
Waidmanns Heil!"

Frei und Treu

Ein Briefwechsel

Graf Axel Waldenfeld war der beliebteste Offizier des Husarenregiments, sowohl unter den Kameraden, wie in der Gesellschaft. Mit allen Vorzügen männlicher Schönheit ausgestattet, besaß er auch eine geistige Begabung, die den Durchschnittsverstand weit übertraf. Mit großer Gewandtheit improvisierte er allerliebste Knittelreime und sang Couplets zum Entzücken der jüngsten Damen und zur Freude seiner Kameraden.

Graf Axel entstammte einer, wenn auch nicht reichen, so doch begüterten Familie der Provinz. Seine beiden älteren Brüder, die in Garderegimentern dienten, hatten dereinst nicht unbedeutende Majorate zu erwarten, während Axel selbst wußte, daß ihm nur eine bescheidene Apanage bevorstand. Wie konnte es ihm aber fehlen? Brauchte er doch nur unter den Töchtern des Landes zu wählen, um zu großem Vermögen zu gelangen.

Axel war nach dieser Richtung hin bald zu einem gewissen Grad von Blasiertheit gelangt, und keine von

allen den Schönen, die in der Garnison und auf den Schlössern der Umgegend zahlreich vertreten waren, konnte sich einer Bevorzugung des gegen alle gleich höflichen und liebenswürdigen Grafen rühmen. Keine Mutter konnte je Anlaß finden, ihn unter die Kategorie der Familientäuscher zu registrieren.

Ein Sonderling war nun einmal der Graf mit seiner Gleichmäßigkeit in der Behandlung aller. Eines Tages fand man in den Tagesblättern die Annonce:

„Ein junger adliger Kavallerieoffizier, 28 Jahre alt, mit 1000 Thalern jährlicher Zulage, will sich mit einer geistvollen und nicht unvermögenden Dame verheiraten, wenn die Korrespondenz ohne Begegnen zum Ziele führt. Schönheit ganz Nebensache. Diskretion selbstverständlich.

A. B. 70.“

Diese Annonce in einer Provinzialzeitung!

Was Wunder, wenn sie Aufsehen erregte?

Man riet, man fragte — vergebens — kein Mensch kam auf die Idee, daß Graf Waldenfeld, der so junge, so lebensfrische und beliebte Offizier mit dem Inserenten identisch sein könne.

Inzwischen hatte Axel die strengste Diskretion auch seinen Kameraden gegenüber gewahrt und — schon nach einigen Tagen holte er sich die ersten postlagernden Briefe A. B. 70. Wohl an vierzig trafen nach und nach ein, teils scherzhaft, teils aber auch offenbar ernst gemeint. Der Stil und die Handschrift verrieten die allerverschiedensten Bildungsgrade. Keiner ließ aber bislang den Gedanken aufkommen, als ob die Schreiberin das zu bieten vermöge, was Axel allein suchte: Geist.

Da traf ein Brief aus Warschau ein. Die Chiffre war in starken markigen Zügen auf das englische Couvert

geschrieben, und der mit einem T. verzierte kleine Briefbogen enthielt nur die Worte:

„Frei und Treu!
Das ist meine Maxime.
Tula.“

Der Brief trug den Poststempel: Warschau, den 18. März.

Axel an Tula.

Den 20. März.

Wie soll ich Sie anreden? Tula also. Sind Sie Frau, sind Sie Witwe, Mädchen? N'importe. — Lassen Sie mich beginnen mit der Mitteilung, daß ich von den vierzig Briefen, die mir auf meine barock erscheinende Annonce zugingen, nur diesen einen einer Antwort würdig erachte. Enthalten doch die drei Worte Ihres Wahlspruchs einen tieferen Sinn — (wenn auch etwas geheimnisvoll verschleierten) — wie die übrigen vierzig zusammen. Und nun, meine Dame — nein, Tula werde ich Sie nennen — lassen Sie mich einige Worte vorläufiger Erklärung vorausschicken, nur, damit Sie sich überzeugen, daß es sich bei meiner Annonce keineswegs um einen Scherz handelt. Ich zweifle nicht, daß Sie auch von der Ansicht ausgegangen sind. Ich will mich kurz fassen. Ich lebte in der großen Welt, war enfant gâté der Frauen und verliebte mich demgemäß — nun, ich bin offen — leicht und gern. Blicke ich aber jetzt, ernster und älter geworden, — 28 Jahre, — auf alle die Eindrücke zurück, die meinem Herzen wurden, so ließen sie auch nicht die kleinste Spur, ja kaum eine erhebende Erinnerung zurück. Und, — daß ich gleich mit dem Bekenntnis beginne, — die Berührungen, die ich bislang beim schönen Geschlecht fand, sie waren alle

und durchaus Produkte äußerer Eindrücke — Schönheit, Reichtum, Name, Glanz, — und nur ganz beiläufig wurden die erhebenden Faktoren des Geistes, der Seele beachtet. Nicht mit Unrecht ist es so — in die Gesellschaft gehört die Oberfläche, zu dieser rechne ich auch den Witz und eine gewisse sprachliche Schlagfertigkeit, deren Wurzeln immerhin tiefer liegen mögen. Das aber glaube ich als unumstößliche Wahrheit aufstellen zu dürfen, daß stets das Äußere den ersten bestechenden und oft nachhaltigen Eindruck hervorruft. Die Schönheit wird stets zuerst erkannt, und ihr folgen alle die anderen Nebendinge und ersticken nur zu oft — was ich suche — den Geist.

Jetzt will ich den entgegengesetzten Weg beschreiten, will zuerst den Geist erkennen und kennen lernen und dann — die Nebendinge betrachten. Nur so lange diese völlig fern bleiben, sind das Urteil und die Erkenntnis klar und unbeeinflußt. Also — ich leugne es nicht — ich suche eine Frau, aber eine Frau mit Geist. Durch eine eingehende Korrespondenz vor persönlicher Bekanntschaft mache ich mein Urteil frei, frei von allen den künstlichen Eindämmungen, welche die Gesellschaft mit sich bringt. Nur einmal in meinem Leben hat mein Herz den tiefen Eindruck heißer Liebe empfunden und da — trennten mich die Schranken gesellschaftlicher Gesetze unübersteigbar von der — nun, die ich liebte, weil sie mit äußerer Schöne ein tiefes Gefühl und einen reichen Geist vereinte. Es war aber eben unmöglich und — ich suchte zu vergessen. Sie aber ahnte wohl kaum, was in dem Herzen des kleinen Erdenbürgers vorging. Genug, Tula, wollen Sie es versuchen mit dem Briefwechsel? Ich werde Sie nicht fragen, wer Sie sind, nicht nach Stellung, Alter u. s. w. und bitte Sie sogar, mich darüber nicht aufklären zu wollen. Wir wollen paktieren, daß wir beide ohne Groll und ohne Forschen abbrechen, wenn wir in dem Briefverkehr keine Freude und Befriedigung mehr finden. Also ab-

gemacht? Nun, dann bitte ich um eine Erklärung Ihres Wahlspruches. Inzwischen nenne ich mich

Axel.

Tula an Axel.

Warschau, den 1. April.

Sie irrten nicht, mein Herr Axel, ich hatte einen Scherz erwartet und einen Scherz gewollt. Nun aber muß ich die Grundlage, auf der Sie bauen wollen, als durchaus solide anerkennen und — auf die Gefahr hin, daß Sie bei mir nun doch nicht finden werden, was Sie suchen, gehe ich auf das – - mindestens sonderbare, aber vielleicht zu Interessen führende Abkommen — ein. Sie wollen eine Erläuterung meiner drei Worte? Nun, die erläutern sich selbst, man betrachte sie nur nicht mit philosophischem Denkerblicke. Treu ist man doch nur, wenn man frei ist. Ist denn erzwungene Treue überhaupt mit dem Namen dieser Tugend zu bezeichnen? Frei aber sollte sich jeder denkende Mensch machen, frei sich fühlen, um vor allem sich selbst und seinem angeborenen Gefühle, der Individualität, treu bleiben zu können. Nur wer sich frei fühlt, kann sich glücklich fühlen. Glauben Sie nicht, daß ich den Begriff der Freiheit mit den entstellten und verzerrten Begriffen gleich stelle, die man im allgemeinen unter den Begriff der Freiheit zusammenfaßt. Frei ist nach meinem Gefühle nur der, der sich frei fühlt und bewegt innerhalb der Grenzen, in die ihn das Schicksal oder seine Geburt hinein versetzt hat. Das ist kurz meine Sophistik! Und nun — lerne ich Sie nicht auch kennen, wenn Sie mir von Ihrer Vergangenheit erzählen? Es ist nicht Neugier, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, welche Schranken es waren, die Sie unabweislich von Ihrem Glück trennten — Ihrem

vermeintlichen Glücke? Sehen Sie, schon da tritt meine Lehre von der Grenze am Ende in Wirkung. Aber — (soll ich es machen wie Sie, und sagen — Axel?) Nun also, Axel, lassen Sie mich gleich fragen, ob Sie die trennenden Hindernisse auch nicht überschätzt haben? Doch vederemo! Alle Übertreibung schadet. Was halten Sie von einem monatlichen Briefwechsel?

Also in vierzehn Tagen erwartet Antwort

Tula.

Axel an Tula.

R., den 14. April.

Das ist zu viel verlangt! Volle vierzehn Tage, wohin soll denn das dauern, bis man sich kennen lernt? Sie haben mich begeistert durch Ihre Lehren, und doch sind es im Grunde für den Aristokraten — Irrlehren.

Wer ist frei in seinen Grenzen? Der Soldat, der Beamte, der Ehemann? Niemand im Grunde. Diese Freiheit, Ihre Freiheit, würde ein Gewöhnen an die Ketten sein und — wo bleibt die Treue dann, die wahre freiwillige Treue? Dann — doch ich will nicht so schroff Ihnen entgegentreten, ich fürchte, Sie zu erschrecken. Ist die Liebe frei in der Ehe, der König im Verfassungsstaate? Schon fange ich an, zu fragen und doch soll ich bei Ihnen den Befehl Lohengrins beachten. Noch eine kleine Frage, sind Sie Schriftstellerin? Die Klarheit der Sprache und die Harmonie der Gedanken — gute Nacht, Tula! Wie lange doch wollten wir unsere Probe dauern lassen?

Axel.

Tula an Axel.

Warschau, den 1. Mai.

Mein Freund! Der Schlußsatz Ihres Briefes hat mich eingeschüchtert! Schon jetzt ungeduldig? Und das sind Ihre logisch aufgebauten Grundsätze? Nein, ich wenigstens kann mir von dem Geistesleben meines unbekannten Freundes noch gar keine rechte Vorstellung machen. Also Geduld. Doch halt. Sie wollen, ich soll Sie kennen lernen. Wissen Sie, daß erste und große Leidenschaften ihre Schlaglichter werfen für das ganze Leben? Sie sprachen mir von einer einzigen Liebe, und ich frage nochmals: Was trennte Sie? Haben Sie Vertrauen, dann will ich Ihnen auch ganz heimlich gestehen, daß ich — nicht Schriftstellerin bin. Also Vertrauen zu Ihrer freien treuen

Tula.

Axel an Tula.

R., den 16. Mai.

Ja, vertrauen, das will ich, und will es blind thun! Was mein Mund noch niemals aussprach, ich will es einem Ohre anvertrauen, das mich noch niemals gehört. Tula, wie kommt es nur, daß ich Ihnen so vertraue?

Meine Geschichte ist kurz. Ich war zu akademischen Studien in Berlin. Im Weißen Saale lernte ich sie kennen — die Schönste unter allen den Hunderten. Groß, von wunderbarem Ebenmaße in der ganzen Erscheinung. Sie trug das schöne, blonde Haupt mit einer unnachahmbaren Grazie. Den tiefblauen Augen entstrahlte ein Licht, das nur aus solcher frischen ungetrübten Seele reflektieren konnte. Mit voller Berechtigung trug sie den stolzen Namen Thusnelda, obgleich sie nicht

Deutsche, sondern die Tochter eines russischen Fürsten war. Soll ich Ihnen noch erzählen von meinen Kämpfen?

Die Schranken — der wenig begüterte bescheidene Husarenleutnant und die Fürstin? Ich bewahrte ihr Bild in meiner Seele und — wissen Sie, Tula, daß ich mir ein Bild von Ihnen gemacht habe, und daß das Bild groß und blond mit blauen Augen ist? Doch nein, ich will und werde Geduld haben. Wie lange wollten wir doch korrespondieren vor dem etwaigen Begegnen? Wissen Sie, daß wir uns nun schon einen Monat kennen?

Nicht wahr, ich darf öfter schreiben, so oft es der Dienst gestattet. Der Dienst! Ja, in voriger Nacht habe ich das Piquet auf einem Brandplatze gehabt. Das war eine lange Nacht, und die Glut des Feuers drang in mein Herz, und mein Herz war bei —

Gute Nacht, Tula, liebe Tula.

Axel.

Tula an Axel.

Warschau, den 1. Juni.

Wie ungestüm, mein junger Freund! Wenn nun die blonde blauäugige schlanke Frau schon alt und buckelig und garstig und Gott weiß was wäre? Was dann? Man suchte doch Verstand und nur Verstand und Geist? Sind die Grundsätze so schnell zu Wasser gegangen? Ihr blondes Fürstenkind hat meine Sympathie gefunden. Aber war denn das Hindernis wirklich so unübersteiglich? Leben wir denn in der Zeit der Märchen, wo die Königssöhne nur so im Lande umherziehen und Prinzessinnen suchen? Axel, sollten Sie nicht zu wenig entschlossen gewesen sein? Doch ich kann ja nur denken, daß es so gewesen. Wo wäre unsere

Korrespondenz, wenn der schüchterne Leutnant eine Prinzessin gefreit hätte? Das wäre ja ganz gegen alle Etikette gewesen, und die Etikette ist doch das köstlichste Kleinod in allen Kronen und Familienschätzen wohlangesehener Fürsten- und Grafenschlösser!

Vielleicht wäre es anders geworden, wenn Sie meinen Wahlspruch schon damals zu würdigen gewußt hätten: „Frei und treu“. Ein freies Wort findet so guten Boden und keimt, malgré tout! Und das treue Herz, aus dem das freie Wort spricht, sollte es nicht am Worte erkannt werden? Axel, wenn ich eine Prinzessin wäre, ich würde wählen, frei und treu, den Mann, der mir gefiele, d. h. dem ich gefiele, nein —. Nun, Axel, Sie verstehen mich! Am 14. Juni gehe ich in die Tatra nach Schmoeks. Schreiben Sie mir dorthin postlagernd. Ich freue mich so sehr auf die herrliche Natur, meine lieben Berge. Ob vielleicht ein gewisser Axel — — —? Gute Nacht. Träumen Sie von blauen Augen und blonden Zöpfen!

Tula.

*

Axel an Tula.

R., den 10. Juni.

Mein Gruß soll Sie empfangen, Tula, in Ihren Bergen. Fast wäre ich selbst dort gewesen, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, von meiner strengen Philosophin verkannt zu werden. Nein, ich will meine selbstauferlegte Dulderzeit aushalten. — Tula, weißt Du, daß ich jetzt kleinmütig werde und fürchte, Du mögest enttäuscht werden, wenn Du mich von Auge zu Auge siehst? Du aber — ich weiß, Du bist schön, Du mußt schön sein, das fühle ich, aber wärest Du es auch nicht — ach, ich würde dann um so mehr mit voller Begeisterung — — Tula, es sagt mir das eine innere Stimme — bei Dir, mit Dir und durch Dich

finde ich Glück und Zufriedenheit. Weißt Du, daß ich fast wünsche, Du wärest nicht schön? O, sei mein guter Engel, Du mein Herz.

Axel.

Tula an Axel.

Schmoeks, d. 15. Juni.

Seit gestern bin ich hier, und wie ein freundlich Grüßen empfing mich Ihr Brief vom 10. Und doch sollte mich im Grunde die Begeisterung erschrecken, mit der Sie von mir und zu mir sprechen — zu einer Unbekannten. Ihr geistiges Auge, leugnen Sie es nicht, erblickt immer wieder sein Ideal, das blonde Fürstenkind, dort, wo Sie mit überlegendem Verstand einzig und nur nach geistigen Eigenschaften suchten. Impulsive Naturen müssen, dem natürlichen Gange der Dinge nach, Enttäuschungen erleben. Suchen Sie nicht nach den „Nebendingen", Sie finden dann am Ende wiederum nicht das, was Sie in „erster Linie" finden wollten. Suchen Sie auch nicht im Vergangenen. Was Sie verloren, es ist dahin — der unbenutzte Augenblick kommt niemals zurück, es sei denn, daß —

Die Natur ist so herrlich hier, so unbeschreiblich schön — man muß es selbst sehen, um es fassen zu können. Zieht es nicht auch Sie hinaus in die Berge? Wie frei, wie köstlich frei erhebt sich das Herz, wenn das Auge hinabschauen kann auf das „unter sich". So ist's hier, so ist's in allen Lebenslagen. Je höher der Standpunkt, um so leichter die Atmosphäre, der Druck kommt stets von oben. Den Standpunkt aber, den wählt sich der denkende Mensch selbst. Wohin der Geist ihn erhebt, da steht er fest und unbeirrt.

Adieu, Axel, Ihre Antwort erwartet bald

Tula.

Axel an Tula.

R., d. 17. Juni.

Dank, tausend Dank, Tula, für Deine Worte, Deinen Rat. Nicht eine Minute würde ich gezögert haben, zu Dir zu eilen, wenn nicht der leidige Dienst mich noch für zwei Tage hier bannte. Dann aber — Tula, hält mich nichts mehr zurück. Es geht mir wie dem Streiter, der den Kampf nicht erwarten kann, ob er gleich darin erliege.

Werde ich bestehen vor Dir? Gott weiß es und ich wag's.

Wäre ich schon heute frei, so frei, wie ich ewig treu sein werde — mir, und so Gott und Du wollen — auch Dir.

Noch zwei Tage bin ich wie Odysseus an den Mast gebunden, an den Mast des Dienstes, und dann stürze ich hinab in die Flut — ja, ich wag's. Nun weiß ich, wie ein Blinder liebt!

Am 19. abends treffe ich ein. Aber wie werden wir uns kennen? Ich heiße — doch nein, das thut nichts zur Sache, — bin groß, brünett, trage einen Schnurrbart und marineblauen Anzug, genügt das? Tula, Du mein Hoffen, mein Sehnen, wärest, würdest Du meine Tula! Nur noch zwei kurze, o so lange Tage trennen uns! Ich glaube, es bedarf für mich keines Erkennungszeichens. Wo treffe ich Dich? Ich bitte um Telegramm. Ich küsse Deine liebe schöne Hand. In zwei Tagen wird es sich entscheiden, ob glücklich wird

Dein Axel.

Tula an Axel.

Postlagernd R. (Telegramm.)

Schmoeks, d. 18. Juni.

Am Tannensee, zum Avemaria.
Blond, hager, achtunddreißig. Tula.

Axel an Tula.

Schmoeks, d. 19. Juni,
abends 12 Uhr.

Nicht Worte können es ausdrücken, Thusnelda, wie selig ich bin. Es ist Mitternacht und noch trennt mich keine Viertelstunde von meiner himmlischen, lieben Braut. Wie könnte ich aber schlafen — jetzt — mit der Wonne im Herzen?

War es recht von Dir, Du Liebling, mich so im Unklaren zu lassen, während Du mich kanntest vom ersten Buchstaben unseres Briefwechsels an? Wie wußtest Du nur um meine Liebe, von der ich Dir doch niemals gesprochen, nie zu sprechen gewagt hatte? Und nun bist Du mein auf immer, mein — frei und treu.

Gute Nacht, Tula, meine schöne, blonde, herrliche Thusnelda. Daß ich auch nicht früher das caché Deines Namens durchschaute! Und nun wird die freie Prinzessin Thusnelda die treue, süße Frau des Grafen Waldenfeld.

Gute Nacht! Wär's doch erst Morgen. Tausend Küsse giebt Dir

ewig Dein Axel.

Der Neapolitaner aus Bremen

Ich bin meines Zeichens ein Schullehrer, Elementarlehrer, und stamme aus Bremen, und mein Geschlecht gehörte bislang vom Vater auf den Sohn der Böttcherzunft an. Die Familientradition läßt das berühmteste und gesuchteste aller Fässer in Bremen, die „Rose“ im Ratskeller, aus der Werkstatt meiner Ahnen stammen. Vielleicht ließe es sich mit der „Rose“ in Zusammenhang bringen, daß ich den Namen Rosner von meinem Vater ererbte. Ich heiße also Rosner, Dagobert Rosner. Weshalb man mir den in Bremen ganz ungebräuchlichen Namen Dagobert gab, dafür kann ich zu meinem Bedauern keinerlei Erläuterung geben. Vielleicht stammt er aus irgend einem Romane, den meine längst verstorbene Mutter gelesen, als sie noch für dergleichen Zeitvertreib Muße fand, als Verkäuferin in einem Pelzgeschäfte zur Sommerzeit. Ich war im Jahre 1879 genau 28 Jahre alt, als ich mein Probejahr bei der Stadtschule VI in meiner Vaterstadt beendet und durch Vermittlung des betreffenden Konsulats eine Anstellung als Lehrer der deutschen Sprache an der Hochschule in Neapel erhalten und angenommen hatte.

Mit schwerem Herzen, aber dafür übermäßig leichtem Geldbeutel und wenigem Gepäck trat ich im April meine Reise gen Süden an. Es war das erste Mal, daß ich das Weichbild der guten Stadt Bremen verließ. Ich wählte die Tour durch die Schweiz und hatte alle die herrlichen Eindrücke in meine Erinnerung aufgenommen, welche der Rhein, die Fahrt über den Vierwaldstätter See, dann der Aufstieg von Flüelen am Reuß entlang in so wunderbarer Schöne darbieten. Kurz, der Reiseneuling glaubte immerhin das Prächtigste und Herrlichste gerade gesehen, das köstlichste Stück Erde durchwandert zu haben. Klares, schönes Wetter hatte mich begünstigt, bis — etwa bei der Teufelsbrücke — ein lebhaftes Schneegestöber eintrat, das bereits bei Andermatt den Charakter regelrechten Schneetreibens annahm, unterstützt von einem Föhn, der sich in seiner unangenehmsten Form vorstellte.

Bis Hospenthal ging's mit der Diligence. Ich hatte das Glück gehabt, einen Platz auf dem erhöhten Hintersitze zu bekommen, hatte viel gesehen und zuletzt viel gefroren, alldieweil ich mich für Italien nur mit einem dünnen Sommerpaletot ausgerüstet hatte. Da aber alle Plätze besetzt waren, wurde eine Domizilveränderung unmöglich. Also etwa um 12 Uhr mittags kamen die mächtigen Diligencen, zwei waren es, in Hospenthal an und entleerten eine Gesellschaft von 21 Reisenden, sämtlich auf der Fahrt hinab nach Italien über den Gotthard. Es war die erste größere Kolonne, die in diesem Frühjahre die Tour machte und — man sah es der Gesellschaft an, zum Vergnügen reiste sie nicht, und ein Vergnügen war es auch weiter nicht. Während in Hospenthal — es lag hier bereits etwa eine drei Fuß tiefe Schneedecke — die kleinen zweisitzigen einspännigen Postschlitten bestiegen wurden, hatte ich Zeit, meine Mitreisenden einer allgemeinen Beobachtung zu unterziehen. Die Mehrzahl waren Geschäftsleute italienischer Nationalität und Sprache, denen man auf

den ersten Blick ihre Bildungsstufe anmerken konnte. Deutsch oder etwa englisch oder französisch hörte ich niemanden sprechen. Nur drei Personen von den 21 erregten einigermaßen mein Interesse. Da bestieg einen der ersten Schlitten ein älterer Herr mit ernsten aristokratischen Zügen, der auf seinem sechs Fuß langen Körper ein ergrauendes Haupt mit unnachahmlicher Sicherheit trug. Der ebenfalls ergrauende Bart war sorgsam gepflegt und — was mir am meisten an dem Manne imponierte — er war vorsorglich in einen großen kostbaren Pelz gehüllt und fügte diesem noch einen wahrhaft gigantischen Fußsack mit daran befestigtem Muff hinzu. So etwas berührt, wenn man im Sommerüberzieher die Hände in den Hosentaschen erwärmt und dazu die weißen Schneehäupter ringsum erblickt, eigenartig.

Zu dem alten stolzen Herrn setzte sich aber eine anscheinend noch jugendliche Dame, ebenfalls pelzumgeben und, wie ich bemerkte, sogar pelzgestiefelt. Das Gesicht verhüllte ein dichter grauer Schleier, der sich zugleich um den grauen Filzhut schlang. Es entging mir nicht, daß ich einen Gesellschafter im Beobachten des eben abfahrenden Paares gefunden hatte. Es war dies die dritte der eben als beachtenswert bezeichneten drei Personen.

Ein Herr, er mochte zwischen dreißig und vierzig Jahren zählen, stand in langem braunen Havelock am Eingang des Posthauses. Er hatte die Füße in große Gummiboots gesteckt und trug einen schlaffen Filz tief in die Stirn gezogen.

Unbeweglich stand er da, in gleichmäßigen Zügen den Dampf aus seiner Cigarre ziehend, und folgte mit Aufmerksamkeit jeder Bewegung der jungen Dame. Es war eine auffallend große und kräftig männliche Erscheinung. Die dunklen Haare, soweit sie der Hut sehen ließ, waren kurz geschoren, und über den tiefliegenden, fast schwarzen Augen wölbten sich dichte Brauen. Ein eben-

falls dunkler Schnurrbart zeigte sorgsame Pflege, während die bläuliche Farbe des Kinns erkennen ließ, daß die Reise die Anwendung der „Messer von Heilbronn“ verhindert hatte. Die schöne gerade Nase, der nicht große Mund und blendend weiße Zähne, das alles würde den Reisenden als schönen Mann haben bezeichnen lassen, wenn nicht ein Zug von Mißmut um seine Lippen sich gelegt hätte, wenn nicht die auffallend stark ausgeprägten „Krähenfüße“ an den äußeren Augenwinkeln dem Gesicht den Ausdruck von durchwachten Nächten gegeben hätten.

Der nächste Schlitten fuhr vor und nicht unabsichtlich wählte ich meinen Platz neben dem Manne im Havelock. Meinen kurzen Gruß erwiderte er wohl höflich, aber nicht zu fernerer Konversation ermutigend.

Ich hüllte mich in die mit weiser Fürsorge durch die schweizerische Postverwaltung gelieferte Decke, und vorwärts ging's den Berg hinan, fast immer im Schritt, denn vor dem ersten Schlitten ging eine Schar von mindestens zwanzig bespateten Arbeitern, um uns die Bahn zu ebnen oder uns eventuell auszuschaufeln.

Es war unserer Abfahrt eine lange und heftige Debatte zwischen dem Kondukteur und einigen italienischen Reisenden vorausgegangen über die Frage, ob man überhaupt fahren könne wegen der Lawinen. Jetzt fuhren wir, und immer dichter fiel der Schnee. Nach anderthalbstündiger Fahrt kam der erste Stop. Eine Lawine hatte den Fahrweg, den beiläufig zehn Fuß hoher Schnee bedeckte, verschüttet. Wir froren eine halbe Stunde im Halten und schwiegen, dann ging's weiter, doch nur für eine Viertelstunde. Der Schlitten des Stolzen vor uns war dem Rande zu nahe gekommen und lag nun, halb auf der Seite, tief im Schnee. Das ebenfalls versunkene Pferd konnte sich ohne Hilfe nicht wieder aufrichten. Ich bewunderte eben den großen Gleichmut, mit welchem der Stolze den Unfall hinnahm. Neben ihm gähnte die unergründliche Tiefe, über ihm zur andern Seite erhob sich der schroffe Felsen und das

Ganze in Schneetreiben gehüllt! Er aber blieb, so gut es ging, in seinem Schlitten sitzen, unbeweglich, und einige in mir fremder Sprache an seine Begleiterin gerichtete Worte veranlaßten auch diese, ihren Platz so lange innezuhalten, bis Pferd und Schlitten aufgerichtet waren.

„Stoiker!“ ertönte es jetzt neben mir. Mein Nachbar brachte mit diesem Worte den ersten Vorst in das Eis des Schweigens.

„Vielleicht ‚Fatalist‘,“ erwiderte ich. „Das Fez, das er unter der Pelzkapuze trägt — vielleicht ist er ein Türke, und die schöne Schlanke neben ihm eine Odaliske — verschleiert genug ist sie!“

„Ich habe sie im Posthause beim Einnehmen des Diners unverschleiert gesehen, sie ist verteufelt schön und — na, die Augen leuchten auch durch Schleier und Schneesturm.“

„Welche Sprache mögen sie nur reden? Ich gestehe, daß ich mich mit dem Türkischen nicht so recht auskenne.“

„Polnisch reden sie, und Polen sind sie auch. Ich muß den Alten schon einmal irgendwo gesehen haben, doch n'importe — aber da halten wir ja schon wieder, was mag denn da los sein?“

In der That, wir hielten, und als nach geraumer Zeit und vielem Gezänk der Zug weiterfuhr, meldete uns der Kondukteur, daß die Arbeiter nicht hätten weiter gewollt, weil sie nun an der Cantonsgrenze seien und weil ein Abschnitt käme, der lawinenverrufen. Geld und gute Worte hatten noch einmal weitergeholfen, aber lange dauerte es nicht. Immer häufiger wurden die Halte, immer verschneiter wurde der Weg. Beim zweiten Schutzhause trat endlich die große Katastrophe ein. Es hieß einfach umkehren oder aussteigen und zu Fuße weiter, noch eine Stunde bis zum Hospiz. Da gab es denn ein Schnacken und Delibrieren, ein Für- und Gegenreden — verstanden habe ich's nicht, aber

marschiert sind wir, immer dem Kondukteur nach, auf Tod und Leben. Am schnellsten entschloß sich der „Stoiker", den unvermeidlichen Gang anzutreten, und mutig folgte ihm seine Begleiterin. Trotz der inzwischen eintretenden Dunkelheit erkannte ich, daß sie ihr knapp anliegendes Reisekleid aufschürzte und die hohen Pelzstiefel zum Marsche fester schnallte. Langsam folgten die leeren Schlitten, kaum von den immer wieder versinkenden Pferden vorwärts gebracht. Der Gepäcksschlitten aber mußte ganz beim Schutzhause zurückbleiben.

Wer nun jemals einen längeren Marsch in tiefem Schnee gemacht hat, der weiß, welche ungeheuren Anstrengungen es erfordert, sich dann immer wieder in die vertikale Stellung zu bringen, wenn man bei jedem Schritt versinkend stürzt.

Der Marsch nach dem Hospiz bei nun völlig eingetretener Nacht spottete aller Beschreibung. Es war 8½ Uhr, als die Karawane oben anlangte, und 9 Uhr, als wir durch eine Art von Tunnel herniederkrochen bis an die Hausthür des Albergo Lombardi, das erst ad hoc aufgeschlossen wurde, zum erstenmale in diesem Jahre. Und nun das Treiben in dem einzig heizbaren Raume, der Küche! Alle einundzwanzig Reisenden drängten sich hier zusammen, und mit einer erstaunlichen Ungeniertheit wurden die Kleidungsstücke getrocknet. Da die Schlafzimmer des Hotels noch mit der winterlichen Krystallkruste, wenigstens an den Außenwänden, überzogen, unheizbar und dunkel waren, so blieb auch den beiden einzig anwesenden Frauen, einer tauben alten Italienerin und unserer Polin, nichts anderes übrig, als bon gré, mal gré, vorläufig am Küchenfeuer Wärme und Licht zu suchen. Es gelang übrigens dem rührigen Wirte Lombardi, nach Möglichkeit schnell Ordnung in die Sache zu bringen, und schon um ½10 Uhr saß die ganze Gesellschaft in einem Saale vereint um ein dampfendes und vortreffliches Conserven-Diner oder Souper. Helle Kerzen erleuchteten das

kalte Zimmer und ließen erkennen, in wie bedrängten Kleidungsumständen ein Teil der Reisenden sich befand. Doch naturalia non sunt turpia. — Ich hatte nun Gelegenheit, die hohe Schönheit der Polin zu bewundern, die, trotz der überstandenen Anstrengung, keine Spur von Ermüdung erkennen ließ. Die schlanke herrliche Gestalt zeigte ein unübertreffliches Ebenmaß, jenes edle und klassisch schöne Innehalten der Grenzen nach allen Richtungen, im Gegensatze zur vulgären Schönheit, welche in Fett, Muskeln und womöglich Gewicht sich kennzeichnet. Und über dieser Figur — ich denke bei schönen Gestalten so gern an die Venus von Knidos in München — über dieser Figur trug sie ein Haupt mit einer unnachahmlichen Grazie, einen Kopf wie — nun, in Bremen hatte ich so etwas noch nicht gesehen. Das durchaus griechische Profil, der kleine reizend geformte Mund, die weißen Zähne, die mit solcher Leichtigkeit das etwas zähe Corned beef zerschnitten und zum Dessert einen Apfel förmlich krachend teilten, die großen, sprechenden, blauen Augen, die hohe freie Stirn und das leicht gewellte blonde Haar — es war ein gar zu herrliches, vollendetes Ensemble, und ich mußte unwillkürlich an den Ausdruck denken, der die höchste Frauenschönheit allein bezeichnet: „Meisterwerk der Schöpfung!"

Das Meisterwerk schien übrigens auch meinen grauen Nachbarn hervorragend zu interessieren, der in elegantem, wenn auch nassem Reise-Anzuge durchaus die Alluren und das Aussehen des vornehmen Mannes zeigte. Seine dunklen Augen wichen nur von der schönen Polin, wenn sie etwa die ihren, vom Teller aufblickend, auf ihr vis-à-vis fallen ließ — und das geschah doch mehrfach, ich kann es nicht verschweigen. Ich habe meinen Grauen im Verdacht, daß er über dem vielen Beobachten hungrig zu Bette gegangen ist. Und zur Ruhe begaben wir uns schließlich alle, denn trockengelegen werden mußten die feuchten Betten doch einmal, früher oder später. Zuerst verschwanden die Polen, mit

ihnen aber schwand das Interesse für den Grauen, der mir übrigens sehr freundlich zur guten Nacht die Hand reichte. Dann verschwanden alle anderen und — der „Bremer" läßt sich bei solcher Kälte noch ein Glas Grog brauen, auch der Schulmeister. Von der Feuchtigkeit der Betten merkte ich dann nichts mehr.

Als ich am andern Morgen erwachte, war es bereits in der neunten Stunde. Rasch legte ich die froststarren Kleider an, zerschlug das Eis im Waschbecken und so weiter, öffnete dann das Fenster, um — ich wohnte im zweiten Stocke — direkt auf den Schnee zu blicken, der beiläufig zehn Meter hoch liegen mochte. In allen unteren Räumen herrschte denn auch ein wunderbar magisches Licht . . . ähnlich dachte ich mir die Beleuchtung der blauen Grotte, nur erzielte die mächtige Schneelage einen grauweißen Farbenton, wie die elektrischen Lampen, anstatt des blauen Scheines.

Es war also 9 Uhr. Noch immer fiel der Schnee, aber weniger dicht als gestern, auch hatte der Wind nachgelassen und war nach Norden gegangen. Als ich mich hinunter begab in den Eßsaal, fand ich dort eine erfreuliche Veränderung. Durch Kohlenbecken hatte der aufmerksame Lombardi dem Raume eine behagliche Temperatur verschafft, und ein großer Teil der Reisenden hatte es sich bereits nach Möglichkeit bequem gemacht, befand sich beim Frühstück oder berichtete über die grausen Erlebnisse mit grausigster Phantasie-Vergrößerung an die Lieben daheim, innerlich so recht wohl berührt durch den Gedanken an den Schrecken, den Frau, Mutter oder Braut empfinden würden ob der Schilderung solchen Erdenleidens, respektive Schneeleidens. Wenn nicht die Harthörige von ihrem Begleiter mitunter in nebelhornartigen Tönen angeschrieen worden wäre, würde es ganz ruhig gewesen sein, denn die Schreibensunkundigen und die Schwatzbedürftigen hatten sich instinktiv in die Küche hinunterbegeben. Eben trat nun auch mein Schlittengefährte in den Saal, begrüßte mich in freundlichster

Weise und teilte mir die Kunde mit, daß am heutigen Tage an eine Weiterreise nicht zu denken sei, daß aber Herr Lombardi die tröstliche Versicherung gegeben, er habe Vorräte für vierzehn Tage, und Not würden wir nicht leiden. Es ging mir, wie dem Angeklagten, der zusammenbricht, wenn der Staatsanwalt die höchste gesetzlich zulässige Strafe beantragt. Ganz so böse sind die Richter meistens nicht. „Das Barometer steigt aber und die Luft wird hoch," fügte der Graue hinzu, gleichsam mildernde Umstände plaidirend.

Es entging mir nicht, daß mein Gefährte sich beim Betreten des Raumes rasch umsah und daß dann ein Zug der Enttäuschung, ganz kurz nur, sich in seinen Mienen ausprägte.

„Unsere Polen sind noch nicht hier gewesen, der alte „Stoiker" scheint nicht an Schlaflosigkeit zu leiden!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und — wie einst der Wolf in der Fabel — „sie" waren da. Ich muß anerkennen, daß der „Stolze" uns, aber auch nur uns beide, mit einer Art von kaum bemerkbarem Gruße begnadete, ehe er sich und seiner Begleiterin einen Platz am langen Eßtische auswählte. Letztere hatte ebenfalls mit graziösem Kopfneigen stumm gegrüßt, ich kann mich aber des Verdachtes nicht erwehren, daß meine Person nur so beiläufig in die Verlängerung der Seelenachse fiel.

„Wo ich den Vater nur schon einmal traf!"

„Wär's die Dame gewesen, würde das Gedächtnis wohl diszipliniertser sein und nicht den Gehorsam versagen," erwiederte ich.

Schweigend saßen wir eine Weile da, und mechanisch spielte die Hand meines Nachbarn mit der bereits abgeschnittenen Havanna und mit dem goldenen Feuerzeuge, das an einer zweiten Uhrkette hing. Wenn wir Bremer auch auf dergleichen nicht eingefuchst sind, so war mir doch nicht entgangen, daß die matchbox mit einem Wappen und einer unvernünftig vielarmigen Krone

geziert war und daß der „Graue" einen Siegelring trug, in welchem sich dasselbe Wappen in grünem Steine weiß abhob.

Jetzt wandte sich das ernste Gesicht des Stolzen ein wenig zu uns herum, und bei unmerklicher Erhebung wandte er sich in fremdländischem Accent an meinen Nachbarn: „Ich bitte im Namen meiner Tochter, keine Rücksicht in Bezug auf das Rauchen zu nehmen!" Ein stummes, freundliches Neigen des schönen Kopfes der jungen Polin unterstützte die Bitte des Vaters. Es war eine volle, tiefe, gewinnende Männerstimme, mit welcher diese wenigen Worte gesprochen wurden — gar nicht den strengen stolzen Zügen entsprechend.

Die Dampfwolken aber bildeten dort in der Schneegrube den gütigen Vermittler. Mein Nachbar erhob sich auf die Äußerung des „Stoikers", daß seine Cigarren im fernen Koffer dort beim Schutzhause geblieben, und bot mit artiger Verbeugung von den seinigen an, aus einem wiederum wappengeschmückten Etui. „Graf Reichenfeld" stellte sich dann mein Nachbar vor, und „Graf Kosczowski" lautete die Gegenvorstellung.

„Ich darf Sie wohl meiner Tochter präsentieren."

„Graf Reichenfeld," fügte der Graf hinzu.

Während ein kurzes Gespräch über das Tagesereignis angeknüpft wurde, kramte ich im Vorrate meiner Erinnerung und fand darin den Namen Kosczowski unter den polnischen Abgeordneten des deutschen Reichstags.

Graf Reichenfeld hatte inzwischen die Aufmerksamkeit, auch mich heranzurufen und vorzustellen. Soll ich es für ein Kompliment halten, daß dieser, als ich ihm meinen Namen und Stand nannte, ausrief:

„Schulmeister? Nun, dafür hätte ich Sie nicht gehalten!"

Es verging nun der Tag in angenehmster Unterhaltung. Graf Reichenfeld erzählte in schöner, klarer Darstellung von seinen Reisen in Indien und Persien. Die Gegenfragen der jungen Gräfin bewiesen eine tief-

gehende Kenntnis und übergewöhnlich ernstes Interesse. Auch Graf Kosczowski hatte mit seiner Familie lange Zeit in Ägypten gelebt und Palästina bereist. Er stand jetzt im Begriffe, seine Gemahlin aufzusuchen, welche den Winter hindurch in Sorrento gelebt hatte. Die liebenswürdig vornehme Art des alten Grafen sowohl, wie die Anmut und Grazie, in welcher die junge Gräfin sich bewegte, machten einen durchaus wohlthuenden Eindruck.

Wenn man im allgemeinen geneigt ist, vornehme und besonders schöne Polinnen für oberflächlich und leicht zu halten, so bildete die junge Kosczowska jedenfalls eine glänzende Ausnahme. Ihr ganzes Auftreten zeugte von edler Weiblichkeit, und aus ihren Anschauungen sprach ein tiefes, ernstes Gemüt. Es war von der sozialen Frage, von der Frauen-Emanzipation, von der Staatsverfassung der freien Stadt Bremen und von den neuesten Werken deutscher, englischer und französischer Litteratur die Rede gewesen. Überall verband die junge Dame mit Kenntnis und Verständnis ein fast männlich klares Urteil.

„Wundern Sie sich nicht über die bestimmten Aussprüche und Anschauungen meiner Tochter! Sie hatte seit ihrer Geburt, vor neunzehn Jahren, eine kränkliche Mutter und ist daher stets auf den Umgang mit mir und meinen Freunden angewiesen gewesen,“ warf der Graf einmal ein, als er ein Zeichen bewundernden Erstaunens bei mir bemerkt hatte.

„Und darf man wissen, Graf Reichenfeld, was Sie um diese Jahreszeit über die Alpen führt?“ lautete die Frage der Gräfin.

„Ich will in der Stille von Capri Erholung suchen von den Folgen eines schweren Sturzes mit dem Pferde. Ich habe zwei Monate gelegen, bin nun aber im Grunde hergestellt.“

„Und Ihre früheren großen Reisen waren wohl Ergebnisse des Wissensdranges und der Reiselust, oder ...?“

„Ja, Gräfin, das „oder“ trifft leider zu, auch

damals suchte ich im südlichen Klima Heilung. Ich war bei Pouprh durch den rechten Lungenflügel geschossen, und Jahre sind vergangen, bis volle Herstellung eintrat."

„So haben auch Sie diesen unseligen Krieg mitgemacht! Ach, mein armer Bruder, auch er mußte sein junges Leben hingeben, er fiel am 18. August bei Ste. Marie-aux-Chaines. Es war ihm nicht vergönnt, für die heiligen Rechte seines Vaterlandes zu fallen, wie seinem Großvater, der bei Ostrolenko den Heldentod fand."

Es schien, als ob ein anderer Geist über die schöne Jungfrau gekommen sei. Die milden, so sanften Augen hatten einen fast traurigen Glanz angenommen, als sie ihres Großvaters und seines Todes erwähnte. Die kleinen Hände krampften sich zusammen, und in rascher Folge hob und senkte sich die Brust. Graf Koszowski sah ängstlich besorgt hinüber zu seiner Tochter, deren Blick in höheren Regionen gefesselt zu sein schien.

Eine fast leichenhafte Blässe lag auf dem edlen Gesichte Reichenfelds, als er mit scheinbar völliger Ruhe und mit dem gewissen schönen Klange, welchen Überzeugung der Stimme giebt, sprach:

„Wenn Ihr Bruder bei Gravelotte den Heldentod gefunden, so starb er für sein Vaterland — als Preuße, als Deutscher. Wer auf deutschem Boden geboren wird, für den giebt es nur ein Vaterland, die Wiege seiner Väter mag an den Ostmarken, in Posen oder in den Vogesen gestanden haben!"

Eben war die Gräfin im Begriffe, ihrer großen Erregung mit einer Antwort Raum zu geben, als sich die Hand ihres Vaters auf ihren Arm legte und dieser mit ruhigem Tone erwiderte:

„Ich denke, meine Herren, wir lassen dies Thema ruhen. Ich dürfte mich nicht täuschen, Graf Reichenfeld, wenn ich Sie für einen preußischen Offizier halte?"

„Ich bin Rittmeister im ersten Garde-Dragoner-

Regiment und im Kreise Rosenberg, Oberschlesien, angesessen."

Es folgte noch eine kurze Konversation über oberschlesische Bodenverhältnisse, gleichsam als Palliativ für die Wermutstropfen, die soeben in die freudige Stimmung hineingefallen waren, und dann zog sich Graf Kosczowski mit artigem Gruß zurück. Die Gräfin aber hatte nur eine stumme Verbeugung.

Große Thränen glänzten in ihren schönen Augen, Thränen des Unmutes, als sie stolzerhobenen Hauptes dem Vater folgte.

„Da haben wir die Bescherung," sagte Graf Reichenfeld, als die Thür sich geschlossen. „Nun ist's vorbei mit dem schönen kurzen Traum! Und mit sechsunddreißig Jahren kommen solche Träume so schwer und so selten!"

„Sie haben der Komtesse wehe gethan, Herr Graf!"

„Ich konnte nicht anders, ich mußte Farbe bekennen, meiner Ehre wegen. Versuchen wir zu vergessen! Aber einen wunderbaren Zauber hat sie, dies Mädchen! So tief, so ernst, so schön, so logisch denkend und nun so zornig, unlogisch zornig."

„So etwas soll vorkommen bei Frauen!"

„Nun, mein lieber Schulmeister, Sie haben gut reden. Ihr Herz mag noch im stillen Schlummer der Unberührtheit liegen, aber einmal wird's auch bei Ihnen tagen."

„Wenn ich offen sein soll, so hat's schon getagt, aber es wurde schnell wieder Nacht. Sie ist die Tochter einer wirklichen Gymnasial-Oberlehrers-Witwe und ich — elementar! Sie ist zu hoch, zu schön! Ja, schön ist Mary, und geistvoll, und von einem Liebreiz, einem Charme . . ."

„Und hat Ihnen einen Korb gegeben?"

„Gott soll mich bewahren, ich habe natürlich gar nicht erst angefragt — ach, die Sache ist hoffnungslos!"

„Armer Schulmeister! — Und nun gute Nacht!

Versuchen wir zu schlafen, einmal müssen wir doch wieder in die nassen Betten. Mir graut freilich vor der Nacht!"

„Die Ihnen schöne Träume bringen möge, Herr Graf! Vergessen Sie nicht, wovon Sie träumten, es ist die erste Nacht hier, die vorige war angebrochen!"

„Und hoffentlich die letzte; Sie wissen doch, daß ein Bote von Airolo kam und meldete, man arbeite mit allen Kräften am Wege, und morgen kämen die Schlitten, uns zu holen!"

„Schade, schade, mir gefällt's hier," antwortete ich. Aber es war mir im Grunde doch recht, daß Erlösung nahte.

Ein wahrhaft infernalischer Lärm weckte mich am folgenden Morgen. Das war ein Laufen, ein Schreien, ein Treppauf, Treppab im Albergo, als brennte es. „Die Schlitten sind da," rief mir der deutsch redende Hausdiener zu, als ich fragend den Kopf aus der Thür steckte. Da wollte jeder zuerst zahlen, zuerst fahren und endlich kam doch alles in Ordnung.

Graf Reichenfeld hatte mich aufgefordert, wiederum mit ihm den Schlitten zu teilen, und bei herrlichem Wetter bewegte sich nun der lange Zug, schlangenartig den Serpentinen folgend, im Val Tremola hinab. Das enge durchklüftete Felsenthal machte um diese Zeit, aus der es seinen schreckenvollen Namen hat, die Zeit der Lawinen, einen wenig freundlichen Eindruck. Hohe Felsen und gähnende Schlünde, dazwischen der schmale Gebirgsweg mit unglaublichen Steigungen, und das Ganze in Schnee gehüllt — so war's.

Eben war die Tête unseres Zuges um eine Felsenecke gebogen, als ein donnerartiges Getöse sich vernehmen ließ, immer lauter werdend bis zu gewaltigem Krachen und Rollen, und dann nach und nach verstummend. Eine ungeheure Schneewolke vor uns bezeichnete die Richtung, in welcher soeben die Lawine niedergegangen war. Als dann die Wolke verschwand, lag eine undurchdringliche Schneewand vor uns. Der große Schrecken hatte im

ersten Augenblick eine stumme Bewunderung für das wahrhaft großartige Naturereignis im Gefolge gehabt. Nun aber wandelte sich die Bewunderung in eine allgemeine Erregung, in eine Furcht vor ferneren Schneestürzen, und angsterfüllt schaute alles hinauf nach den Schroffen, von denen sich in jedem Augenblicke neue Schneemassen loslösen konnten, um vernichtend niederzustürzen. „Großer Gott, Tula!“ hatte mein Nachbar ausgerufen, als der furchtbare Donner der Lawine erschallte. Dann war er in rasender Eile am Zuge entlang zum vordersten Schlitten geeilt, welchen der polnische Graf und seine Tochter innehatten. Nur wenige Schritte vor ihnen war das verheerende Element, Alles fortreißend, in den grausigen Abgrund niedergebraust, das Pferd des Schlittens noch halb verschüttend.

„Mein Gott, Gräfin,“ hatte Graf Reichenfeld sich an die junge Dame gewandt, „welch' glückliche Vorsehung hat Sie und Ihren Herrn Vater vor dem furchtbaren Schicksale bewahrt, hinabgezogen zu werden in ein kaltes Schneegrab.“

„Preußische Thränen würden darüber nicht geflossen sein, Gott hat uns aber gnädig beschützt und wird uns ferner schützen, uns und unser Vaterland! Einst . . .“

Die Gräfin hatte geschwiegen und den Rittmeister mit einem eisig kalten Blicke angesehen, und dann waren wiederum die Augen feucht geworden vor Unmut, und auch der Vater hatte kaum ein Wort der Erwiderung gefunden für die Teilnahme des Grafen.

Noch sehe ich die Geisterblässe auf seinem Gesicht, als er zum Schlitten zurückkehrte und mir, kaum der Sprache mächtig, das Vorgefallene mitteilte. Mit wahrer Empörung gedachte ich der Gräfin.

War das dieselbe kluge Frau, die wir gestern kennen lernten? So weit ging der Fanatismus dieses Mädchens? Und Graf Reichenfeld? Wie arm kam er mir vor, der reiche, hochstehende Mann! Ich fühlte es, er liebte Tula! Und der Mann konnte lieben, mit vollem,

edlem, tiefem Gefühle! Wie habe ich ihn damals bedauert, als ich den schweren schmerzlichen Seelenkampf beobachtete, der sich in seinen dunklen Augen, seinen trüben Mienen so ergreifend wiederspiegelte. Damals hätte ich die Gräfin hassen können. „Da sind doch die Mädchen in Bremen besser,“ mußte ich mir mit vaterländischem Selbstgefühle zugestehen.

Etwa nach einer Stunde konnte die Fahrt fortgesetzt werden, und in raschem Tempo ging's nun hinab nach Airolo, vorbei an dem Mundloch des bald zu eröffnenden Gotthard-Tunnels.

In Airolo fanden wir, außer mildem Frühlingswetter und schmelzendem Schnee, die bereitstehenden Diligencen. Während Graf und Gräfin Koszowski im Coupé Platz fanden, wählten Reichenfeld und ich den Mittelsitz der ersten Diligence.

Der Weg von Airolo nach Biasca, der ersten Eisenbahnstation südlich des Gotthard, folgt dem Laufe des reißenden, wilden Ticino. Das Flußthal ist stellenweise so schmal, daß die Straße auf große Strecken in den Felsen hineingesprengt werden mußte. Etwa einen Kilometer unterhalb Dacio Grande führt die Straße über einen Felsvorsprung, welcher bei sechzig Fuß Höhe über den brausenden Fluß hinausragt. Der Weg ist hier nur durch eine starke Mauer von dem jähen, grausigen Abgrunde getrennt. Unten aber windet sich der Ticino durch gigantische Felsblöcke, schäumende Strudel und rauschende Kaskaden bildend. Eben fuhr unsere Diligence in raschem Tempo an dieser Stelle vorüber, als wir einen erschütternden Stoß verspürten. Der Wagen schien erst zu schwanken, hielt aber dann. Schreckerfüllt verließen alle Insassen die Plätze, ich unter den Ersten. Der Anblick, der sich nun darbot, machte das Blut erstarren, — war entsetzlich! Die Diligence hatte einen Bauernwagen derartig angefahren, daß er, gegen die Mauer geschleudert, mit dieser hinuntergestürzt war in den furchtbaren Abgrund. Pferd und Mann aber mußten

den sicheren Tod in den Fluten finden, wenn nicht baldige Rettung kam. Es hatte sich eine unglaubliche Aufregung der Anwesenden bemächtigt. Jeder erkannte die Not, erkannte, daß nur schnelle Hilfe nützen könne. Kein Steig führte hinunter in die Tiefe, überall sechzig Fuß hohe Felswand. Ein wirres Durcheinander umgab die Unglücksstätte. Es wurde gesprochen, geschrien, lamentiert, nur nicht gehandelt. Da erschallte eine mächtige Stimme, alles übertönend: „Stricke, holt Stricke, rasch ein starkes, langes Tau!“ Vergebens, der Ruf wurde nicht verstanden.

„Corda, una Corda!“ erschallte von neuem der Ruf, jetzt wie eine Zauberformel wirkend. Die Stränge wurden von den Geschirren genommen, Vorratsstricke aus dem Wagen herbeigeschafft, und geschickte Hände fanden sich, sie zu einer langen Leine zu verbinden. Reichenfeld aber — er war der Rufer gewesen — trat jetzt an mich heran: „Können Sie schwimmen, Schulmeister?“ „Nein!“ „Nun, dann steige ich hinab, auf die anderen ist kein Verlaß.“ Schon legte Reichenfeld sich die Schlinge des Taues um die Brust, als eine neue Aufregung durch die immer anwachsende Menge ging. Deutlich konnte man erkennen, wie der Verunglückte sich an einem aus den Fluten ragenden Felsblock zu halten suchte. „Nun, mit Gottes Hilfe,“ rief mir der Graf zu, „lassen Sie mich langsam hinunter auf jenen Vorsprung, das Weitere wird sich finden!“ Langsam wurde das Tau nachgelassen, viele Hände waren bereit, mir zu helfen. Nun hörte das Gewicht auf, der Graf stand unten . . . Da, ein neuer markerschütternder Aufschrei der Beobachtenden. Gerade an der Stelle, wo der Unglückliche sich angeklammert hatte, versuchte auch das Pferd festen Fuß zu gewinnen. In seiner Todesangst des eigenen Herrn nicht schonend, schlug es mit den Hufen auf denselben ein. Ein furchtbarer Schrei, und derselbe sank zurück in die Fluten — verloren! — Da stürzt mit mächtigem Sprunge Reichenfeld sich hinein

in den brausenden Strudel. Mit wunderbarer Kraft teilt er das Wasser ... Jetzt erreicht er die Stelle, jetzt taucht er ... kommt an die Oberfläche ... jetzt taucht er wieder und ... er hat ihn gefunden, den Unglücklichen. In kräftigen Bewegungen schwimmt er dem Vorsprunge zu, den leblosen Körper vor sich herschiebend. Und nun ist der Fels erreicht. Alles drängt sich an die Mauer, zu sehen, was nun wird und ob der Mann lebt. Sorgsam sah ich den Grafen den Hilflosen auf den Fels legen und mit offenbarer Sachkenntnis Belebungsversuche machen. Nur wenige Minuten und dann in vier oder fünf Sprachen und Idiomen der Jubelruf: „Er lebt, er hat sich bewegt!“ Noch konnte ich erkennen, wie der Graf das Tau löste und um den Geretteten legte, dann kam das Kommando: „Langsam anziehen!“ Fuß für Fuß wurde das Tau eingeholt, und ein allgemeiner Freudenruf ertönte, als der Verunglückte über die Mauer gehoben wurde und, wohl schwankend und mit Blut überlaufen, aber doch selbständig den Heimweg antreten konnte.

Eben war ich damit beschäftigt, den gelösten Knoten zu einer neuen Schlinge zu schürzen, als sich eine Hand auf meinen Arm legte, vor Aufregung zitternd:

„Herr Rosner, lieber Herr Rosner, um Gottes willen sagen Sie, wo bleibt der Graf, was ist ihm geschehen, retten Sie ihn, ich würde Ihnen dankbar sein bis an das Ende meines Lebens!“ Mit unsicherer Stimme sprach die Gräfin zu mir, sie, die Frau mit dem starken Geiste und dem festen Willen. Ein glückliches Lächeln flog dann wieder über ihre Züge, als ich versichern konnte, Reichenfeld lebe und sei gesund. Inzwischen hatte ich das Tau von neuem hinuntergelassen, und durch die nunmehr eingetretene Dunkelheit rief der Rittmeister mir sein „fertig“ zu. Zwei Minuten später stand er wohlbehalten neben mir. Ich weiß nicht, woher ich den Mut dazu nahm, aber ich schloß den Grafen in meine Arme, wie man wohl einen Freund umarmt,

und sein Händedruck sagte mir, daß ich nicht mißverstanden wurde.

Doch jetzt mahnte der Kondukteur dringend zum Einsteigen:

„Es ist hohe Zeit, wenn wir in Biasca den Zug noch erreichen wollen.“

Vielleicht aber dachte er: „Wenn diese tobende Menge zur Besinnung kommt, erinnert sie sich am Ende, daß ich es war, der den Mann in Lebensgefahr brachte.“ Und halb Dacio war zur Stelle, Männer und besonders Frauen.

Als Reichenfeld mit noch triefenden Kleidern an das Coupé trat, da empfing ihn der Graf Kosczowski mit herzlichen Glückwünschen. Die junge Polin aber streckte dem preußischen Rittmeister das Händchen entgegen und sagte mit Thränen in den Augen: „Sie haben einen Heroismus ohne gleichen bewiesen, ich danke Ihnen, und Sie, nicht wahr, Sie verzeihen mir?“

Diesmal waren es aber die Thränen tiefer, heiliger Erregung, welche Frauenaugen so wunderbaren Zauberglanz verleihen! Schweigend bückte sich der Graf über die schöne Hand, viel, viel länger, als es in Bremen üblich ist ...

Ich aber war sehr beschäftigt, inzwischen mit dem Stoiker den ganzen Vorfall noch einmal zu besprechen, und was die schöne Polin ferner gesagt, und was sie angehört, ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß auf der Eisenbahnfahrt von Biasca nach Bellinzona der „Stoiker“ mitteilte, er habe die Absicht, seine Route über Lugano, Mailand, Turin, Genua zu nehmen, und von dort per Dampfer nach Neapel zu fahren, daß dann Graf Reichenfeld ganz zufällig dieselbe Route für seine Reise nach Capri intentioniert hatte. Die Aufforderung, auch meinerseits diesen Umweg zu meiner Belehrung mit zu machen, mußte ich leider ablehnen. Was ich dort lernen konnte, das ahnte mir schon, trotz Polen- und Preußenhaß, und dann — besaß ich im ganzen nur

noch hundertfünfzig Lire. Zwar bot mir der Rittmeister freudig Vorschuß an, ich lehnte aber dankend ab. So trennten wir uns denn am Morgen des 29. in Bellinzona, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß dem Grafen der Opfermut nur einen geringen Schnupfen eingetragen. „So etwas kuriert sich bald, wenn nur die rechte Sonne ins Herz scheint!“ konnte ich ihm noch zurufen, als ich nach Locarno abdampfte. Reichenfeld hatte mich persönlich zur Bahn begleitet.

Seit fünf Wochen lebte ich im sonnigen Süden im dolce Napoli, und niemals habe ich wohl so gefroren, wie in den ersten Tagen am blauen Golf. Regen, immer Regen und keine Cirkulieröfen, wie in Bremen. Und dann das Volk nackt in den Straßen kauern zu sehen bei dem Wetter! Und diese Ungeniertheit im Verkehr und die schmutzigen Straßen! So etwas könnte nicht einmal in Vegesack vorkommen! Es kamen aber dann auch die sonnigen Tage, und inzwischen hatte ich erfahren, daß ich als deutscher Sprachlehrer etwa eine Stellung hatte, wie in Bremen ein Professor. Kurz, im ganzen war ich schnell acclimatisiert und fühlte mich, als ob ich niemals anderwärts als an der Santa Lucia oder im Giardino Pubblico oder auf der Piazza Falcone promeniert hätte. Ich war wahrhaft groß, und Italienisch lernte ich spielend sprechen — „come l'acqua“ würde man aus dem Bremischen übersetzen.

Also fünf Wochen war ich „Neapolitaner aus Bremen“, als ich in meiner Wohnung einen Brief mit dem Poststempel Sorrento vorfand, von mir fremder Handschrift.

Signore Dagobert Rosner! Da stand es ganz deutlich. Nach einigem Sinnen öffnete ich. Der Brief enthielt folgende kurze Zeilen:

„Lieber Schulmeister! Am nächsten Sonntage erwartet man Sie in Sorrent im Hotel Viktoria. Der Dampfer trifft um zwölf Uhr ein. Keine Entschuldigung, Sonntags ist keine Schule. Man hat

Ihnen Wichtiges mitzuteilen. Wer bin ich und wer schrieb dies? . . .

Immerhin Ihr aufrichtiger Freund!"

„Das kann nur einer aus Bremen sein oder aus Bremerhaven," meditierte ich. „Einen dummen Witz wird sich hier doch keiner mit mir machen? Einerlei, jedenfalls fahre ich."

Also am nächsten Sonntage, bereits eine gute halbe Stunde vor der Abfahrt, befand ich mich auf dem Re Umberto, und genau um Mittag betrat ich, unmittelbar am Tunnel, der hinaufführt zu Viktoria, die Marina von Sorrento. Mitten im Tunnel aber — ich dachte schon an die Räuber aus den Abruzzen — wurde ich von rückwärts umfaßt, und eine tiefe Stimme fragte mich: „Schulmeister, wer bin ich?"

Ein Räuber kann es nicht sein, denn der würde nicht deutsch sprechen, ich sagte also: „Jedenfalls mein Freund!"

„Ja, der bin ich und bleibe ich," antwortete mir die tiefe Stimme, und — vor mir steht Graf Reichenfeld, Axel Reichenfeld, Rittmeister der Garde-Dragoner.

Das war mir eine Freude, eine rechte Herzensfreude, dieses Wiedersehen. Ich kam aber gar nicht zur Besinnung, denn eben wollte ich nach dem Woher und Wohin fragen, als eine junge, frische Frauengestalt uns nahte und, mir nichts dir nichts, in des Grafen Arme stürzte.

„Gräfin, ist es denn wahr?" rief ich in der ersten Erregung.

„Ja, es ist wahr, so wahr! Und Sie haben Ihr Teil dazu beigetragen, daß ich so glücklich wurde; ohne Sie stände mein Axel noch da unten am Ticino. Nun sollen Sie auch Vater und Mutter begrüßen, Sie sind längst bekannt und ein willkommener Freund."

Ja, es war ein schöner, ein sonniger Tag, den ich da erlebte. Erst hatte der „Stoiker" nicht recht gewollt, wegen des Preußen, dann aber der Opferfreudig-

keit und des Opfermutes gedacht und doch nachgegeben, und nun war Reichenfeld von Deutschland zurückgekehrt, wo er auf seinem Schlosse in Oberschlesien das Nest hergerichtet, und in zwei Monaten sollte die Hochzeit sein!

Ich aber dachte bei all der Seligkeit an die Lehrerstochter in Bremen, an Mary, und daß ich doch nun auch ein angesehener Mann, und daß ich der Freund des Grafen Reichenfeld, des ersten Magnaten Oberschlesiens, sei, und wie es doch so schön sein könnte in Neapel, und daß es reizend wäre, gemeinsam nach Camaldoli zu wandern, und daß es in der Regenperiode doch auch nicht so kalt, wenn man in einem regelrechten Hause wohnte und nicht in einer Junggesellenbude — und ich dachte so lange, bis der Gedanke zur That wurde.

Jetzt, wo ich dies niederschreibe, steht meine Mary hinter mir und fragt mich: „Schreibst du auch keinen Unsinn?“ Meine fünf Buben aber, sie liefen am liebsten auch wie die jungen Neapolitaner, doch das geht nicht. „Wenn man das in Bremen erführe!“

Entflohen

Nordsee-Novelle

Die letzten Strahlen der Junisonne beleuchteten die vergoldete Kuppel des Kapitols von Albany. Ein erfrischender Abendwind ließ die Kronen der mächtigen Steineichen im Parke von ‚Agena-House‘ leise erzittern und kräuselte die Oberfläche des ruhig und breit am Fuße des Pinckster-Hill vorüberziehenden Hudson.

Unter der grünbelaubten Veranda des nach Art englischer Villen erbauten eleganten Landhauses erblickte man einen Herrn und eine Dame, beide in bequemen Schaukelstühlen ruhend. Während der Blick des Mannes mit dem Ausdrucke des Behagens über die prächtigen Anlagen, über Blumenparterres und Kaskaden glitt, — hinab bis an den von Dampfern und Schiffen aller Art belebten Strom, — folgten die Augen der Dame einem Paare, das langsam durch die Parkwege wanderte. Sie schienen in eifriges Gespräch vertieft, der junge schlanke Mann und das Mädchen mit offenem blondem Haar. Ab und an beugten sie sich nieder, um eine Blume oder ein grünes Reis zu pflücken und in den Gartenhut zu legen, den die junge Dame in der Hand trug.

„Es ist doch etwas Herrliches um eine so laue erquickende Luft nach heißem Sommertage!“ sagte der Herr unter der Veranda, mit dem Taschentuche über den fast kahlen Scheitel fahrend, „man möchte an solchen Abenden auch noch einmal jung sein — wie die da unten!“

Als er dann den ernsten, fast mißmutigen Ausdruck in den Zügen der Dame gewahrte, erhob er sich, legte die mächtige Rechte auf deren leicht ergrauendes Haar und sagte freundlich lächelnd: „Was meinst du, Tea, wenn dich irgend eine übersinnliche Gewalt zurückversetzte um den Zeitraum von zwanzig Jahren, — zurück an die Ems, — in deine Heimat — nach Lingen, und es käme dann wieder ein so großer Ostfriese, der eben das Abiturienten-Examen bestand, und fragte die zarte, schöne Tochter des Zuchthauskommandanten, ob —“

„Erstens,“ unterbrach die Frau, „werden wir nicht wieder jung, und zweitens würde es wohl nicht anders werden, wie es wurde. Um die Vergangenheit mache ich mir keine Sorge, aber — die Zukunft, die beunruhigt mich einigermaßen! Ich denke, wir machen der Sache bei Zeiten ein Ende. Noch ist Francis ein Kind, trotz der achtzehn Jahre, aber das kann von heute zu morgen — na, du weißt, wie das damals in Lingen ging!“

Jetzt, bei der Erinnerung, flog doch ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich wüßte nicht, weshalb da ‚ein Ende‘ gemacht werden sollte! Du selbst hast mir ja oft genug geäußert, der junge van der Hoop sei ein musterhaft wohlerzogener, gesellig begabter und vortrefflich aussehender Mann. Also deine Ansprüche sind doch erfüllt, wenn die erforderlichen Herzensfragen günstig erledigt werden. Aber auch mein Examen, das praktische, kann er bestehen! Er ist gesund, gediegener Kaufmann, — sonst hätte ich ihn nicht als Buchhalter genommen, und — ist der einzige Sohn eines schwerwiegenden Vaters.

Zwar braucht auf letzteren Umstand bei der Tochter Teddo Agenas keine Rücksicht genommen zu werden" — er warf, sich selbst persiflierend, den Kopf in den Nacken, — „doch schaden kann's ja nicht. Der alte van der Hoop ist einer der angesehensten Reeder in ganz New-York und ein Gentleman, der sich der allgemeinen Achtung erfreut — auch der meinen! — So, nun du!"

„Teddo, du weißt, daß ich dir in dem allen beistimme. Wilko würde mir gewiß ein lieber Schwiegersohn sein, aber —"

„Aber?"

„Aber die Mutter! Es soll ein Schatten in ihrer Vergangenheit sein! — Keiner weiß, woher die Gerüchte kamen, keiner weiß irgend Bestimmtes, aber doch sagt man —"

„Nun, was sagt man?"

„Der alte van der Hoop soll sie, als er noch Kapitän war, auf dem Meere irgendwo aufgelesen haben! Es sind ja Jahrzehnte darüber vergangen, aber damals sollen die Matrosen seiner Bark —"

„Sie wohl gefischt haben, als Meerjungfrau?" rief Mr. Agena aus. „Also Meerjungfrau mit 'nem Fischschwanz!" wiederholte er, sich mit beiden Händen auf die Kniee schlagend in herzlichem Lachen. „Aber Tea," fügte er dann fast mitleidsvoll hinzu, „wie kann man auf solchen Unsinn hereinfallen! Ich sah die Frau. Sie ist eine schöne, ganz irdisch aussehende, würdige, ernste Dame mit ganz richtigen Füßen — nicht einmal kleinen."

„Spotte nur über mich," antwortete sie, „ich habe die Augen offen, ehe es zu spät ist!"

„Wer hat die richtigen Füße?" fragte jetzt Miß Francis, auf das kräftige Lachen ihres Vaters herbeieilend.

„Du, mein Kind," antwortete der Kaufherr, und Francis betrachtete in kindlicher Coquetterie ihre aller-

dings recht kleinen und recht eleganten Chevreau-Stiefelchen.

Jetzt meldete Tom, der schwarze Kammerdiener des Hausherrn, daß serviert sei. Man trat in den Eßsaal. Mr. Agena war vortrefflicher Laune und unterhielt sich auf das lebhafteste mit seinem jungen Buchhalter. Es war, als wolle er dessen Wissen und Bildungsgrad recht deutlich zur Geltung bringen, indem er ihn durch geschickte Fragen immer von neuem in das Gespräch zu ziehen suchte. Mit gespannter Aufmerksamkeit hingen die Augen Francis' dann an seinen Lippen, als er von seinen Erlebnissen im Westen erzählte. Aber auch Mrs. Tea, — die Hausfrau, — schien ein näheres Interesse für den Gast zu fassen. Immer wieder wandte sie den Blick auf seine schönen männlichen und doch so jugendfrischen Züge.

„Es ist mir, als suche ich nach einer verlorenen Erinnerung, wenn ich den Mr. Hoop ansehe," wandte sie sich nach Tische an ihren Mann, „als wäre ich ihm schon einmal begegnet; — irgendwo — vor vielen Jahren."

„Aber Tea, der Wilko ist ja erst fünfundzwanzig Jahre alt; wie wäre das möglich?"

„Ja ja, du hast recht," antwortete sie, sich aus ihren Gedanken emporraffend „ich weiß selbst nicht, wie ich auf die Idee kam."

Noch spät in der Nacht saß Frau Tea allein in ihrem Parlour. Sie war mit sich zu Rate gegangen über die Fragen, die an sie herantreten würden. „Ich kann mich nicht über die öffentliche Meinung hinwegsetzen, wo meines Kindes Zukunft dadurch berührt wird," murmelte sie. „Ich sehe den Tag nahen, der eine Entscheidung fordern wird. Es wird meinem Mutterauge zufallen, dahinzusehen, wohin ich mich vergebens bemühte, Teddos Aufmerksamkeit zu lenken."

* * *

Der Tag nahte denn auch. Mr. Wilko van der Hoop gewann immer festere Stellung in dem Vertrauen seines Chefs, und immer lebhafter schlug ein junges Mädchenherz bei seinem Erscheinen in ‚Agena-House‘.

Eines Morgens betrat ein Herr mit grauem Haar und Bart — nach Seemannsart rasiert — das Hauptkomptoir der Firma Agena & Cie. und ließ sich beim Chef des Hauses melden.

Jan Harm van der Hoop N.-Y. 47 Street 179.
Hudson-River-Steamboat Cie.

so stand auf der Karte, die er dem Büreaudiener übergab. Mit unverstellter Freude begrüßte der Kaufherr den Fremden, und wenige Minuten später saßen sie sich gegenüber.

Mit vertrauensvollem Blicke sah Agena in das wetterharte Gesicht, in die Seemannsaugen des alten Holländers, während dieser in knappen kurzen Worten erzählte, daß sein Sohn die Absicht habe, um die Tochter seines Chefs zu werben, daß er, der Vater, aber für seine Pflicht halte, zuvor seine Verhältnisse darzulegen.

Wohl eine Stunde währte die Verhandlung; allerhand Zahlen wurden in die Notizbücher getragen, und endlich schloß der Kaufherr mit den Worten:

„Wie gesagt, ich würde glücklich sein, den Sohn eines bewährten Freundes und allgemein geehrten Gentlemans in meine Familie aufzunehmen. Was Sie mir soeben mitteilten, läßt die äußeren Verhältnisse, die Ihr Sohn meiner Tochter bieten könnte, sehr günstig erscheinen. Daß mir persönlich kein Schwiegersohn willkommener sein könnte, habe ich Ihnen unverhohlen ausgesprochen, Mr. van der Hoop! Und doch glaube ich, Ihnen sagen zu müssen, daß unsere Absichten auf den Widerspruch meiner Frau stoßen werden.“

„Darf ich wissen, welche Bedenken Mrs. Agena einer Verbindung meines Sohnes mit ihrer Tochter entgegenbringt, vorausgesetzt, daß Miß Francis glaubt, an dessen Seite glücklich zu werden?“

Eine gewisse Verlegenheit sprach sich in des Kaufherrn momentanem Schweigen aus.

„Der einfachste und kürzeste Weg zum Ziele würde sein," sagte er dann, „wenn Sie meiner Frau Gelegenheit bieten wollten, sich selbst mit Ihnen auszusprechen und einige Fragen zu erledigen."

„Es giebt keine Fragen, die ich nicht vor jedermann frei beantworten könnte," erwiderte der Reeder nicht ohne Stolz. —

Eine Stunde später trat Mr. van der Hoop in den Parlour der Frau Agena, von dieser mit großer Artigkeit begrüßt. Mrs. Agena lud den Gast ein, auf einem Fauteuil an ihrer Seite Platz zu nehmen, und suchte nun offenbar nach den einleitenden Worten, als ihr jener schon entgegenkam.

„Mrs. Agena," sagte er langsam und ruhig, „Sie haben irgend welche Zweifel zu lösen, — mich, die Meinigen, oder meine Verhältnisse betreffend. — Ich kann es nur in hohem Grade anerkennen, daß Sie alle Beziehungen vor der etwaigen Vereinigung unserer Familien klarlegen wollen. Ich bitte Sie daher, ohne Rücksicht Ihre Fragen an mich zu richten, und ohne Rücksicht gegen mich oder die Meinigen werde ich Ihnen Antwort stehen."

„Sie erleichtern mir durch Ihr Entgegenkommen eine schwere Aufgabe —"

„Ich bitte, sprechen Sie ohne alle Einleitung!"

„Gut denn," sagte Mrs. Agena mit entschlossenem Ausdruck, „so erklären Sie mir, ob Wilkos Mutter aus ihrer Vergangenheit Ereignisse zu verbergen hat, die uns bestimmen könnten, der Werbung Ihres Sohnes entgegenzutreten?"

„Aus vollster Überzeugung antworte ich ‚nein'!" erwiderte er ohne Besinnen, während sein Blick frei, fast freudig, auf Mrs. Agena gerichtet blieb. „Doch ich werde Ihnen Gelegenheit geben, selbst zu urteilen. Gern

entrolle ich Ihnen das Lebensbild einer Frau, der ich ein reines, volles Lebensglück danke — ihr und der wunderbaren Schickung, die mich sie finden ließ. —

Ich will mich kurz fassen, hören Sie: Im Mai des Jahres 18.. befand ich mich als Kapitän der holländischen Bark ‚Oranje boven‘ auf der Fahrt von Emden nach Boston. Am 6. Mai ging ich bei klarem Wetter und frischer Südwestbrise unter Segel. Die See ging bald ziemlich hoch und die Nacht begann schon zu sinken, als vom Ausguck ein Boot ‚recht voraus‘ gemeldet wurde. ‚Hier auf hoher See und abends? Der muß den Kurs verloren haben!‘ so dachte ich und ließ dicht heran halten.

Da sah ich denn, daß das Boot, eine mittelgroße Jolle, nur einen einzigen Menschen enthielt und daß das ein halbwüchsiger Junge war. Ich ließ ihm ein Ende zuwerfen, und nachdem er sich einen ‚Paalstich‘ umgelegt, nahmen wir ihn über die Reiling. Es war ein schlanker, netter Junge, und da er fast verhungert war, gab ich ihn zuerst in die ‚Kombüse‘. Dann erzählte er, daß er drei Tage auf See sei, von Delfzyl komme, und hätte nach Helgoland segeln wollen. Der Nebel habe ihn aber die Landpeilung verlieren lassen. Meine ‚hands‘ (Matrosen) lachten über den unternehmenden Jungen.

Er machte sich übrigens nützlich, zuerst in der Kombüse, dann nach und nach auch bei Bedienung der Segel und zeigte stets Unverdrossenheit und Mut. Meine Leute hatten den stillen und fleißigen Jungen gern, und so behielt ich ihn denn an Bord, als ich in Boston gelöscht hatte und wieder in See ging.

Da kam er eines Tags aus der Vormarsraa und blieb für tot auf Deck liegen. Ich ließ ihn vorläufig in meine Kajüte tragen und stellte Belebungsversuche an — an Bord ist ja der Kapitän auch der Doktor. — Und wirklich, das Blut trat wieder ins Leben, und wenige Stunden später fand er auch die Besinnung wie-

der. Aber meinen Schiffsjungen, den war ich doch los! Gleich bei den ersten erforderlichen Maßnahmen zu seiner Wiederbelebung war mir kein Zweifel geblieben, daß ‚Jans‘ ein Mädchen sei, und ich hatte alle Mühe, diese Thatsache meinen Leuten zu verheimlichen. Vorläufig blieb er in meiner Kajüte, und als ich dann im Hafen von New-York, wohin ich Fracht hatte, am Kai fest machte, war er gerade so weit hergestellt, daß ich ihn in ein Krankenhaus bringen konnte.

Vier Monate später lief ich wiederum den Hafen von New-York an. Ich fand meinen leichten Matrosen völlig hergestellt und als Krankenpflegerin im Lazarett beschäftigt. Während dieser ganzen Zeit hatte ich so viel an den Jungen gedacht, daß längst der Entschluß bei mir feststand, ihn wiederum anzuheuern und diesmal für die Fahrt durch das ganze Leben. Aus dem inzwischen stattgehabten Briefwechsel hatte ich einen Bildungsgrad meines Schützlings erkannt, den ich nicht voraussetzen durfte, als ich den zerlumpten Jungen an Bord nahm.

Voll Dankbarkeit nahm Jans, das Mädchen, meinen Antrag auf.

„Sie sollen Ihr Vertrauen keiner Unwürdigen geschenkt haben,“ sagte sie, „und niemals werde ich vergessen, daß ich Ihnen — mehr danke als mein Leben, daß ich ohne Sie — verloren gewesen wäre. Und doch kann ich Ihnen meine Hand nur unter der Bedingung geben, daß ich niemals nach Europa zurückkehren muß und daß Sie mich niemals fragen, weshalb ich ein Land meiden möchte, mit welchem mich nichts mehr verbindet, kein Verwandter — ja, nicht einmal Freundschaft.“ — —

„Und was thaten Sie?“ fragte jetzt Mrs. Agena in offenbarer Spannung.

„Ich sah meine Hoffnung, eine junge Frau an Bord zu bekommen, wieder schwinden.

Mein Schiff hatte eben Fracht nach Hamburg übergenommen und lag klar zum Ankerlichten. Jans aber,

— so nenne ich sie auch heute noch. — blieb zurück in der bisherigen Stellung als Krankenpflegerin.

Immer mehr aber fühlte ich, daß ich ohne sie, die mir der Zufall — die Meereswellen — zugespült, nicht leben könne. Kurz, sechs Monate später hatte ich die ‚Oranje boven‘ verkauft, eine Stellung im Büreau der Gesellschaft angenommen, an deren Spitze ich nun seit Jahren stehe, und ‚Jans‘ war Mrs. van der Hoop! —

Fünfundzwanzig Jahre vergingen seitdem, Jahre voll Glück und Zufriedenheit. Jans war es auch, die meinen Wilko in Religiosität und Sittenreinheit erzog, ihr dankt er es, wenn seine Interessen nicht mit dem Berufe abschneiden. — So, Mrs. Agena, nun wissen Sie, was ich weiß.“

Erwartungsvoll richtete er den Blick auf die Hausfrau, die jetzt in Nachdenken versunken schien.

„Kann es meinen Sohn in Ihren Augen herabsetzen, daß seine Mutter einst arm war, daß sie mir nichts zubrachte, als ein Herz, wie es wohl reiner und edler nicht zu finden?“ fragte er, als sie schwieg.

„Nein, Mr. van der Hoop, tausendmal nein!“ antwortete Frau Tea jetzt, und reichte dem Holländer die Hand, „und doch — wollen Sie es nicht für Mißtrauen halten, wenn ich frage, was Mrs. van der Hoop veranlaßte, nicht mehr in ihre Heimat zurückzukehren?“

„Nur einmal habe ich sie gefragt — es war vor vierundzwanzig Jahren bald nach der Geburt ihres Sohnes. ‚Muß ich es dir sagen, willst du es?‘ hat sie mir dann erwidert. Das klang aber so traurig, daß ich es nicht vergessen werde, und als ich dann sagte, ich würde diese Frage niemals wieder berühren, da traf mich ihr glücklicher Blick, durch Thränen hindurch, wie ein Sonnenstrahl — so warm, so“ — —

Jetzt waren es die eigenen Augen des alten Mannes, die feucht erglänzten.

Mrs. Agena war aufgestanden und trat auf den Gast zu. Beide Hände hielt sie ihm jetzt hin.

„Auch ich will da nicht mehr fragen, wo ich so reiches edles Vertrauen sehe.“ „Aber begrüßen muß ich die Frau, die solches Vertrauen verdient. Sie soll auch mich und Francis kennen lernen, — soll zuvor die Wahl ihres Sohnes beurteilen.“

„Abgemacht,“ mischte sich jetzt der Hausherr zum erstenmale in das Gespräch, froh, daß sein geheimer Herzenswunsch, Wilko als Schwiegersohn zu erhalten, der Erfüllung näher rückte. „Ich denke, wir treffen uns am nächsten Sonntage in Katskill. Dort in der schönen ‚amerikanischen Schweiz‘ werden sich die Herzen um so freudiger begegnen.“ —

„Nun, was sagst du zu der Erzählung des Alten?“ fragte der Hausherr launig, während er, den Arm hinter sich streckend, mit der Hand die Bewegung eines Fischschwanzes nachzumachen suchte.

„Laß deine Spötterei, Teddo,“ antwortete Frau Tea ernst. „Mit wahrer Spannung erwarte ich das Rendezvous in Katskill am nächsten Sonntage.“

* * *

Dem Rendezvous gingen aber Ereignisse voraus, welche die Spannung der Mrs. Agena erhöhen sollten. Am Mittwoch vor dem erwarteten Sonntage brachte der Postbote einen Brief mit den Stempel New-York. Aufmerksam betrachtete Mrs. Tea die charakteristische Schrift auf der Adresse. Sie öffnete das Couvert und folgte mit immer zunehmender Aufmerksamkeit dem Inhalt des Briefes:

„Gestern, in später Abendstunde, kehrte mein Gemahl, Mr. van der Hoop, von einer Reise nach Albany zurück. Er hat mir den Inhalt der Unterhaltung mit Ihnen mitgeteilt. Ich würdige durchaus die Motive, welche Sie bewegen, sich über meine Vergangenheit zu

vergewissern, ehe Sie meinem Sohne gestatten, um die Hand Ihrer Tochter zu werben.

Mr. van der Hoop hat Ihnen treulich alles berichtet, was er von mir weiß. Ihre rückhaltslose Frage verdient aber eine rückhaltslose Antwort. Die kann nur ich Ihnen geben. Was ich selbst den besten und treuesten Mann einst gebeten habe, verschweigen zu dürfen, das sollen Sie erfahren. Sie sollen die Mutter kennen — ganz kennen — ehe Sie entscheiden, ob Sie Ihr Bestes, Ihr Liebstes, dem Sohne anvertrauen können. Was zuvor niemals über meine Lippen gekommen, das Ihnen zu sagen ist Pflicht, und — die Pflicht soll uns niemals schwer erscheinen, um so weniger, wo es sich um das Glück der eigenen Kinder handelt. Ich werde Sie aufsuchen, Mrs. Agena, bald. Jeder Tag der Verzögerung erscheint mir jetzt als Pflichtversäumnis. Wann wollen Sie mich erwarten? Die verabredete Tour nach Katskill würde nicht die Gelegenheit zu einer Aussprache bieten und — ich bitte Sie, Ihr Urteil über Wilkos Mutter zuvor festzustellen.

N.-Y. 47 Str. 179. Taletta van der Hoop.

Mrs. Tea hatte den Brief gelesen und wieder gelesen, und immer noch blickten Ihre Augen auf die großen festen Schriftzüge. „Welche wunderbare Frau muß das sein, die ohne ein anderes Motiv, wie das Gebot des Pflichtgefühls, einer Fremden so freimütig schreiben kann!“

Rasch erhob sie sich dann, ging an den Schreibtisch und warf auf ein Telegramm-Formular:

„Jederzeit willkommen.

Tea Agena.“

* * *

Schon vor geraumer Zeit war das Brausen des New-Yorker Eilzugs auf dem Hudson-River-Railroad hinübergeschallt nach ‚Agena-House‘.

Mrs. Tea sah vom Balkon hinab über die Terrassen und Anlagen des Parkes, auf den mächtigen Strom. Sie sah den Verbindungszug von East Albany über die eiserne Brücke langsam herangleiten. In wenigen Minuten konnte sie der Frau gegenüberstehen, mit der ihre Gedanken seit zwei Tagen lebhaft beschäftigt waren.

Mrs. van der Hoop hatte in ihren Anmeldungszeilen gebeten, von Tea allein empfangen zu werden, und diese verschwieg denn auch selbst ihrem Gemahl deren Ankunftsstunde.

Jetzt wurde das Rollen eines Cab hörbar.

„Missus van der Hoop," meldete Kitty, die Mulattin, und öffnete die Thürflügel.

Beide Hände streckte die Hausfrau der Eintretenden entgegen.

„Herzlich willkommen, das schrieb ich Ihnen und das sei auch das erste Wort, das ich an Sie richte, Mrs. van der Hoop."

„Ich danke Ihnen und hoffe, daß Sie den Willkommengruß auch dann noch für mich finden werden, wenn ich — gesprochen habe. Ich möchte unnütz keine Minute versäumen, um Ihnen, Mrs. Agena, das auszusprechen, was nun einmal ausgesprochen sein muß. In den zwei Tagen, die vergingen, seit ich Ihnen schrieb, habe ich vor meinem Gewissen und — vor meiner Ehre die Überzeugung gewonnen, daß der von mir betretene Weg der einzig richtige ist."

Sie sprach das mit wohlklingender Stimme, und doch mit jenem Ton, der nur solchen Menschen eigen ist, die gewohnt sind, ihren Worten stets die That zur Seite zu stellen.

„Werden wir ganz ungestört sein, Mrs. Agena?"

Diese mußte die Worte des Gastes wohl nicht ganz verstanden haben, denn fast zu lange für die Regeln der Höflichkeit klammerte sich jetzt ihr Blick an die Züge der Holländerin. Erst als sie deren Befremden bemerkt

haben mochte, überzogen sich ihre Wangen plötzlich mit tiefem Rot.

„Verzeihung," sagte sie — „es war wohl die Ähnlichkeit mit Ihrem Sohne, die mich für einen Augenblick fesselte." Sie reichte ihr freundlich die Hand und führte sie zu einer bequemen Chaiselongue, während sie selbst den Sessel gegenüber einnahm.

Das Licht fiel auf das Gesicht der Frau van der Hoop, als sie nun ohne alle Einleitung begann:

„Siebenundzwanzig Jahre sind vergangen, seit in den Amtsblättern und Zeitungen des damaligen Königreichs Hannover ein Steckbrief erschien, dessen Wortlaut mir noch heute voll erinnerlich ist. ‚Aus dem Zuchthause zu Lingen an der Ems ist in der Nacht vom 13. zum 14. Mai die wegen fahrlässiger Tötung unter erschwerenden Umständen zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilte Taletta Velthus aus Leer (Ostfriesland) entsprungen. Die Verbrecherin, welche bei der Flucht eine fast unglaubliche Gewandtheit bewiesen hat, dürfte sich nach der nahen holländischen Grenze gewandt haben. Alle Behörden werden ersucht, die Entsprungene im Ergreifungsfalle hierher abzuliefern.' Es folgte dann die Personalbeschreibung — die Gesuchte war damals zwanzig Jahre alt. Man bezeichnete sie als mit übergewöhnlichen Schulkenntnissen ausgestattet und gab ihr das Zeugnis tadelloser Führung während der vierzehn Monate, die sie bereits verbüßt. Datiert war der Steckbrief aus Lingen vom 15. April und unterzeichnet vom Freiherrn von Spiek, Zuchthausdirektor und Hauptmann außer Dienst."

Mrs. van der Hoop machte eine kurze Pause, um Atem zu schöpfen. Fast unheimlich schwarz erschienen aber ihre Augen, als sie, den Blick fest auf Frau Agena gerichtet und jedes Wort einzeln betonend, jetzt hervorstieß:

„Die Mörderin, — die Entflohene, — Taletta Velthus — bin ich!"

„Taletta, mein Gott Taletta!" wand es sich jetzt

von Teas Lippen wie ein Angstschrei. Sie war aufgesprungen und drückte die Hände auf die Brust, als krampfe sich ihr Herz zusammen. Dann ließ sie sich zurücksinken und Thränen der Erregung traten in ihre Augen. Sie schien zu kämpfen um einen Entschluß und fand dann endlich doch nur die Worte, — ganz leise: „Bitte weiter, Mrs. van der Hoop.“

Ohne ein Zeichen innerer Bewegung hatte diese schweigend dagesessen. Mit fast männlich tiefer Stimme sagte sie jetzt:

„Taletta, ja, das war ihr Name — mein Name. Ich verstehe und würdige ihr Entsetzen bei Nennung des Namens einer — bürgerlich Toten, einer von der Gesellschaft Gerichteten. Hat es einen Zweck, Ihnen die Geschichte der Entflohenen weiter zu erzählen?“ fragte sie, und als Tea ihr stumm und bittend die Hand reichte, da bedeckten sich auch ihre Augen mit feuchtem Glanze.

„Ich bin die Tochter eines Schiffskapitäns aus Leer. Anton Velthus, mein Vater, wurde bei meiner Geburt Witwer. In den bescheidensten Verhältnissen wurde ich im Hause seiner Schwester in Rauder-Fehn, einem friesischen Schifferflecken, aufgezogen. Mit jedem Lebensjahre trat aber der Drang nach Freiheit, nach Selbständigkeit in dem unbändigen Kinde mehr zu Tage und endlich — ich war kaum acht Jahre, — weigerten sich meine Verwandten, meine Erziehung weiter fortzusetzen — es sei doch nutzlos. So war denn mein Vater gezwungen, mich zu sich zu nehmen, auf sein Schiff — und das war, was ich wollte. Ich lernte spielend alle die Arbeiten, die das Bordleben mit sich bringt, und als ich größer wurde, ersetzte ich mit Erfolg einen Schiffsjungen, und trug dementsprechend auch den geeigneten Anzug an Bord. Während der Wintermonate — in Leer — besuchte ich die Schule, und mit außergewöhnlicher Lernlust setzte ich über Sommer meine Studien in jeder Freistunde während der Fahrt fort.

Bis zum fünfzehnten Jahre blieb es so. Dann schickte mich mein Vater in eine Art von Seminar, um mich zur Elementarlehrerin ausbilden zu lassen. Turnen war da freilich anfangs mein bestes Fach, aber in nicht langer Zeit hatte ich meine Mitschülerinnen eingeholt, ja, überholt. Ich war eben fleißig — um meinem über alles geliebten Vater Freude zu machen.

So kam es, daß ich mit dem achtzehnten Jahre bereits als Hilfslehrerin Verwendung fand, wozu indessen auch meine körperliche Kraft und Größe mitgewirkt haben mögen.

Im Winter 18 . . litt mein Vater an einer Herzkrankheit, der er auch später erlag. Meine freien Abende pflegte ich an seiner Seite zu verbringen, und immer häufiger stellte sich dort auch ein junger Mann ein, dessen glatte artige Formen mir ebenso wohlgefielen, wie mir seine vielseitigen Kenntnisse imponierten. Es war der Sohn eines der reichsten Kaufherren meiner Vaterstadt und — ich war ja jung und unerfahren — ich schenkte den glühenden Versicherungen seiner Liebe Glauben.

Als er mir den goldenen Ring als Zeichen unverbrüchlicher Treue an den Finger steckte, da ahnte meine Kinderseele nicht, weshalb er um vorläufiges Verschweigen der Verlobung bat.

So blieb es eine ganze Weile. Ich selbst begreife noch heute nicht, wie es möglich war, daß mir der systematisch fortschreitende Wechsel in seinem Benehmen erst klar wurde — als es zu spät war. Ich hatte seine Zärtlichkeiten für Liebe und seine Worte — für wahr gehalten. Wenn ich einmal Zweifel aufkommen ließ, dann schilderte er mir in hellen Farben das Glück künftiger Tage und — ich glaubte.

Eines Abends verließ er mich früher, als er es sonst zu thun pflegte. Er gab vor, noch einleitende Schritte für unsere demnächstige — vorläufig geheime — Trauung vornehmen zu müssen, und schied mit den Schwüren ewiger Treue. Es war am 2. Februar und eine eisige

Kälte. Da ging mir durch die Post ein Schreiben zu. Ich erkannte nicht unschwer die Handschrift einer Freundin, einer schon älteren Lehrerin. Der Brief hatte etwa folgenden Inhalt:

‚Was alle Welt weiß, das scheint Dir eine unbegreifliche Blindheit zu verbergen. Du bist eine Betrogene. Der Mann, der Dich zu lieben vorgiebt, er betrachtet Dich als ein Spielzeug — eines seiner Spielzeuge. Weißt Du, daß er sich vor seinen sauberen Kumpanen Deiner Liebe rühmt, daß er mit einer anderen ebenso schurkisch verfährt, wie mit Dir? Willst Du Beweise? Vielleicht trifft er Anna Rop auch heute an der Hafenschleuse — trotz der Kälte. Ihr Vater ist ja nicht auf Dienstreise, das Haus ihnen daher verschlossen! Mach die Augen auf, daß Du nicht fällst!‘ — — —

Durch die Finsternis wanderte ich wenige Minuten später am Leda-Ufer entlang, der Schleuse zu, von den Furien der Eifersucht getrieben. Ich wollte wissen, ob er gelogen oder sie.

Am Zollhäuschen angekommen, hörte ich Schritte nahen — es waren zwei, die kamen. Ich trat dicht an die Wand in tiefen Schatten. Auch die beiden traten an das Haus hinan, an die Seite nach dem Bollwerk. Regungslos blieb ich in meinem Versteck. Jetzt erkannte ich seine Stimme. Über das Rauschen des Treibeises in der Leda verstand ich dennoch die Schwüre, die er jenem Mädchen gab — der Anna Rop — der Tochter eines Steuerbeamten. Ich hörte sie weinen. — Sie flehte ihn an, sie in ihrer Not nicht zu verlassen, und er — versprach, für sie und ihr Kind zu sorgen, bis er sie auch vor der Welt anerkennen dürfe. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Die alte wilde Natur in mir gewann den Sieg wieder bei solcher Schurkerei. Ich trat vor und — ‚Satan!‘ — das war das Wort, welches ich ihm entgegenschleuderte. — Ich sah ihn nicht, aber ich hörte, wie er mich anflehte, wie er mir von jenem Mädchen wie von einer Dirne sprach — jenem

Mädchen, für dessen Kind er soeben noch zu sorgen versprach. Da plötzlich fühlte ich mich von seinen Armen umspannt.

‚Satan!' schrie ich wiederum auf, und mit wahnsinniger Gewalt stieß ich den Elenden von mir. Dann — das Geräusch des Strauchelns, — ein markerschütternder Aufschrei — und — das Fallen eines schweren Körpers in die Flut. — Ich erkannte sofort das Schreckliche der Lage. Ohne Besinnen stürzte ich die nahe Bollwerktreppe hinab. Die schweren Wolken ließen gerade einen Augenblick den Mondstrahlen Durchblick. Ich suchte, am Bollwerk entlangzuklimmen. Mein Fuß glitt auf den eisbedeckten Balken aus, und auch ich sank in die Tiefe. — — —

Erst nach Stunden ward ich dem Leben zurückgegeben — ich wünschte damals, es wäre nicht geschehen — denn der — den ich unabsichtlich in den Strom geschleudert, den ich vergebens zu retten versucht, er ward nicht aufgefunden — ich war seine Mörderin! — —

Schon am folgenden Morgen erfolgte meine Verhaftung. Nur eine Zeugin war zu vernehmen, jene Anna Rop. Sie sagte aus, ich habe unter dem Ausrufe ‚Satan' ihren Bräutigam ergriffen und in die Leda geworfen. Ihre Aussagen waren zu Protokoll genommen. Ich will glauben, daß sie in voller Überzeugung gesprochen. Es war ja undurchdringliche Finsternis damals. Als das Schwurgericht zu Emden zwei Monate später mein Urteil zu sprechen hatte, da war der Mund der Zeugin auf ewig geschlossen — sie war in den Wochen gestorben. Das Protokoll aber war geblieben, und ich wurde schuldig befunden." —

Die starke Frau legte sich einen Augenblick in den Sessel zurück und drückte das Tuch an die hohe Stirn. Sie hatte mit immer größerer Erregung gesprochen. Jetzt fuhr sie mit voller Ruhe, wenn auch leise vibrierender Stimme fort:

„Durch Jahre habe ich in unendlich vielen Stunden

die Frage durchdacht und erwogen, warum der allmächtige Gott ein so ungerechtes Urteil durch die weltlichen Richter zuließ. Ich bin dann zu dem Schlusse gekommen, daß der Zorn, und die Ausbrüche desselben bei einer Frau stets strafbar und unnatürlich sind, und wenn ich für ein Verbrechen verurteilt wurde, dessen ich nicht schuldig war, so ertrug ich geduldig die Strafe für die zügellose Heftigkeit, der ich mich überlassen.

Ich fand im Zuchthaus zu Lingen strenge, aber gerechte Vorgesetzte. Schon bald berief mich der edle, hochherzige Direktor, Freiherr von Spiek, in sein Büreau als Schreiberin, und mit einer Art Sehnsucht gedenke ich noch heute seiner lieblichen Tochter, eines Kindes von damals elf bis zwölf Jahren. Sie kam oft in das Büreau oder, wenn ich spazieren gehen durfte, in den Gefängnisgarten, und stets fand sie ein liebevolles freundliches Wort für die traurige, ernste Verbrecherin. Das Kind kannte mich besser als meine Richter! ‚Nicht wahr, Taletta, du bist keine Mörderin?‘ Wie oft hat sie mir das gesagt! — —

Ein Jahr verging. Ich war fleißig und ruhig und habe kein hartes Wort, geschweige denn einen Tadel gehört. Dann aber glaubte ich, genug gebüßt zu haben für meine Heftigkeit und deren unselige Folgen. Wochenlang bereitete ich meine Flucht vor. Aus den mir, als Büreaubedienstete, zugänglichen Vorräten, wußte ich mir Stücken alter Röcke und Decken zu verschaffen. In den Ruhestunden setzte ich mir dieselben zu einer Art von Wams zusammen, das ich stets unter meinem Kleide trug. Dann verfertigte ich auf gleiche Weise ein paar Hosen und eine Mütze und erwartete den für die Flucht günstigen Augenblick.

Der fand sich, als am 2. Mai eine Anzahl von Stangen in dem Gefängnishofe zu einem Wäschetrockengestell verarbeitet wurden. Es war ein regnerischer Abend und gerade Neumond. Vom Büreau entlassen, nahm ich den Weg zu den Nebengebäuden, warf dort

rasch meine Frauenröcke ab, kam unbemerkt in den Hof und legte eine der dünnen Stangen gegen die hohe Umfassungsmauer. Des Kletterns kundig, kam ich leicht hinauf, zog die Stange nach und gelangte drüben glücklich zur Erde. Mittels der Stange gelang es mir dann, den breiten Umfassungsgraben zu überspringen und die Stange auf der Schulter tragend, kam ich auch unaufgehalten durch die noch belebte Stadt. Man hielt mich wohl für einen Schreinerjungen oder dergleichen. Ich durchwanderte die ganze Nacht, dem Emskanal folgend, und war bereits bei der Schleuse von Meppen angekommen, als ich in den ersten Morgenstunden einen ‚Püntjer' (Emsschiffer) zu einem Kanalarbeiter darüber schimpfen hörte, daß ihm sein ‚Jagerjunge' (der Pferdelenker) krank geworden, wo er gerade Fracht nach Leer habe. Ich bot ihm meinen Dienst an. Er beobachtete mich mit spöttischem Lächeln und sagte dann: ‚Na, wenn du spirlicher Junge glaubst, das über dich nehmen zu können, dann steig auf'. So kam ich aufs Pferd und zu Brot. Viele Tage dauerte unsere Fahrt die Ems hinab. Wenn der Wind zum Segeln günstig war, wurde mein Pferd in die ‚Pünte' (das Schiff) genommen und ich war dann der Koch.

Endlich kamen wir in Leer an. Mein Vater war bereits vor einem Jahre, bald nach meiner Verurteilung, gestorben. Dort hatte ich nur ein Erkennen zu fürchten. Ich machte mich also schon am ersten Abend auf, nach Leerort, und es gelang mir, ein Boot zu finden, das noch mit einem defekten Segel und mit Riemen ausgestattet war. Vorsichtig ruderte ich außer Sehweite, setzte dann mein Segel und hielt auf gut Glück die Ems hinab. Es wehte eine günstige Südwestbrise. Mit Brot hatte ich mich versehen und ein Tönnchen Süßwasser fand ich sogar im Boote vor. Im Dollart angekommen, lag ich nach Holland hinüber, von wo aus ich mich ferner durchschlagen wollte, und erreichte auch am folgenden Nachmittage Delfzyl. Dort wurde ich aber von

den Zollwächtern sofort in ein so eingehendes Examen über meine Reisezwecke genommen, daß ich mir nur für meine wenigen als ‚Jager' verdienten Groschen neuen Brotvorrat erstand und dann wieder hinaussegelte in den Dollart, einen anderen Landeplatz zu suchen. Der Wind war überlandig, die See ruhig. — Sie wissen, wie ich dann von der ‚Oranje boven' aufgenommen wurde. Und nun ist meine Erzählung zu Ende. Sechsundzwanzig Jahre habe ich mich seitdem bemüht, vor mir selbst und an anderen das gut zu machen, was ich einst gefehlt habe. Sie, Mrs. Agena, werden sich nun selbst die Frage beantworten können, welche Sie Mr. van der Hoop vorlegten. Sie kennen nun meine ganze Vergangenheit."

Langsam erhob sich Mrs. Agena aus dem Sessel, trat nahe an die Fremde heran und den Blick eindringlich auf deren Gesicht gerichtet, fragte sie: „Haben Sie nichts ausgelassen in Ihrer Lebensgeschichte?"

Erstaunt über die Art der Frage, besann sie sich einen Moment. „Nein, ich glaube nicht!" antwortete sie dann.

„Ich werde Ihrem Gedächtnis helfen," erwiderte Tea. „Auf dem Terrain der Strafanstalt zu Lingen befindet sich, zum Garten des Direktors gehörend, ein größerer Teich. Auf diesem Teiche ruderte einst die kleine Tochter des Direktors. Das Boot kenterte, das Kind war dem Ertrinken nahe, da stürzte eine Strafgefangene, der eigenen Gefahr nicht achtend, in das Wasser, erreichte schwimmend die Stelle, an welcher das Kind versunken, tauchte und brachte es den Eltern zurück. Das Kind aber verfiel in ein schweres Fieber und durch Wochen verbrachte die Retterin jede Nacht am Bette des Kindes, eine treue, sanfte, liebevolle Pflegerin. — Kannten Sie die Unglückliche, durch eine That der Leidenschaft an jenen Ort gebracht, unter deren braunem Zuchthauskleide ein so reines, treues Herz schlug?" Mit grenzenloser Überraschung betrachtete Mrs. van der

Hoop die Frau, die ihre Lebensgeschichte so ergänzen konnte. Dann zog es wie ein Sonnenschein über ihre Züge und „Theresa“ rang es sich von ihren Lippen.

„Ja, ich bin es, Taletta, ich bin das Kind, das dir das Leben dankt! Damals bist du meinem Danke entflohen. Jetzt lasse ich dich nicht wieder! Wo hatte ich nur meine Augen, daß ich dich nicht in den Zügen Wilkos erkannte, daß ich immer vergebens suchte in der Erinnerung? Und wo waren meine Gedanken, als ich deine so oft beobachteten Schriftzüge wiedersah?“

Lange lagen sie Brust an Brust, die nun Freundinnen waren für das Leben. Wie es aber zugegangen, daß die Frauen sich so rasch fanden, das haben auch die Männer niemals erfahren. „Das ist unser Geheimnis, nicht wahr, Taletta?“ sagte Mrs. Tea.

* * *

In den Bergen von Katskill feierten am kommenden Sonntage die Familien van der Hoop und Agena einen frohen, glücklichen Tag.

Die Kapsel

Erzählung

Wir hatten gemeinsam die Fahrt über den Ocean gemacht — auf dem Lloyddampfer Havel war's — und als ich mich in Bremen von dem jungen Paare verabschiedet hatte, da klang es mir noch gar freundlich nach aus dem Munde der jungen Frau: „Don't forget!" und „Dös dürfen's uns schon nit zu Leid thun; im Frühjahr erwarten wir Sie, Herr von Nagel, wann's grün wird im Prater! Auf Wiedersehen in der Roten Sterngasse Nr. 17!" rief mir der Gatte in unverfälschtem Wienerisch nach.

Seitdem waren sechs Monate vergangen, und nun war ich wirklich in Nr. 17 — seit zwei Tagen schon, — ein mit echt österreichischer Gastfreiheit aufgenommener Hausbesuch.

Es war nach dem Kaffee. Baron Brucken hatte sich soeben in sein Bureau begeben; er war Direktor eines bedeutenden technischen Unternehmens. Mit der Baronin blieb ich allein in deren Salon zurück.

Nicht ohne Stolz hatte mir die junge Frau soeben eine Sammlung von allerhand Niedlichkeiten vorgeführt,

als ich unter allen den Luxusgegenständen, und zwar inmitten des wohlgeordneten Spiegelschränkchens, eine unscheinbare Blechkapsel bemerkte, etwa von der Form eines Helmbuschfutterals.

„Was ist das, Baronin?“ fragte ich beiläufig.

„Schaun's,“ antwortete sie — sie bemühte sich nachdrücklich und mit Erfolg, den Dialekt ihres Mannes zu erlernen — „schaun's, das Büchserl enthält ein Stück Lebensgeschichte. An Kummer, an Entsagung, an schmachvolle Verleumdung, an gebrochene Herzen — an alles das muß ich denken, wenn ich das Ding da betrachte! Und dennoch hat Gott das Schlimme zum Guten gekehrt, dennoch erwuchs aus all dem Bösen da drinnen mein Glück. — Sie glauben doch, daß ich glücklich bin, Herr von Nagel?“ fügte sie launig fragend hinzu.

„Ich sehe es,“ konnte ich bestätigen. Das Glück strahlte nur so aus ihren klaren blauen Augen, das Glück klang wieder in ihrer weichen Stimme, und woher es kam, das hatte ich schon auf der Reise gelernt, und davon hatte ich mich auch jetzt wieder überzeugt, in den zwei Tagen, als Gast eines glücklichen Paares.

„Diese Kapsel interessiert mich,“ sagte ich. „Wie war das doch? Die Kapsel da“ —

„Wenn Sie Geduld haben,“ unterbrach sie mich, „will ich's Ihnen erzählen, aber zum Lachen ist's nicht, das schicke ich voraus, und setzen können wir uns auch dazu, und eine Virginia dürfen Sie derweilen auch rauchen, denn es dauert lange.“ Sie machte ein fragend ängstliches Gesicht, reichte mir dann die Cigarre mit dem für diese Species erforderlichen Anbrenn-Apparat, ließ sich in bequemer, graziöser Lage mir gegenüber in einen Sessel nieder, und mit einem Blick auf die Blechkapsel, die sie neben sich stellte, begann sie:

„Sie wissen, Herr von Nagel, daß ich Amerikanerin bin, aus Brooklyn, wissen auch, daß mein Vater seit einigen Jahren in Verbindung mit meinem Bruder eine Silberwaarenfabrik besitzt; Parker and Sons heißt die

Firma. Wie alle Fabrikationszweige, die für den Luxus arbeiten, nur bestehen und florieren können, wenn stets neue Muster zur Kauflust reizen, so ist auch in der Silberwarenbranche die Erfindungsgabe des Musterzeichners von viel größerem Einfluß auf den Erfolg, als die geringe Bezahlung dieser Leute vermuten läßt.

Unter den Angestellten meines Vaters befand sich nun ein Mann, der seit 26 Jahren als Zeichner thätig war und eine bewunderungswürdige Gabe besaß, immer neue Formen zu erfinden, Formen, die an seinem Geschmack die Arbeiten anderer Zeichner bei weitem überragten. Mein Vater erkannte die Fähigkeit des Mannes auch an, und seine Leistungen wurden so honoriert, daß der bescheiden lebende Arbeiter keineswegs in dürftiger Lage war, bis allmählich die Kraft seiner Augen nachließ und er genötigt wurde, seine Thätigkeit aufzugeben.

Mit dem Aufhören körperlicher und geistiger Beschäftigung kam aber eine Stimmung über den früh gealterten Mann, die nicht allein das lebhafteste Mitleid erregte, sondern auch zu den schlimmsten Befürchtungen Veranlassung gab.

Eines Tages, als mein Vater wieder von einem Besuche bei seinem ehemaligen Zeichner zurückkam und mir von dessen trüber Stimmung erzählte, bat ich mir die Erlaubnis aus, ihn aufsuchen zu dürfen.

Bereitwillig wurde meinem Wunsche nachgegeben, und bald stieg ich die schmalen Stufen des Tennement-Hauses an der Grandstreet hinan, in dessen viertem Stocke der fast Erblindete wohnte. Eine Karte an der Thür trug seinen Namen, Leopold Hugo. Ich klopfte an und stand zum erstenmale einem Manne gegenüber, dessen Erscheinung ganz unverkennbar den Gentleman verriet.

Als ich näher trat und meinen Namen nannte, erhob sich der Blinde aus seinem Sessel, reichte mir die schmale, magere Hand und bedankte sich in einfachen Worten für meinen Besuch. Ich sehe noch heute, wie er das edle, fast klassisch schöne Haupt vorbeugte, um

mir in das Gesicht blicken zu können — ganz nahe. „Sie sehen Ihrem Vater ähnlich, Ihrem guten lieben Vater," sagte er dann, und als ich ihn bat, mir mitzuteilen, womit ich mich ihm nützlich machen könnte, antwortete er: „Für mein äußeres Leben hat Mr. Parker hinreichend gesorgt, aber wenn man gewohnt war, durch ein langes Leben Trost und Ruhe aus geistiger Nahrung zu nehmen, dann kommt es einem hart an, nicht mehr aus Büchern und Schriften schöpfen zu können." Ich erbot mich für gewisse Tagesstunden, ihm vorzulesen, und ich hatte das nicht zu bereuen.

In meinem neuen Freunde fand ich einen so hohen Grad gediegenen Wissens, daß sich die Vorlesungen zu einer segensreichen Belehrung für mich gestalteten. Besonders waren Kunstgeschichte und deutsche Litteratur die Fächer, die in fast spielender Weise in die Lektüre hineingeflochten wurden.

Da meist Deutsch gelesen wurde — Mr. Leopold Hugo war ein geborener Österreicher — so hatte ich bald meine Kenntnis dieser Sprache so weit ausgebildet, daß ich sogar mit Leichtigkeit die Klassiker verstand. Daß sich bei solch täglichem geistigen Verkehr bald eine Freundschaft zwischen dem alten Österreicher und der jungen Amerikanerin ausbildete, ist, denke ich, begreiflich.

Eines Tages, als ich zur gewohnten Stunde anklopfte, erfolgte keine Antwort. Ich öffnete leise, um nachzusehen, ob Mr. Hugo etwa eingeschlafen sei, fand ihn aber am Fenster stehend, vertieft in den Anblick eines Pergaments, das er dicht vor die kranken Augen hielt. Ich erkannte allerhand verschnörkelte Initialen und Buchstaben in vergilbter altdeutscher Schrift; ein großes Siegel hing an dem Pergament, eingeschlossen in silberne Umhüllung. „Störe ich, Mr. Hugo?" lautete meine Frage.

Er kam mir entgegen, langsam und unsicher. „Sie sind mir immer willkommen, Miß Parker," antwortete

er. „Von keinem Menschen fühle ich mich so verstanden wie von Ihnen, von niemand. Für Sie geschah es, daß ich diese Dokumente hervorsuchte, über die Sie mich eben gebeugt fanden."

Er ließ die Hand über meinen Scheitel gleiten.

„Miß Parker," fuhr er dann fort, „noch einmal wollte ich, ehe das Augenlicht mir ganz erlischt, ein Symbol der Ehre betrachten, das einst meine Vorfahren in rühmlichem Kampfe erworben haben, und das fleckenlos in meine Hände kam. Wie ein Heiligtum habe ich's bewahrt, ja, wie ein Heiligtum, und dennoch" —

Der alte Mann legte die Hand über die erblindenden Augen, wohl, damit ich die Thränen nicht sehen sollte, die jetzt in den grauen Bart rollten. Dann aber richtete er sich fast stolz auf.

„Miß Parker, ich habe zu diesen Dokumenten ein Stück Lebensgeschichte niedergeschrieben — für Sie — sonst hat ja niemand Interesse für den alten Blinden. Nehmen Sie es schon jetzt in Ihre Obhut und — haben Sie Mitleid mit einem Manne, dessen Ehrenschild man mit Schmutz zu bewerfen suchte."

Er übergab mir das Pergament und ein zweites dazu, auf das in bunten Farben ein Wappen gemalt war.

„Das ist der Ritterbrief," sagte er, „mit dem vor nun über 300 Jahren Kaiser Ferdinand I. meinem Vorfahren treue Dienste lohnte. Und hier das Wappen zeigte die schwarze Sichel im silbernen Felde, den goldenen Halbmond darunter! Es sollte späteren Geschlechtern im Gedächtnis erhalten, wie sein erster Träger mit Löwenmut gegen die Türken kämpfte bei der Verteidigung von Wien 1529."

Dann reichte er mir die Blechkapsel mit dem Manuskript hier, in zitternden, unsicheren Zügen geschrieben. Wollen Sie es kennen lernen, Herr von Nagel, einen Einblick gewinnen in den Zustand schuldlosen Leidens? Dann will ich Ihnen den Inhalt vorlesen. Sie würden die Schrift des Blinden kaum entziffern."

Ich drückte der Baronin mein Interesse für die Schicksale ihres Schützlings aus, und sie begann:

„Aus dem Leben des alten Musterzeichners.

Ich hieß nicht immer Leopold Hugo. Vielleicht stirbt ein einst hochangesehenes Geschlecht mit mir aus. Ich fahre hinab in die Ewigkeit, ohne den Bann aufheben zu können, mit dem man den letzten Träger dieses Wappenschildes belegte. Ja, ein Bann ist's, der auf mir lastet — unsichtbar — ungreifbar! O, hätte ich mit dem Schwerte den Fluch bekämpfen können, der mich brandmarkte wie einen Verbrecher! — Doch ich will erzählen — alles, was mich aus einem hoffnungsreichen Leben herausriß, was mich dreißig lange Jahre hindurch in jeder Stunde und in jedem Gedanken verfolgt.

Ich bin der einzige Sohn eines Feldmarschall-Leutnants. Schon früh verlor ich meine Mutter, doch mein Vater nahm sich meiner wissenschaftlichen Ausbildung und meiner Erziehung eifrig an. Auf der Genieschule in Tulln genoß ich meine erste militärische Ausbildung, und als mein Vater starb, war ich bereits Oberleutnant in dem in Wien garnisonierenden Regiment meiner Waffe. Doch galt mein Streben nicht nur meiner militärischen Ausbildung. Ein Talent zum Zeichnen brachte mich in Künstlerkreise, in die Hofzirkel führte mich mein Name ein. Halten Sie es nicht für Überhebung, wenn ich sage, daß ich in der Wiener Gesellschaft eine gewisse Stellung hatte, und dieser Stellung mochte ich es verdanken, daß ich nicht vergebens um die Hand einer jungen Dame warb, deren vornehme Geburt, deren Schönheit und Liebreiz ihr die glänzendsten Aussichten sicherstellten. Gräfin Asta Werben wurde meine Frau, und Gott weiß, wie glücklich wir waren. Bald wurde unser kleines, bescheidenes Heim — wir bewohnten eine Villa an der Brigittenau — von den Größen der Hofgesellschaft wie der Kunst aufgesucht,

und Asta verstand es, das, was uns an äußeren Mitteln fehlte, durch einen unnachahmlichen Liebreiz zu ersetzen.

Zu den regelmäßigen Besuchern unserer Empfangsabende gehörte auch ein junger Prinz Sch. Wenn ich anfangs den Prinzen mit demselben Vorurteil empfing, das man ihm in Wien fast überall entgegenbrachte, so mußte ich mich doch bald zu einer andern Ansicht bekehren, denn mir gegenüber zeigte der noch im frühesten Jünglingsalter Stehende nichts von den Untugenden, die man ihm nachsagte. Nichts von Verschlagenheit, nichts von Überhebung konnte ich entdecken. Dagegen stellte sich bald eine Anhänglichkeit an meine Person heraus, die ich nach Möglichkeit in seinem eigenen Interesse zu verwerten suchte. Statt, wie früher, an den Gelagen seiner Commilitonen teilzunehmen, brachte er ganze Abende in meiner Villa zu; statt sich auf Rennbahnen und in Klubs umherzutreiben, nahm er an unsern Spazierritten, an unsern Promenaden teil.

Meiner Frau gegenüber zeigte er eine fast zu große Bescheidenheit und Rücksicht. Nur mitunter, ganz selten, bemerkte ich die Augen des Prinzen in jenem unheimlichen Glanze funkeln, der von der Zügellosigkeit sprach, welcher er sich früher hingegeben hatte.

Der Prinz war nicht übermäßig begabt, in den Wissenschaften sogar auf niederem Standpunkt stehen geblieben Er besaß aber jene Art von Schlauheit, durch die manche Männer nicht nur ihre Unwissenheit zu verdecken wissen, sondern auch unter einer äußerlich zur Schau getragenen Offenheit und Bonhommie ihre eigentlichen Absichten verschleiern.

Das alles war mir aber noch nicht klar geworden, als eines Tages des Prinzen Vater, der Fürst Sch., einer der begütertsten Magnaten, bei mir vorgefahren kam und sich nicht nur für den guten Einfluß bedankte, den ich auf seinen Sohn ausübe, sondern auch die Bitte aussprach, seine reichen Kunstsammlungen und Altertümer einmal einer Prüfung zu unterziehen. Eine Ab-

handlung über griechische und römische Altertümer, die ich einmal verfaßte, hatte mich in den Ruf eines Kunstkenners gebracht.

Mit vollem Interesse ging ich an die Arbeit. Oft war der Prinz stundenlang zugegen, wenn ich in den weiten Sälen des fürstlichen Schlosses die überall ohne System aufgestellten Kunstwerke prüfte und sortierte. Der Fürst hatte selbst den Wunsch geäußert, ich möge seinen Sohn auf eine Kunstreise in das Ausland vorbereiten.

Aber nicht nur zur Arbeit öffnete sich mir das Schloß, auch bei den geselligen Cirkeln fehlte ich selten, und es freute mich, Asta als die Frau des einfachen Leutnants nicht weniger gefeiert zu sehen denn ehedem als vielumworbene Gräfin. Besonders war es der Prinz, der seine Dankbarkeit gegen mich in — allerdings niemals auffälliger — Artigkeit gegen meine Frau zu erkennen gab.

Daß diese ungern, fast widerstrebend sich in das überhetzte gesellige Treiben stürzte, bemerkte ich kaum. Ich war entzückt, sie in ihrem einfach mit Rosen garnierten Kleid ohne kostbaren Schmuck und Prunk dennoch als die Gefeiertste unter all den strahlenden Erscheinungen beobachten zu können, und ich konnte nicht begreifen, daß sie sich nicht glücklich fühle, so glücklich, wie ich es war, geblendet durch all den geistigen und äußern Glanz, den ich mit meinem enthusiastischen Gemüt für echt hielt. Seit aber meinem Ehrgeiz mehr und mehr geschmeichelt wurde, seit man anfing, mich wie einen hervorragend begabten Mann zu behandeln, wich eben die Selbsterkenntnis der Selbstüberschätzung.

So war der Frühling herangekommen, als der Fürst mir die Bitte aussprach, ich möge der Begleiter und Instruktor seines Sohnes auf der bevorstehenden Römerfahrt werden.

Ich fühlte mich geehrt durch den erneuten Vertrauensbeweis, erwiderte aber, ich sei einmal nicht ver-

mögend genug, um meine militärische Laufbahn auf das Spiel setzen zu können, dann aber sei ich glücklich verheiratet und könne meine Frau nicht für so lange Zeit allein lassen.

„Auf den ersten Einwand hin," antwortete der Fürst, „werde ich Sr. Majestät persönlich meine Bitte unterbreiten; was aber die zweite Frage betrifft, so hat mein Sohn bereits Ihre Bedenken vorausgesehen und gebeten, Sie möchten um seinetwillen nicht von Ihrer Gemahlin getrennt werden. Und in der That dürfte ein Aufenthalt in Rom nicht ohne Interesse für die Baronin sein."

Ich bat mir Bedenkzeit aus, obwohl ich bereits entschlossen war, eilte auf meine Villa und begegnete dem Prinzen, der mir mitteilte, er habe soeben die Mitteilung von der baldigen Abreise an die Baronin überbracht.

Ich fand Asta verstört und zu meinem Erstaunen durchaus abgeneigt, an der Reise teilzunehmen. „Seit du bei Tag und Nacht im Schlosse weilst, ist's ja schon nicht mehr wie ehedem in unserm lieben Heim," sagte sie, „und wenn wir nun gar hinausgehen, schau, nachher wird's uns schon gar nicht mehr gefallen bei uns."

Daß hinter den gesprochenen wohl auch ungesprochene Worte verborgen lagen, das erkannte ich nicht. Kurz, es bedurfte meiner ganzen Überredungskunst, um endlich Sieger zu bleiben. Ich nahm die Stellung an, meinem Ehrgeize alles andere unterordnend.

So reisten wir denn ab — im Oktober war's — mit allen Bequemlichkeiten umgeben, die Reichtum und Rang bieten können.

Der Fürst hatte mich zu so einer Art Hofmarschall gemacht, d. h. mit reichen Mitteln ausgerüstet, die in den Händen des Sohnes ihm wohl nicht sicher angelegt erschienen.

Die Reisetage verliefen ebenso glücklich, wie die ersten Wochen in Rom. Daß Asta sich näher an mich

anschloß als in der Heimat, schien mir nur natürlich, wenn ich sie auch mitunter wegen ihrer Ängstlichkeit neckte.

Eines Tages — es war nach Weihnachten, und der Prinz hatte bei dieser Gelegenheit Asta mit kostbaren Geschenken in einer Weise überhäuft, daß ich ihn auf das Auffällige in aller Ruhe hinweisen mußte — also an einem Januartage kehrte ich vom Vatikan zurück. Ich hatte eine Zeichnung vollendet, eine Kopie aus den Loggien, um die mich der Fürst besonders gebeten hatte. Der Prinz wollte inzwischen allein einen Ausflug nach der Via Appia unternehmen. Asta war zu Hause geblieben — im Hotel Minerva, in welchem wir unsere Wohnung aufgeschlagen hatten. Meine Arbeit war schneller verlaufen, als ich vorher annehmen konnte, und ich freute mich, meine Frau zu überraschen und zu einem Spaziergange nach dem Pincio abzuholen.

Zu meinem Erstaunen fand ich sie in großer Erregung und mit Thränen in den Augen. „Leopold," rief sie, mir um den Hals fallend, „Leopold, ich bitte dich, laß mich abreisen — nach Wien, so rasch wie möglich!"

Ich fragte nach dem Grunde.

„Nachrichten — Familiennachrichten — Heimweh, grenzenloses Heimweh — alles, was du willst, nur laß mich reisen!"

Und als ich weiter in sie drang, fragte sie mich fast streng: „Hast du Vertrauen?"

Der Vorwurf, der in den Worten lag, wirkte entscheidend; ich gab nach, und andern Tages trat Asta, sich einer deutschen Familie anschließend, die Heimreise an.

Den Prinzen sah sie nicht mehr, denn erst am folgenden Tage kehrte er zurück, und zwar in Begleitung eines jungen Marquis Piralta, trotz seines italienischen Namens eines Franzosen. Ich benutzte die erste unbeobachtete Minute, um den Prinzen auf das Ungeeignete seines übernächtigen Ausbleibens aufmerksam zu machen.

Er hörte mich schweigend an. In seinen Augen

leuchtete es aber plötzlich auf wie in den Augen eines Raubtiers, wenn es gereizt wird.

Seit dieser Stunde entfremdete sich mir mein Zögling zusehends, um sich mehr und mehr dem Franzosen anzuschließen, einem Manne von allerdings bestrickenden Formen, dem aber die Spuren vorzeitigen Wohllebens in die sonst ansprechenden Züge gegraben waren. Schon nach kurzer Bekanntschaft war ich mir über die gänzliche Charakterlosigkeit des Marquis völlig klar, aber meine Warnungen an den Prinzen hatten einen durchaus der Absicht entgegengesetzten Erfolg. Bisher stets in meiner und meiner Frau Gesellschaft, mied er mich jetzt, soweit es nur irgend möglich war. An Stelle des artigen und mitunter fast allzu entgegenkommenden Wesens trat jetzt nach und nach eine Rücksichtslosigkeit, der ein bestimmtes Ziel zu Grunde liegen mußte. Dabei wuchsen die Ausgaben des Prinzen in horrender Weise, und als ich ihm eines Tages sagte, wenn das nicht anders würde, müsse ich an seinen Vater schreiben, antwortete er kurz: „Bitte, genieren Sie sich nicht; auch ich werde nicht verfehlen, mich auszusprechen." Mit Verwundern bemerkte ich wiederum den gehässigen Zug in des verzogenen Jünglings Gesicht. Ich stand vor einem Rätsel.

Ganz entgegengesetzt trat der junge Marquis auf. Je deutlicher er meine Gesinnung gegen ihn erkannte, um so höflicher und weltmännischer wurde er mir gegenüber.

Schon hatte ich dem Fürsten pflichtgemäß über die so plötzlich veränderte Lage, die ich ausschließlich auf den Verkehr des Prinzen mit dem Marquis schob, berichtet, schon hatte ich längst aufgehört, den immer größeren Anforderungen meines Schützlings an die Kasse ohne weiteres Folge zu leisten, als eines Tages ebenso plötzlich ein Umschwung zum Guten einzutreten schien.

Der Prinz und ich hatten seinerzeit unter Mitwirkung meiner Frau bereits eine Reihe von kostbaren Kunstschätzen und Antiken für des Fürsten Sammlungen angekauft, stets zu dessen voller Anerkennung.

Eines Morgens kam der Prinz freudestrahlend zu mir in das Zimmer. „Sie müssen mitkommen nach Tivoli! Die schönste Statue, die ich je gesehen, ist gestern ausgegraben worden — Piralta hat sie auch gesehen — die müssen wir für meinen Vater erwerben!"

Er sprach mit einer Begeisterung, die mich an die Rückkehr zu besseren Einsichten glauben machte, und ich beeilte mich, den günstigen Augenblick festzuhalten. Bald fuhren wir gemeinsam nach Tivoli, in bester Stimmung.

Die neugefundene Statue — ein Apoll war es — hatte nun allerdings einen bedeutenden Kunstwert, das leuchtete mir auf den ersten Blick ein. Und dieser Wert mußte zunehmen, sobald die Auffindung bekannt wurde. Schon waren einzelne junge Künstler herbeigeeilt, um das Wunderwerk nachzuformen und die Gipsabgüsse oder auch Marmornachbildungen möglichst schnell auf den Markt zu bringen.

Damals gestatteten die Gesetze noch den direkten Ankauf derartiger Funde durch Private, ließen ihn wenigstens unter der Hand zu.

Ich wußte, daß der Fürst jeden Preis für ein solches Kleinod zahlen würde, und glaubte ermächtigt zu sein, den Handel einzuleiten trotz der ungeheuren Höhe des Preises. Die Kurierdepeschen nach Wien wurden abgesandt. Tage, viele Tage vergingen, bis die Antwort kam, bis der Kauf endgültig zum Abschluß gelangte. Die beiden jungen Männer jubelten förmlich, als endlich die Statue des Fürsten unbestrittenes Eigentum wurde; sie hatten doch den Fund zuerst entdeckt.

Der Kauf war geheim gehalten worden, um nicht Spekulanten aufmerksam zu machen. Ich äußerte den Wunsch, einigen Freunden das Kunstwerk zu zeigen, aber der Prinz bestand auf schleuniger Verpackung, und ich sah keinen Grund, dem Fürsten den Anblick seiner Erwerbung länger als nötig vorzuenthalten.

Marquis Piralta übernahm es, die teure Statue

selbst bis an die Grenze zu geleiten, um allen Gefahren bei Gelegenheit der Zollrevision vorzubeugen.

Ich hatte die Absicht, diese Trennung der Freunde wahrzunehmen, um unsere Reise nach dem Süden fortzusetzen, aber durch den Ankauf waren meine Mittel derartig erschöpft, daß ich mich neuerdings mit der Bitte an den Fürsten wenden mußte, mich mit Reisegeld zu versehen. Damals kannte man noch keine telegraphischen Anweisungen auf Bankhäuser; kurz, es vergingen Wochen des Wartens, weit über die Berechnung hinaus. Längst war der junge Marquis zurückgekehrt, und längst war der Prinz wieder einem Schlemmerleben verfallen, aus dem ihn eben nur die Abreise erretten konnte. Dazu kam mir die Befürchtung, er bestreite seinen Aufwand aus Vorschüssen des Marquis, denn die ihm von mir gewährten Mittel konnten dazu nicht hinreichen.

Diese Zeit des Wartens wurde mir aber um so unerträglicher, als sich der Prinz — auch in Gegenwart Dritter — über die Einschränkung beklagte, die ich ihm auferlege; als er dann endlich sogar in nicht mißzuverstehender Weise erklärte, er wisse nicht, wo alle die Revenuen blieben, mit denen der Fürst uns ausgerüstet habe, wurde das Verhältnis völlig unhaltbar, und ich war entschlossen, den Prinzen zu seinem Vater zurückzubringen, sobald die Geldsendung eingetroffen war. Ich begriff mehr und mehr die Unmöglichkeit, auf einen jungen Mann einzuwirken, dessen Umwandlung mir psychologisch völlig rätselhaft blieb. Die sehnlichst erwartete Sendung kam nicht. Dafür trat eines Morgens ein mir wohlbekannter Haushofmeister des Fürsten in mein Zimmer. Erfreut eilte ich ihm entgegen, doch mit stummer, ernster Verbeugung überreichte er mir ein Schreiben, vor dessen Inhalt ich erstarrt dastand.

Der Fürst schrieb, wie schwer es ihm geworden sei, an Thatsachen zu glauben, die ein ferneres Zusammenbleiben seines Sohnes mit mir unmöglich machten. „Aber eben diese Thatsachen geben mir den Beweis,“

schrieb er, „daß ich mich in Ihnen geirrt habe. Vielleicht geschah es ohne Ihr Vorwissen, wenn von seiten der Baronin versucht wurde — immer wieder — das kindliche Herz meines Sohnes zu umgarnen, zu verwirren. Vielleicht haben Sie selbst in kluger Voraussicht die Trennung herbeigeführt. Das mag dahingestellt bleiben. Daß Sie aber nicht bona fide eine elende Nachbildung um einen so hohen Preis und als ein klassisches Kunstwerk ankaufen konnten, dafür bürgt mir Ihre oft bewährte Sachkenntnis. Doch — ich werde schweigen, unverbrüchlich schweigen, auch nicht fragen, wie Sie bei den gebotenen Mitteln dazu kamen, meinen Sohn fast darben zu lassen. Ich werde auch keinerlei Rechnungsablegung annehmen und alle Rückstände durch meinen Haushofmeister berichtigen lassen, der Ihnen die Kosten der Rückreise erstatten wird.

Ich verbiete Ihnen jede Auseinandersetzung mit meinem Sohne, dessen Gemüt schon durch die Einblicke, die er zu meinem lebhaften Bedauern erhielt, tief ergriffen wurde."

Was nun folgte, es läßt sich mit Worten nicht ausdrücken. Natürlich reiste ich ab, aber noch in dem festen Glauben an meine glänzende Rechtfertigung. Welche Enttäuschungen sollten meiner harren!

Ich fand meine Frau in einem Zustande äußerster Erregung. Schon war das Gerücht zu ihr gedrungen, ich sei von meiner Stellung abberufen worden. Daß die giftige Saat der Verleumdung, die das Gerücht ausgestreut hatte, schon damals ihre Keime trieb, das sollte ich bald erfahren.

Vergebens suchte ich mir Einlaß bei dem Fürsten zu verschaffen. Vergebens schrieb ich; meine Briefe kamen uneröffnet zurück. Aber wo ich mich auch blicken ließ, überall ging man mir aus dem Wege. Ich versuchte diesem oder jenem die Verhältnisse auseinanderzusetzen; man gewährte mir eine Art von Zustimmung, die dennoch einen Zweifel ausdrückte. Die Verleumdung

eines heimtückischen Knaben hatten Glauben gefunden, und mir ward nicht einmal das Recht der Verteidigung, denn niemand klagte mich öffentlich oder förmlich an. Die abweisende Haltung, der ich überall begegnete, und der ich machtlos gegenüberstand, brachten mich zur Verzweiflung. Ich fühlte, ich sei ein verlassener, verlorener Mann — gebrandmarkt — ehrlos. Und dazu — frei von aller Schuld! Sollte man da nicht an der göttlichen Gerechtigkeit irre werden?

Aber noch blieb mir ein Trost: mein Weib. Sie kannte meine Unschuld, sie klagte sich selber an, zu meinem Unglücke beigetragen zu haben. Erst jetzt erfuhr ich, wie der Prinz schon hier sie mit seiner Liebe verfolgt, wie sie damals in ihm nur den Knaben erblickt und geschwiegen habe. Dann aber, in Rom, sei er immer deutlicher in seinen Anträgen geworden und habe endlich so weit die Grenzen überschritten, daß sie zu ernster Notwehr habe greifen müssen. Das sei aber zu der Zeit geschehen, als sie so plötzlich zur Abreise drängte. Der Prinz habe seinen Ausflug nach der Via Appia nur vorgegeben, um sie allein zu treffen. „Das sollst du bereuen!“ seien seine letzten Worte gewesen, bevor er im Zorn fortstürmte.

Nur um meine Stellung nicht unhaltbar zu machen, hatte Asta geschwiegen. Hätte sie damals gesprochen — die Wahrheit — so wären mir vielleicht alle die Bitterkeiten erspart geblieben, die seit 28 Jahren mein Leben vergiften.

Aber ich will sie nicht anklagen, die Arme. Sie selbst hat gelitten, unsagbar gelitten unter meinem Schicksal, bis Gott sie plötzlich abrief. — Ich blieb allein zurück mit dem neugeborenen Knäblein, allein, ohne Stellung, fast ohne Brot und vor der Welt ohne Ehre! Ist es zu verwundern, wenn mich Verzweiflung ergriff, wenn ich mit dem Entschlusse rang, einer Welt zu entfliehen, an die mich nichts mehr band, in der mich nur neue schmachvolle Enttäuschungen erwarteten?

Ich hatte eine einzige, unverheiratete Schwester. Sie kam nach dem Tode meiner Frau zu mir. Sie war es, die meinen Seelenzustand durchschaute, die mir riet, fern über dem Ocean den Kampf um das Dasein noch einmal aufzunehmen.

Mein Entschluß war bald gefaßt. Wem konnte ich auch nützen? Meinem Kinde hätte ich nur den Fluch angehängt, der auf mir lastete. Ich übergab den Rest meines Vermögens meiner Schwester und den Knaben dazu. Gott gebe, daß er niemals erfahre, was seinen Vater fortgetrieben! Für ihn bin ich gestorben, das war die beste Erbschaft, die ich ihm geben konnte, solange ich meinen Wappenschild nicht zu reinigen vermochte vom Schmutz der Verleumdung.

Was ich hier fand, in meinem neuen Vaterland, das wissen Sie. Die Arbeit half mir hinweg über die vielen Jahre, die seit jener Zeit vergangen sind. Aber wenn dieses Pergament in meinen Händen zittert, dann erwachen alle die schlimmen Erinnerungen, dann muß ich immer von neuem fragen: Was that ich Böses, um so bestraft zu werden? Giebt es denn eine göttliche Gerechtigkeit?" —

Die Baronin hielt inne. Sie war offenbar selbst ergriffen von dem Inhalt des Mitgeteilten.

„Hier enden die Aufzeichnungen des Alten," sagte sie dann.

„Geschahen denn keine weitern Schritte von seiten des Zeichners, um seine Unschuld an den Tag zu bringen?" fragte ich.

„Gewiß," antwortete sie, „aber vergebens. Es fehlte eben an einer bestimmten Beschuldigung, auf die hin eine Untersuchung zu beantragen gewesen wäre. So abweisend wie in Wien blieb der Fürst auch gegen alle Aufklärungsversuche, die von hier aus erfolgten, bis Hugo endlich das Nutzlose seiner Berufung an des Fürsten oder des Prinzen Ehrgefühl einsah und — verschollen

blieb. Vielleicht wurden die Briefe nicht einmal gelesen; eine Antwort erfuhren sie nicht.

Jahre vergingen, viele Jahre.

Der einst gefeierte Offizier war vergessen. Niemand in Wien kannte seinen Verbleib, nicht einmal die eigene Schwester.

So blieb es. Niemand beachtete auch hier den fleißigen stillen Arbeiter.

Eine Änderung sollte erst eintreten, als" — Sie brach ab.

„Sie schweigen, Baronin. Wollen Sie mich nicht nun auch alles wissen lassen, was Ihren armen Freund betrifft?"

„Gut. Ich werde das dann aber kurz zusammenfassen, da ich jetzt von mir selbst sprechen muß. Ich wandte mich, nachdem ich diese Blätter gelesen, vertrauensvoll an meinen Vater, einen sehr umsichtigen Mann. Auf seinen Rat und in seinem Namen schrieb ich an einen seiner Bekannten, einen Angestellten bei der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Wien. Unschwer gelang es diesem, meine Hauptfrage zu beantworten: Der zurückgebliebene Sohn des Blinden lebte, lebte als angesehener Mann und in guten Verhältnissen, wogegen die alte Dame, die ihm wie eine Mutter gewesen, unlängst gestorben war.

Wiederum im Namen meines Vaters wandte ich mich nun an den Entdeckten, den Sohn, teilte ihm in kurzen Zügen alles mit, was ich wußte, und schon nach drei Wochen kam ein Telegramm aus Hamburg: „Bin an Bord Steamers Bismarck. Vater auf völlige Klarlegung vorbereiten." Das Telegramm trug die Unterschrift des Sohnes.

Für alle die Freuden, die den Blinden nun erwarteten — ja, Worte giebt es dafür nicht. Gewann doch der alte Mann in denselben Stunden seine Ehre und seinen Sohn zurück. Und welch einen Sohn, Herr Nagel, welch prächtigen, herrlichen Menschen!" —

Die Baronin nahm aus der Blechkapsel einige Papiere; alte Briefe waren es.

„Hier," sagte sie, „sind die Dokumente, die schon zehn Jahre früher dem alten Zeichner hätten Glück und Frieden bringen können, wenn nicht der Sohn den Vater längst verstorben gewähnt hätte. Dieser Brief hier ist es, der die Thränen in des Blinden Augen trocknen sollte. Der Fürst Sch. richtete ihn vor zehn Jahren an die Schwester des Verschollenen:

„In der Stunde des Todes bekannte mir mein unglücklicher Sohn," — so las die Baronin aus dem vergilbten Papiere — „wie verwerflich er gegen den edlen Mann gesündigt, der nun wohl längst seine Gerechtigkeit vor einem höheren Richter fand. Eine sündhafte Hinneigung zu der tugendhaften Frau Ihres Bruders verblendete den Prinzen, den ich damals kaum dem Knabenalter entwachsen glaubte. Ein furchtbarer Haß bemächtigte sich seiner, als er in klaren Worten durch jene Frau auf das Unehrenhafte seines Verhaltens hingewiesen wurde, und ein charakterloser Jüngling, ein Marquis Piralta, bot ihm willig die Hand dazu, den Mann zu verderben, der ihm ein wahrer Freund gewesen, half ihm, die Tugend einer Frau an deren Gatten zu rächen. Gottes Gerechtigkeit hat gewaltet. Jener Piralta, der damals eine an mich gerichtete Sendung hohen künstlerischen Wertes gegen ein elendes Machwerk vertauschte, um dann den Erlös des echten Kunstwerkes mit meinem Sohne gemeinsam in wüster Völlerei zu verprassen, jener Piralta sollte meinen armen Sohn immer tiefer hineinziehen in das moralische und physische Elend, dem er nun erlegen ist. Sein reumütiges Bekenntnis möge ihm vor dem ewigen Richter Gnade verschaffen. Mir aber mögen die schweren, sorgenvollen Jahre, die mir das Schicksal auferlegte, als Sühne angerechnet werden, wenn ich mich einst verantworten muß für das Elend, das meine Leichtgläubigkeit über einen edlen Mann gebracht hat.

Ich fühle, daß auch ich dem Ende nicht mehr fern bin. Ihnen und dem Kinde des so schwer Verkannten spreche ich vor meinem Scheiden die Bitte aus, die ich diesem selbst aussprechen würde, wäre er noch unter den Lebenden, die Bitte, einem schwergeprüften Manne Verzeihung zu gewähren.

Fürst Sch.

Die Baronin schwieg.

„Und lebt er noch, der blinde Edelmann?“ fragte ich.

„Gewiß lebt er, unter der sichern Obhut seines ehemaligen Brotherrn, meines Vaters, und jedem, der es hören will, erzählt er von dem Glanze seines Wappens. Es sei das Beste, was er habe, sagte er, als er mir die Kapsel mit dem Inhalt zur Hochzeit schenkte, er selbst, nun völlig blind, könne sich doch nicht mehr daran erfreuen.

„Und der Sohn? Blieb er bei dem Vater?“ wandte ich mich an die Baronin.

„Nein, er lebt hier in Wien.“

„Sie nannten den eigentlichen Namen des Leopold Hugo nicht, Baronin; darf ich fragen“ —

„Wirklich, nannte ich ihn nicht?“ unterbrach sie und sah mich mit schelmischem Lachen an. „Nun denn, er heißt — Freiherr von Brucken, und sein Sohn ist — mein Mann.“

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Empfehlenswerte Werke

aus dem Verlage

von

Schall & Grund

Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler

Verein der Bücherfreunde

Berlin W. 62

Verein der Bücherfreunde

Vorstand

Martin Greif
Hermann Heiberg
Ernst von Wolzogen

Geschäftsleitung

Schall & Grund
Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler
Berlin W. 62
Kurfürstenstraße 128

Gute Bücher sind die besten Freunde

Satzungen

Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde" bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, litterarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Litteratur — nicht Übersetzungen — zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Ausländer. Ausgeschlossen sind nur Leihbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Der Austritt muß 2 Monate vor Ablauf des Jahrgangs angemeldet werden.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Litteratur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Änderungen hierin behält sich die Geschäftsleitung vor.

Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf 3 Mk. 75 Pf. (= 2 fl. 32 kr. oder 5 Fr. für die geheftete Ausgabe — vorauszubezahlen — und auf 4 Mk. 50 Pf. (= 2 fl. 79 kr. oder 6 Fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr.

Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen".

Jeder der bisher erschienenen Jahrgänge der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde ist noch zum Preise von Mk. 15.— geheftet — Mk. 18.— gebunden zu haben. — Genaues Verzeichnis nachstehend.

Inhalt des sechsten Jahrgangs Oktob. 1896 bis Oktob. 1897

Anton Freiherr von Perfall: Die Krone. Romantische Erzählung. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

C. Freiherr von der Goltz-Pascha, Kgl. Preuß. Generallieutenant, Osman. Marschall a. D.: **Anatolische Ausflüge.** Reisebilder. Mit 37 Bildern und 18 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Arthur Achleitner: Schwarzwald-Novellen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Dem Schwarzwaldbuche Achleitners ist an den Höfen zu Stuttgart und Karlsruhe regstes Interesse entgegengebracht und die Wahl der Novellenstoffe dortselbst als eine sehr glückliche bezeichnet worden.

A. Seidel, Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft: **Goldene Worte der Hohenzollern.** Mit 20 Portraits in Holzschnitt. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

A. von Boguslawski, Generallieutenant z. D.: **Aus bewegten Zeiten.** Novellen und Skizzen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach): **Glückskinder.** Roman. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Professor Em. Schmidt: Ceylon. Mit 39 Bildern und 1 Karte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

F. Freiherr von Dincklage-Campe, Generallieutenant z. D.: **Erinnerungen eines Veteranen.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.



Mehmed Agha aus Tscherkeßli

Aus: Freih. v. d. Goltz-Pascha, Anatolische Ausflüge, Reisebilder

Erster Jahrgang 1891/92

Todsünden. Roman von **Hermann Heiberg.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Aus Mitleid und andere Novellen von **Alexander Baron von Roberts** geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.
Seelenanalysen. Novellen von **Max Nordau.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung von Dr. **Theodor Jaensch.** geh. Mk. 3.75; geb. Mk. 4.50.
Carriere. Roman von **Olga Wohlbrück.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Fliegender Sommer. Geschichten von **Ludwig Ganghofer.** geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.
Zwei reiche Frauen. Roman von **M. von Eschen.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen von **Johannes Ziegler.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

Zweiter Jahrgang 1892/93

Das Leben auf der Walze. Roman von **Wolfgang Kirchbach.** Mit 10 Vollbildern auf Kupferdruckpapier v. Georg Koch. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Töte sie! Roman von **Balduin Groller.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. **H. Haas.** I. Teil. Mit 55 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.
Pfarrer Streccius. Roman von **E. Eschricht.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Der Telamone. Roman von **Fedor von Zobeltitz.** Mit 77 Textzeichnungen von Friedrich Stahl. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.
Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von **A. Schneegans.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Das Sternenzelt, von Prof. Dr. **Carl Titus.** Mit 70 Abbildungen im Text und drei doppelseitigen Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Norddeutsche Erzähler. Novellen von **Hermann Heiberg** und **Konrad Telmann:** Das Schicksal auf Moorheide — Ruggiero, der Brigant. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

Dritter Jahrgang 1893/94

Hančička, das Chodenmädchen. Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge. Von **Maximilian Schmidt.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Norddeutsche Erzähler. Novellen von **Wilhelm Jensen** (Altflorentinische Tage), **Heinrich Seidel** (Die silberne Verlobung), **Julius Stinde** (Martinshagen, eine Erzählung abseits der Heerstraße). geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. u. 16. Jahrhundert. Von **Johannes Renatus.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.
Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. **H. Haas.** Zweiter, in sich abgeschlossener Teil mit 163 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Neuland: Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Mit Beiträgen von Otto Julius Bierbaum, M. G. Conrad, Anna Croissant-Rust, Max Dreyer, Franz Evers Cäsar Flaischlen, Hanns von Gumppenberg, Max Halbe, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Hegeler, Karl Henckell, Peter Hille, Maria Janitschek, Detlev von Liliencron, John Henry Mackay, Willy Pastor, Carlot Gottfrid Reuling, Paul Scheerbart, Johannes Schlaf, Hans Schliepmann, Heinz Tovote; herausgegeben von **Dr. Cäsar Flaischlen.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.

Die Geisterseher. Humoristischer Roman von **Fritz Mauthner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Laienpredigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen. Von **Otto v. Leixner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße. Von **Luise Westkirch.** geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Vierter Jahrgang 1894/95

Der Scharffenstein. Roman von **Anton Freiherr von Perfall.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Die jüngeren Prinzen. Historischer Roman von **A. von der Elbe.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. Von Hauptmann **Rochus Schmidt.**

Band I. Ostafrika. Mit über 100 Bildern und 25 Originalzeichnungen von Hellgrewe nebst einer Karte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Band II. Westafrika und Südsee. Mit 150 Bildern und 6 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Der Pförtnerssohn von St. Veit. Roman von **Otto Elster.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Gewissensqualen. Zwei Novellen von **Gerhard von Amyntor.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Streifzüge in Toskana, an der Riviera und in der Provence. Von **Victor Ottmann.** Mit 125 Bildern. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Fröhlich Gejaid. Jagdgeschichten von **Arthur Achleitner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Fünfter Jahrgang 1895/96

Richard Nordhausen: Die rote Tinktur. Eine kuriose Geschichte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.

Gregor Samarow (Oskar Meding): Palle. Historischer Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.

Paul von Schönthan: Jahreszeiten der Feder. Allerlei Humoresken. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.

Eduard Bertz: Das Sabinergut. Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

A. Seidel, Sekretär d. deutsch. Kolonialges.: **Geschichten und Lieder der Afrikaner.** geb. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Otto von Leixner: Aus meinem Zettelkasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Euf. v. Adlersfeld-Ballestrem: Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Dr. Arthur Sperling: Medizinische Streiflichter. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Beitrittserklärungen und Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie die Geschäftsleitung Schall & Grund, Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 128 entgegen.

Krieg und Sieg
1870-71

ist unbestritten die beste und bedeutendste
und dabei auch billigste Erscheinung der Jubiläums-Kriegslitteratur.

Das Erinnerungswerk
zur Feier der vaterländischen Gedenktage

geruhten durch Anerkennungsschreiben auszuzeichnen:

Se. Majestät der Kaiser und König
Ihre Majestät die Kaiserin und Königin
Se. Majestät der Kaiser von Japan
Se. Majestät der König von Schweden und Norwegen
Se. Königliche Hoheit der Prinzregent von Bayern
Se. Majestät der König von Sachsen
Se. Majestät der König von Württemberg
Se. Majestät der König von Rumänien
Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Baden
Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.
Se. Königliche Hoheit der Regent v. Braunschweig, Prinz Albrecht v. Preußen
Se. Königliche Hoheit der Fürst von Hohenzollern
Se. Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Leopold von Preußen
Se. Königliche Hoheit der Prinz Leopold von Bayern
Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht v. Mecklenburg-Schwerin
Se. Durchlaucht der Fürst von Bismarck
Se. Durchlaucht der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst
Se. Durchlaucht der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Kaiserlicher Statthalter von Elsaß-Lothringen
Se. Durchlaucht der Erbprinz Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen
Se. Excellenz der Staatsminister Dr. von Boetticher
Se. Excellenz der Generaloberst d. Kav. Graf von Waldersee
Se. Excellenz der Kriegsminister a. D., General d. Inf. Dr. von Verdy du Vernois
Se. Excellenz d. Kriegsminister a. D., General d. Inf. Bronsart v. Schellendorff